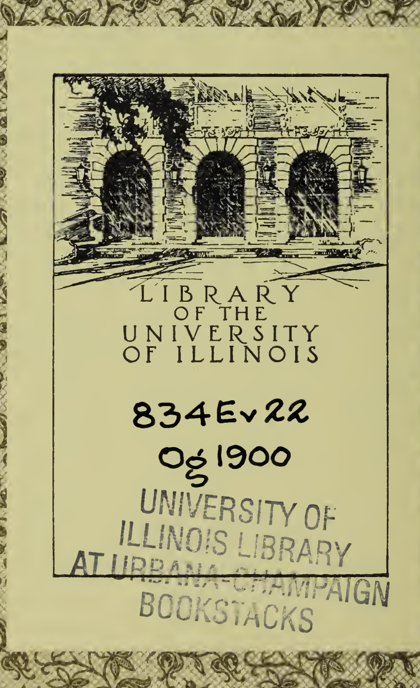
Glockenklänge



von

Ernst Evers.







Glockenklänge.



Glockenklänge.

Festgeschichten

von

Ernst Evers.

Dritte Auflage.

Pilger-Buchhandlung.
Reading, Pa. New York.

Druck: Mauritz & Ruppin, Berlin S.W.,
Lindenstraße 2.



Lieber Leser!

Diese Blätter wollen Dir Klänge aus der Höhe durch das Herz ziehen lassen, und Du sollst aus denselben heraushören den Wiederhall oder Nachhall der Festtagsglocken, wie sie bald fröhlich, bald traurig, aber allzeit lockend und ladend klingen. So will dies Buch mithelfen, daß man dort, wo man den Feiertag noch hat, ihn nicht verliere, sondern lieb behalte, und daß man dort, wo man die Kirchglocken über die Häupter hinüber, aber nicht in's Herz hineinläuten läßt, wieder Lust bekomme, auf dem Wüstenwege sich eine Herberge zu suchen, nämlich den Altar des Herrn Zebaoth. Das ist der Wunsch und das Gebet dessen, der diese Blätter dem deutschen Volke darbietet. Der Herr aber grüße mit dem Gruße seines Friedens Jeden, der dies Buch in die Hand nimmt!

Der Verfasser.

Vorwort zur dritten Auflage.

Zum dritten Male sollen die Glockenklänge durch die Lande ziehen. An vielen Orten rufen auch die Kirchenglocken dreimal über die Lande: „Kommt, denn es ist alles bereit!" Gott gebe, daß ihr drittes Läuten in manches Ohr hineinklinge, das bisher verschlossen war! Er geleite das Buch und segne die Leser.

Berlin, zur Herbstzeit 1900.

Der Verfasser.



Inhalt.

I.

Advent.

Dunkle Tage und helles Licht.

Dunkle Tage und helles Licht.

I.

Dämmerstunden.

O lasset in die Wette
Den Geist der Liebe wehn,
Und ihre Segenskette
Durch alle Herzen gehn:
Umfasset mit Erbarmen
Immanuels Geschlecht,
Und lehret seine Armen
Jehovah's Licht und Recht.

Wer will die Fähne tragen
In diesem heil'gen Streit?
Wer will die Pfosten schlagen
Zum Zelt der Herrlichkeit?
Denn Gottes lichte Wolke
Dann nimmermehr entweicht,
Wo Japhet Abrams Volke
Die Hand auf ewig reicht.

Die grauen Wolken jagten aus Nordwest und ließen einen weißen Schleier über die braune Haide wallen. Dann und wann trat der Mond aus dem Gewölk heraus, warf sein mattes Licht hinein in die verkrüppelten Tannen und malte seine Bilder auf Schnee und Haide. Aber dichter wurde das Gewölk,

1*

und dichter wehten die weißen Flocken über die Erde, und bald war die große Leuchtkugel der Nacht verschwunden. Es verschwanden auch allmälich die braunen Büschel der Haide, und das tiefgebeugte Tannengezweige hüllte sich ins weiße Gewand. Die Adventsnacht war herniedergesunken auf die kalte Erde und umwehte den einsamen Wandersmann wie mit gewaltigem Brausen vom Himmel.

Mitten in der Haide stand einsam, wie ein verlorner Posten, das Haus des Hans Jürgensen. „Den Haidebauern" nannten sie den Mann; und das Haidehaus" nannten sie das Gebäude, dessen Strohdach weit hinausschaute über die braune Ebene. Die Menschen weit und breit sahen das dunkle Dach über die Ebene ragen, aber nur wenige waren dort eingekehrt; denn das Haus lag fernab vom Wege. Heute war das Haus vom Schneesturm umweht und von Nacht umhüllt. Der Schein des einsamen Lichtes, der zu den beiden kleinen Fenstern hinausleuchtete, strahlte wohl hundert Schritte weit und verlor sich in Nacht und Wetter. Und so weit der Schein hinausleuchtete, so weit drang hinaus — oder ist er weiter gedrungen, hoch in die Höhe? — der Sang der fröhlichen Stimmen. Sie sangen aber das liebliche Lied des Advent:

Hosianna! Davids Sohn Kommt in Zion eingezogen;
Auf, bereitet Ihm den Thron, Setzt Ihm tausend Ehrenbogen.
Streuet Palmen, machet Bahn, Daß Er Einzug halten kann!

Hosianna! Sei gegrüßt! Komm, wir gehen Dir entgegen:
Unser Herz ist schon gerüst't, Will sich Dir zu Füßen legen.
Zeuch zu unsern Thoren ein, Du sollst uns willkommen sein.

Dem einsamen Wandersmann rauschte das Lied durch die Seele; er stand einen Augenblick still in dem matten Schimmer des einsamen Lichtes und horchte hinüber zu dem Sang. Dann blickte er rückwärts: seine Spur war verweht; und wenn der Schneesturm sie nicht verweht hätte, hätten auch scharfe Augen sie nicht erspähen können. Fester faßte seine Rechte den langen Pilgerstab, und fester faßte seine Linke die Hand, die ihm in der Linken ruhte. Ja, der Pilger hat einen Begleiter, ein Knäblein, dessen Haupt ihm an die Brust reicht. Die beiden schütteln sich den Schnee von den Füßen und von dem Haupt, stehen dicht vor der Hausthür noch einmal stille, und fester umfaßt der Alte die Hand des Knaben und sagt ernst und feierlich:

„Da sind wir am Ziele, Benjamin. Der Gott Israels hat uns geleitet. Er fähret auf den Wolken wie auf einem Wagen; Er gehet auf den Fittigen des Windes, Er thue Dir die Thüren dieses Hauses auf, wie Er einst Seinem Volke die Thore des Landes Kanaan aufgeschlossen hat, daß Sein Volk sicher wohne in dem Lande, das der Herr, Sein Gott, ihm gegeben hat."

Er öffnete die Thür und trat auf die große Flur. Noch einmal schüttelten die Wanderer den Schnee ab.

Der Haidebauer war unterdessen mit dem Lichte herausgetreten und hatte es hoch in die Höhe gehalten, daß es jenen in's Angesicht leuchte. Ehe er aber die späten Gäste erkannt hatte, grüßte ihn der Alte: „Friede sei mit diesem Hause! Der Friede des Höchsten über Euch alle!" — „Amen," sagte der Haidebauer. „Ich mein's ebenso, Vater Nathan. Tretet ein! Gebt mir den schweren Bündel. Bei solchem Wetter und bei solchem Alter durch die Haide? Nathan, Nathan, das dürft Ihr Euren alten Füßen und Euren schwachen Augen nicht mehr zumuten."

„Er, der Sein Volk führete wie eine Herde Schafe durch Mose und Aaron, Er hat Seinen Engeln über mir befohlen, daß sie mich behüten auf meinem Wege. Ich mußte Euch aufsuchen, Hans Jürgensen; denn ich weiß, daß Ihr Mitleiden habt mit dem armen, alten Nathan und ihn nicht von Euch stoßet, wenn er Euch anfleht. Ich will Euch meine Not klagen." — „Eure Klage will ich hören," sagte der Hausherr, „aber zu vor sollt Ihr Euch erquickt haben an meinem Tische mit samt Eurem Knaben. Legt die nassen Kleider ab, Vater Nathan; hier ist Trockenes." Mit dankbarem Blick schaute das dunkle Auge des alten Juden hinein in das helle, offene Angesicht des Haidebauern. Wie war das Auge des starken, stattlichen Mannes so ruhig, so ernst! Wie schaute dies Angesicht so treu und bieder, so mild und freundlich auf die gebeugte Gestalt. Die drei Kinder des Bauern, im Alter von acht

bis zwölf Jahren, räumten auf einen Blick des Vaters die Ofenbank. Die Hausfrau war nach der ersten Begrüßung des Nathan hinausgeeilt und kehrte wieder mit dampfenden Schüsseln. Der Alte mit seinem Knaben ließ es sich wohl schmecken. Als er gesättigt war, stand er auf, und neben ihm stand der Bube. Der Alte aber sprach mit erhobener Stimme im Tone des Gebets: „Vergesse ich dein, Jerusalem, so werde meiner Rechten vergessen." — „Amen," sagte der Haidebauer, und neigte sein Haupt zu dem Worte.

„Hans Jürgensen!" sagte der Alte, „ich muß nun das Wort mit Euch reden, das mir das Herz schwer macht, wie wenn ein Fels darauf gewälzet wäre. Ihr kennet mich von jenen Tagen Eurer Kindheit her, da ich bei Eurem Vater einkehrte und meine Waare feilbot, bis heute; und ich kenne Euch, so alt Ihr seid. Diesen meinen Knaben kennt Ihr nicht; aber ich habe Euch erzählt von meiner Tochter Kind, und dieser ist es. Ihr wißt, daß meine Tochter längst verstorben ist. Der Vater des Knaben aber lebt. Ich habe Euch von ihm nicht viel erzählt, weil ich nicht Schmach werfen wollte auf das Meine; aber nun, da ich mit meinen Klagen von den Meinen zu Euch fliehe, muß ich Euch Alles erzählen. Der Vater dieses Knaben ist einer von denen, die da wandeln im Rate der Gottlosen und treten auf den Weg der Sünder, und sitzen, da die Spötter sitzen; und treffen wird ihn das Wort des

Herrn aus dem Munde Zophars: Wie ein Traum vergehet, so wird er auch nicht funden werden; und wie ein Gesicht in der Nacht verschwindet. Es ist meines Knaben Vater, und das Gebot des Herrn stehet mir fester als die Berge, und viel köstlicher als Gold und Edelstein ist mir das Wort des Höchsten: ‚Du sollst Deinen Vater und Deine Mutter ehren, auf daß Du lange lebest in dem Lande, das Dir der Herr, Dein Gott, giebt.‘ Er ist meines Knaben Vater, und lieber schwiege mein Mund vor dem Kinde; aber der Knabe hat von andern erfahren die Uebelthat seines Vaters; und wissen mußte er, warum ich ihn hinwegführte von unserer Freundschaft bis tief in die Haide herein. Mein Tochtermann war ein Handelsmann wie ich, aber er ist von jeher des Luges und des Truges voll gewesen, und von jeher hat er seine Güter umbracht. Was er leicht erworben hatte im falschen Handel, das hat er leichtfertig, häufig mit den Zechgesellen unseres Volkes, und noch häufiger mit denjenigen Eures Volkes durchgebracht. Als meine Tocher gestorben war, hat mein Tochtermann falsche Wechsel gemacht, und hat drei Jahre im Gefängnis gesessen. Da habe ich für den Knaben gesorgt, und hab's gelobt dem Gott meiner Väter, daß m e i n Leben des Knaben Leben sein solle, und daß ich ihm sein wolle Vater und Mutter. Bei Gläubigen meines Geschlechts hat er gelebt, während ich über

Land zog und für ihn eingesammelt habe im mühevollen Tagewerk. Als aber der Vater des Kindes heimkehrte, verlangte er sein Kind, und ich mußte es ihm herausgeben, und er hat es zu Seinesgleichen gegeben. Woher er aber das Geld genommen hat für sich und sein Kind, das erfuhr ich schon nach zwei Jahren, als er wegen Hehlerei wieder zu einem Jahre Gefängnis verurtheilt wurde. Da habe ich wieder für das Kind sorgen dürfen. Aber nach einem Jahr ist's mir wieder aus den Händen genommen, und er ist mit dem Knaben auf die Märkte gezogen und hat ihn die Schliche seines Handels gelehrt. Das Kind hat zwar heißes Verlangen gehabt nach dem alten Nathan und nach seinen Pflegeeltern, und hat nicht lernen wollen die List des Vaters; aber ein altes Herz kann ein junges Leben leicht überlisten, und als ich das Kind wieder traf, hab' ich bald gemerkt, daß es allmälich lernen werde, in den Fußspuren des Vaters zu gehen. Darum bin ich hinübergegangen auf den Markt und hab' mit meiner Tochter Mann gehandelt um das Kind, und hab' ihm in eines sicheren Mannes Gegenwart Geld geboten für den Knaben, und er hat's angenommen. Als ich's ihm aber brachte und Schrift und Siegel verlangte zur Sicherheit, da hat er mir das Geld entrissen, hat mich verspottet und hat gesagt, daß der Knabe *sein* Kind sei, und daß ich noch zehnmal zahlen müsse, ehe er einmal den Knaben hergebe. Ich dachte wohl an mein

Recht und an die Gerichte, und ich dachte auch an die Zukunft des Knaben: aber war der Vater nicht meiner Tochter Mann und meines Knaben Vater? Ich dachte auch an das Wort des Eliphas über den Gottlosen: ‚er wird abgerissen werden wie eine unzeitige Traube vom Weinstock, und wie ein Oelbaum seine Blüte abwirft.‘ Und so geschah es. Und als der Vater wieder im Gefängnis saß, hab' ich das Kind wieder zu den rechten Kindern Israels bringen dürfen. Aber aus dem Gefängnis ist eine Stimme an mein Ohr gedrungen, die hat also geredet: ‚Wenn ich herauskomme, dann will ich dem Alten das Kind aus den Händen winden, und will dafür sorgen, daß er es nimmer wieder unter seine Finger bekommt; und wenn ich auch halb ehrlich drum werden sollte, so soll der Junge seines Vaters Junge werden, und nicht seines Großvaters Betgeselle. Und bis mein Bub seine achtzehn Jahre voll hat, werd' ich mich sicher vor den Kerkermauern hüten.‘"

„Das hat er gesagt; und ich weiß, daß er wahr macht, was er übel geredet hat. Ich habe in den Nächten gesonnen, wie ich meinen Knaben erretten könne vom Strick des Verderbers. Ich habe auch mit den Rechtskundigen geredet, und sie haben mir gesagt, daß ich wohl den Knaben aus den Händen des Vaters herausziehen und sein Vormund werden könne. Aber ich weiß, daß die List des Bösen über das Recht des Guten gehet; ich weiß, wozu meiner

Tochter Mann fähig ist; darum faßte ich den Entschluß, mit dem Knaben zu fliehen — weit weg zu entfliehen. Aber wird der Vater nicht forschen nach seinem Kinde in unserer ganzen Freundschaft? Wird er es nicht suchen bei allen Männern unseres Volks? Er ist ein Handelsmann wie ich, und wird von Stadt zu Stadt ziehen, und von Dorf zu Dorf, bis er gefunden hat, was er suchet. Den alten Nathan mag er finden: der wird stumm sein wie eine Taube unter den Fremden, wenn er nur den Knaben nicht findet. Es sei ferne von mir, dem Vater sein Kind zu nehmen: aber ich will es ihm retten und erhalten, und will es ihm zum Guten erziehen lassen. Er mag den Knaben nehmen, wenn derselbe das Gesetz Mosis kennt, und ihm das Gesetz in's Herz geschrieben ist. Bis dahin geht mein Recht seinem Rechte vor, ob ich auch darum sollte gebunden und gefesselt werden. Aber wo findet mein Knabe die Arche Noahs, da er geborgen ist vor den Wogen des Verderbens? Ich habe gesucht und habe nicht gefunden. Darum bringe ich ihn Euch, Hans Jürgensen. Ich will sein Leben sicher stellen, und seines Großvaters Gut in Eure Hand legen. Ich vertraue Euch, wie ich dem Besten meines Volkes vertraue. Bewahret mir das Kind und meine Erdenschätze, bis ich wieder komme, beides in eine andere, sichere Zufluchtsstätte hinüberzuholen. Ich hoffe, daß ich noch im Laufe des Winters finden werde, was ich suche; und dann

werde ich wieder kommen und meinen Knaben holen, um ihn erziehen zu lassen im Glauben seiner Väter. Ich weiß, daß Ihr den Glauben Israels nicht verachtet, wenn Ihr auch viel höher achtet den Glauben an Euren gekreuzigten Gott."

„Ich habe Euer Buch gelesen, daß Ihr mir gegeben habt, und das Ihr das Neue Testament nennt, und manchmal, da ich las, wollte mein Herz mit einstimmen in das Hosianna, das Ihr dem Messias entgegenjauchzet. Aber ich sage doch: Er ist's nicht, denn Er wird kommen in Seiner Schöne, und wird den Thron Davids wieder aufrichten, und wird bauen die Mauern Jerusalems. Nein, der alte Nathan will dem Gotte Israels treu bleiben. Und nur aus bitterer Not nehme ich meiner Tochter Kind, und gebe es aus der Hand meines Volkes in Eure Hand, Hans Jürgensen! Ich weiß, daß Ihr mir nicht drum zürnet, wenn ich Euch das sage. Ich weiß, daß Ihr den alten Nathan verstehet. Wohin soll ich mit meinem Knaben — wohin — ach wohin? Aber, Hans Jürgensen, wenn ich Euch das Kind gebe, dann müßt Ihr mir Eins versprechen, nämlich, daß Ihr den Knaben wollet lehren, zu halten den Bund Israels mit seinem Gott, und daß Ihr ihm aufthun wollet den tiefen Sinn des Gesetzes Mosis, und die heiligen Quellen aus der Propheten Bücher. Ich weiß, daß Ihr das alles kennt, und daß Ihr an den stillen Abenden, wenn die Winde des Herrn an die Fenster

rauschen, den Euren gern deutet, was Ihr zuvor in Eurem Sinn erforscht habt. Aber das andere müßt Ihr mir auch versprechen, daß Ihr meinem Knaben nicht redet von dem Nazarener, und daß Ihr ihn nicht zum Abtrünnigen macht an dem Glauben seiner Väter. Denn süß wie Honig schmecket manches Wort Eures Buches, und mancher Satz Eures Glaubens klingt wie Harfensang vor den Ohren der Vornehmen; und eines Kindes Ohr horchet gerne auf neue und wunderbare Kunde. Darum versprecht mir, Hans Jürgensen, daß Ihr meinem Kinde die Kunde von dem Nazarener nicht mitteilen wollt."

Hans Jürgensen hatte schweigend zugehört. Schweigend erhob er sich und stand in ernstem Schweigen sinnend vor dem alten Juden. — „Nathan!" sagte er, „Ihr schenkt mir viel Vertrauen, viel mehr als früher, da Ihr mein Neues Testament noch nicht mit Euch genommen hattet. Ich weiß es wohl, daß das ein sehr weiter Weg ist und ein steiler Pfad, den Ihr mit Eurem Knaben gepilgert seid, von Eurem Volk in das Haus und zu dem Herzen eines Christenmenschen. Euren Wunsch wollte ich Euch nun wohl gern erfüllen; aber eins kann ich Euch nimmer versprechen: wie soll ich Eurem Kinde gegenüber schweigen von meinem Heiland Jesus Christus? Wenn ich Ihn meine Kinder lehre als das A und das O, soll ich dann Euren Benjamin hinausjagen? O, Vater Nathan! dann müßte der

Knabe wohl an den Winterabenden stundenlang im Kuhstall sitzen, und wenn er heimkäme, und wir hätten uns auch vorgenommen zu schweigen, dann würd's uns doch über die Lippen sprudeln. Vater Nathan, Euer Kind soll ich das Gesetz Mosis lehren und soll es hineinführen in die Schriften der Propheten? Wir haben seit Jahren mancherlei mit einander geredet über Euren Glauben und über meinen Glauben, daß ich Euch meine Meinung wohl im Bilde deutlich machen kann: kann ich wohl Adventslieder singen, über den Advent jauchzen und die Adventsgestalten malen, wenn ich nicht zugleich nach der fröhlichen, seligen Weihnacht hinüberblicken und über Weihnacht fröhlich jauchzen dürfte? Vater Nathan, wie Advent und Weihnacht, so stehen in meinen Augen das Alte und Neue Testament zu einander. Das verlanget nicht von mir, daß ich Euren Knaben durch die dunklen Adventstage hindurch- und nicht in den hellen Weihnachtssaal hineinführen sollte."

Da beugte der alte Jude noch tiefer den krummen Rücken, legte die Hand über's Angesicht, und saß lange schweigend auf der Ofenbank. Dann und wann rang sich ein Seufzer aus der Tiefe der Brust heraus, dann und wann schien eine Thräne gewaltsam sich die Bahn zu brechen zwischen den knöcherigen Fingern hindurch. Lange saß er also schweigend auf der Ofenbank. Der Bauer ging sinnend im Zimmer auf und ab und betrachtete schweigend mit

Blicken tiefsten Mitleids die alte, gebrochene Gestalt in der Ofenecke. Dann legte er dem Alten die Hand auf die Schulter und sagte in mildem, ernstem Tone: „Lieber Nathan, ich wollte Euch gerne helfen; denn ich achte Euch höher als die meisten Eures Volks. Ich glaube aber, daß Ihr nicht blos Mühe habt um das Kind, sondern daß Ihr auch um Euch selbst zu kämpfen habt — zu kämpfen mit meinem Heiland."

Da richtete der Alte das Haupt hoch in die Höhe, als wollte er es erheben über das Wort des Mannes; aber bald senkte er es wieder nieder. Tief gebeugt war wieder der alte, krumme Rücken, und die Lippen flüsterten, als ob sie Scheu hätten, das Wort auszusprechen: „Manchmal schien's mir schön und gut zu sein, wenn ich mit David sprechen mußte: ‚Meine Sünden gehen mir über mein Haupt und wie eine schwere Last sind sie mir schwer geworden' — ja schön und gut erschien es mir dann, von der Strenge des Gesetzes zu der Gnade — des Nazareners zu flüchten. Aber er ist's nicht, der da kommen sollte. Kein Engel Gottes bereitet ihm den Weg, wie der Prophet verheißen hat."

„Vater Nathan! Ist's nicht derselbe Prophet, der da spricht: ‚Des Priesters Lippen sollen die Lehre bewahren, denn er ist ein E n g e l des Herrn Zebaoth?' Seht, wenn der Prophet selber uns Engel in Menschengestalt zeigt, sollte er nicht auf Den hingewiesen haben, von dem der Evangelist des neuen

Bundes verkündet: ‚Dies ist der Anfang des Evangelii von Jesu Christo, dem Sohne Gottes. Als geschrieben stehet in dem Propheten: Siehe ich sende meinen Engel vor Dir her, der da bereite Deinen Weg vor Dir. Es ist die Stimme eines Predigers in der Wüste: Bereitet den Weg des Herrn, machet Seine Steige richtig! Johannes, der war in der Wüste, taufte und predigte von der Taufe der Buße, zur Vergebung der Sünden.‘“

Wieder senkte der Alte tief das Haupt und flüsterte: „Ihr kennt Euer Buch; — wenn Ihr es nicht so gut kenntet, würde ich Euch meinen Knaben lieber hier lassen!“ — „Ich glaube, Ihr irrt Euch, Vater Nathan,“ sagte ernst und mild der Haidebauer. Und hin und her redeten sie noch lange miteinander über die großen Fragen der Seele und Seelen-Seligkeit.

Als aber das Licht hinter dem niedrigen Fenster verlöscht war und der Mond sich gänzlich hinter dem finstern Schneegewölk versteckt hatte, da lag der alte Jude in der Kammer auf seinem Lager neben seiner Tochter Kind: der Knabe schlief, der Alte aber lag wachen Auges. Er hörte nichts von dem Brausen des Sturmes, denn ihm selber zog's wie Sturmesbrausen durch die Seele; er hörte nichts von dem Schneetreiben, das an die kleinen Fenster schlug, denn ihm ging's durch's Herz wie ein Schneetreiben zur Adventszeit. Er lag und sann und dachte; er

dachte an die Verfolgung von seiner Tochter Mann, an all die Ränke und Schliche; er dachte an sein Volk, an dies theure heißgeliebte Gottesvolk, an dies Volk, das, wie einstmals, heute wiederum durch die Wüste ging. Aber wo ist der Moses, der es führt? Ihrer viele gehen in der Irre und tanzen um das goldene Kalb. Er dachte an den Haidebauer und an seine Worte. Ach, d i e Worte wollen ihn nicht los lassen. Und dann dachte er wieder an seinen armen Knaben. Soll er ihn weiter mitnehmen durch Sturm und Wetter, in Gefahren für Leib und Seele? Soll er ihn hier lassen und ihn verloren geben seinem Volke, seinem Glauben? Was soll er? Er breitete die Hände aus wider den Herrn der Heerscharen und dünkte sich ein Jakob zu sein, der mit dem Herrn rang, bis die Morgenröte anbrach. — Als aber die Morgensonne mit dem Schneegewölk kämpfte und seine Flocken glitzernd zur Erde fielen, da keuchte mühsam ein einsamer Wanderer den beschneiten Pfad durch die Haide entlang. Er war tief gebeugt unter schwerer Last. Fest hielt die Hand den Wanderstab umklammert. Seine Linke hatte keine Knabenhand umfaßt. Der Wanderer schaut seufzend rückwärts; und dann eilt er vorwärts, vorwärts mit raschem Schritt, als ob er dem Haidehaus entfliehen wolle, — ja entfliehen dem Haus und den Umkehrsgedanken. Die Sonne wollte durch's Gewölk brechen. Die Haide ist tief in's Unschuldskleid gekleidet. Die Tannen

am Wege neigen ihre Zweige unter schwerer Last. Heilige Stille lagert überm Feld. Die Flur hält eine Adventspredigt. Der Wandersmann pilgert ganz allein seine Straße. Versunken ist er in tiefe Gedanken; — sind's Adventsgedanken? — Der Wandersmann ist ein Jude.

II.

Morgenlicht.

Auf, auf! ihr Vielgeplagten,
Der König ist nicht fern;
Seid fröhlich, ihr Verzagten:
Dort kommt der Morgenstern;
Der Herr will in der Not
Mit reichem Trost euch speisen
Er will euch Hilf erweisen,
Ja, dämpfen gar den Tod.

„Ich muß ihn sehen — ja ich muß ihn sehen, ehe die matten Augen brechen," so flüsterten die welken Lippen; und die zitternde Gestalt richtete sich halb in die Höhe, um weit auszuschauen über die braune Haide. Die Gestalt lag im Stroh, hinten in einem Bretterwagen. Langsam ging's vorwärts, denn der Weg war schlecht und mager waren die Rößlein. Der aber hinten im Stroh lag — den kennen wir: dunkel sind seine Augen, scharf geschnitten sind seine Züge im Angesicht, gebogen ist die Nase; er ist ein Jude. Umhergepilgert ist er, weit

umher, und ist geflohen vor seiner Tochter Mann, wie ein flüchtiges Reh vor dem Jäger flieht. Erworben hat er für seinen Enkel und hat für ihn gedarbt, um des Kindes Leben sicher zu stellen — ganz sicher; denn seines Knaben Leben gilt ihm höher als das eigene. Aber wohin er gezogen ist — dahin sind Adventsgedanken mit ihm gezogen. Bei seinen Volksgenossen hat er Treue gesucht, um seinen Knaben darin zu bergen und zu betten, und Habgier, Lug und Trug hat er viel gefunden; mit dem Gotteswort beim Propheten hat er über die Seinen klagen müssen: „Dies ist das Volk, das den Herrn, ihren Gott, nicht hören, noch sich bessern will. Der Glaube ist untergegangen und ausgerottet von ihrem Munde. Schneide deine Haare ab und wirf sie von dir und heule kläglich auf den Höhen; denn der Herr hat dies Geschlecht, über das Er zornig ist, verworfen und verstoßen. Denn die Kinder Juda thun übel vor meinen Augen, spricht der Herr. Sie setzen ihre Greuel in das Haus, das nach meinem Namen genannt ist, daß sie es verunreinigen." Und wenn er hineingeschaut hat in das eigene Herz, dann erkannte er drinnen das Kind seines Volkes, das seine Lippe seufzen muß: „Herr, so Du willst zürnen, wer wird vor Dir bestehen?"

Frieden hat er nicht finden können. Manchmal hat er das Buch des Haidebauern, die Geschichte des verachteten Nazareners, weit wegschleudern wollen,

aber ihm war's, als klebte ihm das Buch an den Fingern. Und gerade dann, wenn er das Büchlein weit hinwegwünschte, dann mußte er es aufschlagen und mußte drin lesen. Wenn er aber drin las, dann war's ihm, als ob heilige Stille von ferne daherziehe und wolle sich auf all das Sturmgebraus in seinem Herzen legen. — So war er dahin- und daher-gezogen; und wenn er meinte, eine Heimstätte für seinen Knaben gefunden zu haben, dann stieg ihm plötzlich dies Bedenken und das Bedenken auf. Seine Seele seufzete, so oft er an das Kind dachte, und er meinte, er müsse dahin und sich zu seinem Knaben setzen und mit ihm trauern, wie Israel an den Wasserflüssen Babylons, da es die Harfe an die Weiden gehängt und sein Haupt mit Asche bestreut hatte. Aber es ging ihm mit dem Haidehaus wie mit dem Buch des Haidebauern. Er konnte sich nicht von dem einen trennen und nicht von dem andern. Manchmal ist's ihm vorgekommen, wenn er an den Knaben und an den Haidebauern dachte, als hätte er eine Todsünde begangen, die ihm nimmer vergeben werden könne; und dann wieder zog mit eben denselben Gedanken ein Jauchzen durch seine Brust, als müßte er mit einstimmen in das Rufen des Volkes: „Hosianna, gelobt sei der da kommt!"

So zog er durch die Lande und schleppte seine schwere Bürde auf dem Rücken und seine Bergeslast

auf dem Herzen. Bald — bald hatte er wieder kommen wollen: und nun ist länger als ein Jahr verflossen, seitdem er durch die Haide pilgerte; und auch heute noch wäre er nicht gekommen, wenn er nicht drüben im Dorf unter seiner Last zusammengebrochen wäre. Sein Lebenlang war er nicht krank gewesen; aber in der letzten Zeit hatte er sich so matt und müde gefühlt; und als er auf der Dorfstraße niedergesunken war und ohnmächtig in ein Haus hatte getragen werden müssen, da war sein erster Gedanke, als er die Augen aufschlug, ein Sterbensgedanke gewesen. „In die Haide will ich!" hatte er gesagt. Aber diejenigen, die sein Lager umstanden, hatten ihn mitleidig fragend und zweifelnd angeblickt; und als er den Fuß ansetzen wollte, hatte der Fuß den Dienst versagt. „In die Haide, zu dem Haidebauern Hans Jürgensen!" Und wieder setzte er den Fuß an, und wieder versagte der Fuß den Dienst. Da ließ er das Haupt in die hohle Hand sinken und saß eine Weile wie in tiefen Gedanken; dann ließ er die zwei mageren Rößlein vorspannen und Stroh in den Wagen legen, bezahlte dem Bauern die Fahrt, und ließ sich in's Stroh betten.

So kam der alte Nathan in die Haide. „Es gibt eine grüne Weihnacht," murmelte der Rosselenker in den blonden Bart. Die Meisen und Sperlinge zwitscherten auf den schwanken Birkenzweigen. Matt und milde strahlte die Sonne über die braune

Ebene. Die Schafe des Haidebauern suchten sich das letzte Grün zwischen den Büschen heraus. — Der alte Nathan hörte nicht das Zwitschern der Vögel und sah nicht die milden Sonnenstrahlen. Sein Auge war unverwandt auf die kleinen Scheiben gerichtet, die unter dem dunklen Strohdach des Haidehauses ernst und freundlich herausschauten.

Der Haidebauer trat vor die Thür und schaute über's Feld. Er hatte ein scharfes Auge und hatte bald erspäht, wer dahergefahren komme. Er kannte den Mann dahinten im Stroh. Schon seit Monaten hatte er ihn erwartet. Nun grüßt er ihn mit ernstem, stillem Gruß, läßt sich von dem Fuhrmann die gekrümmte und gebrechliche Gestalt auf den starken Arm heben, und trägt sie in's Haus, wie eine Amme sorgsam einer Fürstin Kind trägt und bettet es sanft in weißen Flaum. Die Kammer ist fast immer bereitet, Gäste aufzunehmen und in den letzten Monaten haben sie vielfach nach dem Großvater ihres Benjamin ausgeschaut. Das Bett ist überzogen mit weißem Leinenzeug. Die Kissen sind hoch aufgeschüttelt. Als der Haidebauer die Kammerthür öffnet, dringt ihnen Harzgeruch entgegen. Drei Tage vor Christabend ist es, und der Haidebauer hat den Christbaum schon im Holzfuß befestigt und hat ihn in die Ecke der Kammer gestellt. Dem Alten schießt es wie ein Blitz durch's Auge, als er den Christbaum sieht. Er kennt des Baumes Bedeutung,

hat er ihn doch gesehen hin und her in den Christenhäusern. Er zuckt zusammen. Aber das Zucken und Blitzen dauerte nur einen Augenblick: dann verwandelte es sich in herzliches Kosen, denn der Benjamin kam dahergestürmt, küßte stürmisch den Großvater, und der Alte streichelte ihm immer von neuem die Wangen, während seine Lippen flüsterten: „Nun spreche ich wie Israel zu seinem Joseph: ‚Ich will nun gerne sterben, nachdem ich Dein Angesicht gesehen habe, daß Du noch lebest.‘"

„O Großvater," erwiderte der Knabe, und barg sein Angesicht in die Kissen und umschlang wiederum den Alten: „Großvater nimm mich nicht wieder fort von den guten Leuten hier. Großvater! ich hab' sie so lieb. Großvater, sie haben mich Mosis Gesetz gelehrt. Und die Geschichte von dem Messias, der vom Himmel gekommen ist und sich für die Menschen hat kreuzigen lassen, kenne ich auch schon. Ach, Großvater, darf ich Dir die Geschichte von dem Messias nicht erzählen, der alle Kranken gesund macht?"

Die Augen des Kranken leuchteten im milden Glanz und seine Lippen flüsterten: „Ich kenne die Geschichte, mein Benjamin, und kann verstehen, was der Gott Israels redete durch den Mund des Propheten, da er spricht: ‚Ich tilge deine Missethat wie eine Wolke, und deine Sünde wie den Nebel. Kehre dich zu mir, denn ich erlöse dich.‘" — Und dann fiel der matte Blick in die Ecke, wo der Tannenbaum

stand mit seinem dunklen Gezweige, und die Lippen flüsterten: „Ja, ich verstehe das alles: ‚Frohlocket, ihr Berge, mit Jauchzen! der Wald und alle Bäume darinnen; denn der Herr hat Jakob erlöset und ist in Israel herrlich.‘ Ja ich verstehe das: ‚Es sollen Tannen für Hecken wachsen, und Myrten für Dornen; und dem Herrn soll ein Name und ein ewiges Zeichen sein, das nicht ausgerottet werde.‘“

Und wieder fiel der matte Blick in's dunkle Gezweige, und wieder streichelte die knöcherige Rechte die Wange seines Knaben. Als aber der Haidebauer in's Zimmer trat, winkte ihm der Alte. Jener trat an's Bett. Die müden Augen fielen zu, die welke Lippe bewegte sich, aber sie redete unverständliche Worte. Wird er hinüberschlummern? Eine Weile lag er mit geschlossenen Augen und mit zitternden Lippen, dann schien er wie aus einem schönen Traum zu erwachen, er reichte dem Bauern die Hand und zog ihn an sein Bett. „Ich gehe heim,“ flüsterte er, „ich gehe heim, Hans Jürgensen. Ich werde Ihn sehen, den Schönsten unter den Menschenkindern. Euer Buch hat mir Ihn gezeigt, ob ich Ihn nicht sehen wollte; nun werde ich Ihn schauen von Angesicht zu Angesicht. Er wird mir die Thore Jerusalems aufschließen, und ich werde vor Seinem Throne knieen und Ihn anbeten im himmlischen Zion. Es ist keinem andern Heil, ist auch kein anderer Name den Menschen gegeben, darinnen

sie können selig werden. Nun darf ich mit Simeon sprechen: ‚Herr, nun lässest Du Deinen Diener im Frieden fahren, denn meine Augen haben Deinen Heiland gesehen.‘“

„Wollt Ihr in solchem Bekenntnis leben und sterben, Vater Nathan?“ — „Sterben will ich auf solch Bekenntnis und frohlockend einziehen in die heilige Stadt mit dem Perlenthor und dem goldenen Tempel des Herrn der Heerscharen.“ — „Soll ich unsern Pfarrer zu Euch rufen lassen?“ — „Ja, ja, Hans Jürgensen, ja — den Boten des Messias.“ Der Haidebauer eilte hinaus und schirrte das Rößlein an, und ließ seinen ältesten Knaben in's Kirchdorf fahren. Als er wieder in die Kammer trat, schlug der Alte die Augen auf und zog ihn wieder an sein Lager. „Wie lange dauert's, bis der Pfarrer kommt?“ — „Drei Stunden, Vater Nathan. Soll ich auch den Arzt rufen? Ihr seid schwer krank.“ — „Nein, nicht den Arzt. Er kann den Tod nicht zurückhalten. Schon sehe ich die Zinnen Jerusalems winken, die Zeit meines Abscheidens ist nahe. Hans Jürgensen, wollt Ihr meinen Knaben behalten und ihn aufziehen?“ — „Vater Nathan,“ sagte ernst der andere, „ich möchte Euch in dieser Stunde nicht gerne eine Bitte abschlagen, aber der Knabe hat einen Vater; ist nicht der Vater derjenige, der von Gott berufen ist, das Kind zu erziehen? Und wenn

der Mann auf Abwegen war, könnte ihn der Herr nicht herumholen durch seines Kindes Liebe?"

„Der Vater ist vor vierzehn Tagen wegen Betrug und Wechselfälschung in's Gefängnis gekommen. Während dieser Zeit habe ich für den Knaben zu sorgen, so hat das Gericht geurteilt. Mein Testament ist gemacht. Benjamin ist mein Erbe, und Ihr seid Benjamins Vormund: wollt Ihr ihn erziehen, als wäre er Euer eigen Kind? — Ja, Ihr wollt es! ich hätte Euch nicht fragen sollen: ich kenne Euch! Ihr hängt nicht am Gelde, wie die Männer meiner Freundschaft. Hans Jürgensen, betet für mich zum Messias, daß er meine Hände rein wasche vom Unrecht. Betet für mich und für meinen Knaben."

Der Haidebauer betete. Der alte Nathan lag im Bette mit halb geschlossenen Augen. Benjamin saß neben ihm und weinete. Die Frau des Bauern machte wollene Tücher heiß und wickelte die Füße des Kranken drein. Aber die Füße wollten nicht warm werden. Höher und immer höher stieg die Kälte hinauf. Die Hausfrau machte ein bedenkliches Gesicht dazu: nach einer halben Stunde zog der alte Nathan ein in die Stadt der goldenen Gassen.

III.

Abendschatten.

Ich klopfe an, da draußen ists so kalt
In dieser Winterszeit;
Vom Eise starrt der finstre Tannenwald,
Die Welt ist eingeschneit,
Auch Menschenherzen sind gefroren,
Ich stehe vor verschloss'nen Thoren,
Wo ist ein Herz, den Heiland zu empfahn?
Ich klopfe an.

Die Jahre ziehen dahin wie die Wetterwolken über die Haide. Dem Haidebauern ist schon das Haar grau geworden, und bei seinem Aeltesten, der drüben im Kirchdorf die Mühle gepachtet hat, hat er schon den Erstgeborenen über der Taufe gehalten. Auch anderswo hat er schon einen Erstgeborenen über der Taufe gehalten. Das eine Knäblein aber hieß wie das andere, und alle beide hießen grad so wie der Haidebauer.

Das war wohl selbstverständlich, als der Benjamin einen Christennamen tragen sollte, daß er den Namen seines Pflegevaters erhielt. Das hatte auch der alte Nathan alles schon in seinem Testament festgesetzt. Der Benjamin war ein kluger Knabe, und wenn er den weiten Weg zur Dorfschule über die Haide pilgerte, dann wußte er den anderen sonderlich schwere Rechenaufgaben zu stellen. Der Haidebauer hätte nun am liebsten einen Pfarrer aus dem Burschen gemacht, denn es steckte eine heilige

Begeisterung in dem Knaben, und das Neue Testament kannte er so gut, wie der Haidebauer; und der alte Vater Nathan hatte recht bedeutende Summen Geldes für den Knaben hie und da sicher gestellt, viel bedeutendere Summen, als der Haidebauer bei dem alten Hausirer erwartet hatte. Aber zweierlei trat dem Plane des Bauern entgegen: der große Wandertrieb des Knaben und seine unüberwindliche Lust zum Handeln. Und beides trat immer mehr hervor, je älter er wurde. Eine Zeitlang fürchtete der Haidebauer, daß er, wie sein Großvater, dessen Andenken das jugendliche Gemüt treulich bewahrte, den Warenbündel auf den Rücken nehmen und hausirend hinausziehen würde. Aber wenn Hans Jürgensen diesen Trieb des Knaben auch nicht zu unterdrücken vermochte, so wußte er ihn doch in solche Bahnen zu lenken, daß der Jüngling unter seinen treuen Augen den ferneren Lebensweg pilgern konnte. Kaufmann wurde er. Das steckte nun einmal in der Art; und weit hinaus ist er gewesen, die Welt zu sehen, und hat diesem und jenem Herrn gedient; aber es zog ihn doch immer wieder in's Haidehaus zurück. Und wenn er heimkehrte, wurde er mit offenen Armen empfangen; und endlich wußte es der Haidebauer so zu leiten, daß der Benjamin in Kronsbergen, wo er selber auf dem Markte seinen Torf verkaufte, ein altes, solides Geschäft erwarb und sich ein treues Weib heimholte. Ein gewandter

Kaufmann war er. Oft wollt's dem biederen Pflegevater bange werden, als ob unter der Gewandtheit die Redlichkeit leiden können. Aber wenn er dann seinen Benjamin wieder in seiner hellen fröhlichen Begeisterung für seinen Heiland eintreten sah, war alles Bangen verschwunden. Benjamin war eine andere Natur als sein Pflegevater: dort Blitzen, Sprühen und rasche Beweglichkeit, hier Bedacht und Ruhe; dort frisches Aussprechen aller Herzenstiefen, hier stille Zurückgezogenheit in That und Wort. Der Haidebauer verstand die Natur seines Pflegesohnes und wußte sie zu leiten.

Nur eines war dem erfahrenen Mann an dem Jüngling nimmer so recht verständlich gewesen: das Verhältnis des Benjamin zu seinem Vater. Benjamin war in der Lehre, als der Vater aus dem Zuchthause entlassen wurde. Hans Jürgensen konnte sich dann und wann nach ihm erkundigen. Er bemerkte auch, daß die Nachricht, die er dem Sohn über den Vater brachte, tiefen Eindruck auf jenen machte. Aber Benjamin schwieg zu der Botschaft und hat auch später nie nach dem Vater gefragt. Und dennoch konnte Hans Jürgensen wohl bemerken, daß der Sohn meistens den Aufenthalt und das Treiben des Vaters kannte. Einmal hat ihn der Pflegevater gefragt, ob er seinen Vater nicht aufsuchen und sich ihm als seinen Sohn vorstellen wolle. „Noch nicht,“ hat der Benjamin geantwortet,

und Hans Jürgensen wußte, daß diese Antwort wohl bedacht sei und ihre guten Gründe habe; denn der Benjamin war klug und verständig über sein Alter hinaus. Was war's, was dem Benjamin den Mund schloß auch dem gegenüber, dem sonst sein ganzes Herz offen stand? Tiefe Ehrfurcht war's dem Vaternamen gegenüber, heilige Scheu, von der Schande dessen zu reden, der ihm nach Gottes Gesetz als dessen Stellvertreter gesetzt war. Ein Zug war's, den er wie andere Züge seines Wesens, mit aus dem Judentum herübergebracht hatte, und den der schlichte Haidebauer um so weniger verstehen konnte, als er sein Leben ganz und gar auf Gnade gründete und von der Kreuzesgnade aus Personen und Lebenslagen beurteilte. — Er hatte auch einmal mit dem Pfarrer von Kronsbergen darüber geredet, ob der Sohn nicht eigentlich die Pflicht habe, sich dem Vater zu nähern und zu versuchen, Einfluß auf ihn zu gewinnen. Der Pfarrer aber hatte geantwortet, daß man dies dem Benjamin überlassen müsse. Er kenne den Kaufmann Jürgensen als einen so guten Christen und als einen so klugen Mann, daß er zu ihm das Vertrauen habe, er werde seine Kindespflicht nicht verletzen; er kenne auch den Vater desselben, nachdem der Haidebauer ihm den Namen genannt habe, als einen durchtriebenen Betrüger, mit dem sich niemand gern einlasse — als einen so verstockten Bösewicht, daß es schwer halten werde,

auf denselben Einfluß zu gewinnen, um so mehr, als der Mann einen großen Teil der Juden weit und breit hinter sich habe, da er von vielen zur Ausführung böser Streiche gebraucht werde. Ueberdies würde der Benjamin sich Verfolgungen aussetzen, wenn er seinem Vater offen gegenüberträte; und wenn auch die wenigen Juden in Kronsbergen dort fast gar keinen Einfluß hätten, so könne man nicht wissen, wie fein sie ihre Ränke spinnen, und wie weit sie ihre Netze auswerfen könnten.

Der Haidebauer konnte sich um so eher beruhigen, als er kurze Zeit darauf von demselben Geistlichen erfuhr, daß der Sohn durch die Hand des Pfarrers zu Berensburg, der Stadt, in welcher der Vater wohnte, demselben jährlich ansehnliche Unterstützung zufließen lasse, es auch versucht habe, auf denselben Einfluß zu gewinnen. Der Pfarrer von Berensburg aber widerriet selber ein offenes Auftreten. Ein Gerede war über den Benjamin so wie so schon entstanden, zumal unter den Juden, weil er gar zu deutlich die Züge seines Volkes im Angesicht trug und man erfahren hatte, daß er nur ein Pflegekind im Haidehause gewesen sei. Aber weil sowohl der Haidebauer als auch Benjamin sich in tiefes Schweigen hüllten, wußte man nicht recht, was mit dem Mann und mit dem Gerede anzufangen sei. Ueberdies that der wohlhabende Mann

viel Gutes, und niemand wagte ihm einen Stein in den Weg zu legen, aus Furcht vor dem Volk.

Da wurde der Vater des Benjamin schwer krank, und den Mann, dem schon längst das Gewissen geschlagen hatte wegen seines Verhältnisses zu seinem Vater, hielt's nicht mehr in Kronsbergen: er mußte hinüber. Er eilte an das Lager des Kranken. „Ich bin's," sagte er, „ich, Dein Benjamin." Da richtete der Kranke auf seinem dürftigen Lager sich halb in die Höhe und schaute sich mit wildem Blick in dem wüsten Gemach um; und der wilde Blick blieb auf Benjamin haften, und funkelnde Blitze zuckten aus dem unheimlichen Auge: „Du bist es? Bist Du nicht der Kaufmann Jürgensen aus Kronsbergen?" — „Der bin ich, Vater, und Dein Sohn bin ich!" — „Fluch über Dich! Ein Abtrünniger bist Du! Geh! Ich hatte ein Auge auf Dich geworfen schon seit langer Zeit, aber ich habe den Gedanken weit abgewiesen, daß einer von den Meinen sich den Namen des gehängten Nazareners auf die Stirn sollte brennen lassen!" — „Vater, ich bin gekommen in Gottes Namen, Dir meine Kindeshand und mein Kindesherz anzubieten." — „Fluch über Dich!" schrie der andere in wilder Raserei. „Gekommen bist Du in meine Herberge wie Milch in den Fleischtopf, und hast verunreinigt, was koscher war! Gekommen bist Du als Brand auf meine Schwelle, und als ein Wolf in die Schafherde Israels!"

„Vater!“ sagte flehend der Sohn und suchte die furchtbare Bewegung seines Innern zu bekämpfen. Der Kranke aber wies mit der zitternden Hand nach der Thür und schrie: „Hinweg, Du Abtrünniger! Die acht Bußtage Israels werde ich um das Zwiefache verlängern, um die Schmach zu tilgen, die Dein Fuß an diese Stätte getragen hat. Hinweg!“

Da verließ Benjamin seinen Vater. Heiße Thränen quollen ihm aus den dunklen Augen. Er eilte zu dem Prediger, durch dessen Hand die Wohlthaten seit Jahren an den Vater gegangen waren. Der treue Seelsorger tröstete ihn. Der Fluch des Vaters werde wirkungslos niedergleiten an den durchbohrten Segenshänden des Heilandes. Benjamin aber zog heim mit tiefem Weh im Herzen. Nach wenigen Wochen kam ein Schreiben vom Gericht mit der Meldung, daß eine Klage wider ihn anhängig gemacht sei wegen unrechtmäßiger Aneignung der Erbschaft des alten Nathan. Der Vater hatte kaum das tägliche Brot im Hause, hatte also nicht die Mittel, um Prozesse zu führen; aber bald merkte der Sohn, daß eine starke Macht hinter ihm stehe. Das Testament des alten Hausierers aber war so klar und bündig gemacht, daß auch die Schätze Israels es nicht umstoßen konnten. Dem Sohne freilich zog's wie ein Schwertstreich durch's Herz, als er seinem eigenen Vater im Gerichtssaal gegenüber treten mußte. Er bot ein festes Jahrgeld, wenn

der Vater von gerichtlicher Verfolgung der Sache abstehen wolle; er bot, als das Untergericht und das Obergericht zu seinen Gunsten entschieden hatten, wiederum dieselbe jährliche Summe. Sie wurde abgewiesen. Später freilich wurde die reichliche Unterstützung, die durch die Hand des Pfarrers von Berensburg ging, nachdem sie einmal ausgeschlagen war, wieder angenommen. Aber ein Wort des Dankes wurde dem Spender nie zurückgesandt. An dem Tage, als Benjamin den Prozeß wider seinen Vater in der letzten Instanz gewonnen hatte, wurden ihm spät Abends die beiden großen Spiegelscheiben seiner Ladenfenster eingeworfen. Er aber ist mit Thränen im Auge hinübergegangen zu seinem lieben Pfarrer und hat seinen jährlichen Beitrag ihm gebracht für die Mission unter Israel; der Beitrag aber ist in diesem Jahre mehr als doppelt so groß gewesen wie in den Vorjahren. — Er hat auch selbst einen langen Brief an seinen Vater geschrieben: viel Kindesliebe hat den Brief diktiert; viel wohlgemeinte Worte haben darin gestanden. Aber über das Schicksal des Briefes hat er nie ein Wort gehört.

Das aber hat er bald nachher von dem Pfarrer von Berensburg vernommen, daß der Vater noch immer körperlich schwach und oft krank sei, daß derselbe nach wie vor sich mit allerlei unsauberen Geschäftchen abgebe und daß er überdies sich in den

letzten Jahren mehr und mehr dem Trunke ergeben habe, wehalb die übrigen Juden sich allmälich von ihm abgewandt hätten. Er lebe jetzt fast ausschließlich von der Unterstützung des Sohnes, und bringe dieselbe durch, sobald sie eingehe.

Nochmals versuchte der Sohn den Vater mit freundlich ernster Bitte an sich zu ziehen, aber vergebens. Da zog der starre Frost über's Erdreich und die Adventsglocken läuteten hell über den Wintertag: „Siehe, dein König kommt zu dir!“ Und mit dem Frost und mit den Adventsglocken kam ein Brief vom Pfarrer in Berensburg, der die Meldung brachte, daß der Hausierer darniederliege und nicht wieder aufstehen werde. Benjamin Jürgensen aber hub eilig seine drei Kindlein in den Wagen und fuhr mit all den Seinen hinüber an das Sterbebett seines Vaters.

Als der Blick des Sterbenden auf die drei Kindlein fiel und die junge Frau ihm den Säugling über das Bett hob, wurde sein Auge mild und wurde feucht; als er aber den Benjamin sah, schoß ein wilder Blitz ihm über's Angesicht und er wandte sich zur Wand und lag eine Zeitlang im Schweigen. Der Pfarrer war leise eingetreten, hatte sich an's Bett gesetzt und fing an, das Kapitel aus dem Propheten zu lesen, darin für alle armen Sünder ein unermeßlicher Schatz hervorleuchtet: „Er ist um unserer Missethat willen verwundet und um unserer

Sünde willen zerschlagen. Die Strafe liegt auf Ihm, auf daß w i r Frieden hätten, und durch seine Wunden sind wir geheilet.“ Und dann kam zu der Verheißung die Erfüllung, nämlich das gewaltige fünfte Kapitel des Römerbriefes; und als der Pfarrer mit ernster Stimme die Worte las: „Wo die Sünde mächtig worden ist, da ist doch die Gnade viel mächtiger geworden,“ da wandte der Sterbende sein Antlitz wieder von der Wand ab und schaute mit dem brechenden Auge in das Angesicht seines Sohnes, und dem Benjamin war's, als wenn etwas von des Heilands Freundlichkeit aus dem trüben Auge herausleuchtete. Und der Sohn kniete am Bette nieder und betete zu dem Sünderheiland. Die Lippen des Sterbenden aber öffneten sich nicht mehr. Auf die gebrochenen Augen legte sich sanft die Kindeshand. Unter dem Beten zum Sünderheiland war er entschlafen. Ob er diesen Sünderheiland gesehen hat, wie einst der Schächer am Kreuz ihn sah? Ob er an der Schwelle zwischen Zeit und Ewigkeit den König Israels gesehen und die Adventszeit erkannt und sich von der Adventsgewalt die Thore Jerusalems hat aufschließen lassen? Wer weiß es? Der allein weiß es, dessen Auge durch alle Zeit und Ewigkeit schauen kann.

Die Juden haben dann die Totenklage gehalten um den Mann ihres Volkes. Der Haidebauer hat ihm auch das Geleit gegeben zu seiner Ruhestatt;

und neben ihm waren seine beiden Söhne. Die drei sahen aus wie die Gesegneten des Herrn. Dicht hinter der Bahre ging der Benjamin. Er hatte das Aeußere wie die Juden alle, die in großer Zahl gekommen waren. Ja, so sah auch der Benjamin aus. Nur ein Zug in seinem Angesichte gehörte nicht dem Judenvolke, — nein, der erinnerte an den Haidebauern und an seine Söhne: das war dieselbe Milde, dieselbe Treue und dieselbe Offenheit, die aus den drei Angesichtern der Christen zu lesen war. Dunkel war das Auge des Benjamin, wie die Augen der Juden um ihn her. Aber ein Blick strahlte immerdar aus seinem Auge, der leuchtete nicht aus all den dunklen Augen; der leuchtete aber aus den blauen Augen des Haidebauern und seiner Söhne: — das war ein Blick tiefen Friedens.

So sind sie dahingezogen und haben den Toten begraben. Unter dem Läuten der Adventsglocken der Christengemeinde haben sie ihn begraben. Sein Grab aber liegt draußen vor dem Stadtthor in der langen Reihe zwischen den Denksteinen, darauf kein Kreuz gesetzt werden darf, auf dem Friedhof der Juden.

II.

Weihnacht.

Heiße Liebe — kalte Nacht.

Heiße Liebe — kalte Nacht.

I.

In der Herbstzeit der Liebe.

O Herbstzeit der Liebe,
Wie bist du so mild!
Erfüllt ist die Hoffnung,
Die Sehnsucht gestillt;
Wie viel auch der Blumen
Verwelkt und verblüht,
Gezeitigte Früchte
Erfreu'n das Gemüt.

Wie hatten ihn die Leute so lieb — den alten Doktor Peterle. Da war Keiner in ganz Almstadt, der ihm jemals gram gewesen wäre. „Der alte Doktor," pflegte der Herr Amtsrichter zu sagen, „hat nur einen Fehler: er ist zu gut — zu gut." Ja, der Alte verstand's, aus allen Blumen Honig zu saugen, ohne zu merken, daß auch Gift drin sei, er verstand's auch sonderlich, in alle Wunden Balsam zu träufeln, in die äußeren Wunden und in die inneren verborgenen Wunden des Herzens, die oft nur ihm aufgedeckt wurden. Darum schauten die Alten zu seinem weißen Haupt und seinem treuen

guten Auge voll Ehrfurcht hinauf, und die Jungen hingen an dem „Vater Doktor" wie die Bienen an ihrer Königin. Drei Kinder hatte der Alte. Sein Gottfried war Buchhändler in Almstadt, die Susanna war mit dem Bürgermeister verheiratet; der Theodor aber war Amtsrichter in der benachbarten Kreisstadt. Sein treues Weib hat bald fünfzig Jahr Lust und Last, Lieb und Leben mit ihm geteilt. Von den zwölf Kindeskindern sind zwei schon glückliche Bräute. Die eine derselben wird in die Fremde ziehen und heuer zum letzten Mal das Christfest bei den Großeltern feiern. Aber in diesem Jahre werden sie noch alle beisammen sein, wie schon seit vielen Jahren, in alter fröhlicher, seliger Liebe.

Ei, wie ist es immerdar ein heller Jubel gewesen, wenn der alte Johann-Kutscher mit der Doktorkutsche in der Dämmerstunde von der Kreisstadt wiederkehrte und treuherzig berichten durfte: „Unser Theodor und ich, wir saßen auf dem Kutscherbock und Amtsrichters Gewürm war eingepackt wie die Weihnachtsküchle im Blechkasten."

Der Johann-Kutscher macht nun schon seit mehr als zwanzig Jahren am Christabend die Fahrt in die Kreisstadt. Mittags fährt er hinüber und in der Dämmerstunde bringt er die fröhliche Schar in's Haus der Großeltern. Dann sind die Almstädter schon allesammt versammelt und empfangen mit hellem Jauchzen die Lieben von drüben. Groß=

vater liest die Weihnachtsgeschichte und betet ein herzinniges Gebet dazu, und Alt und Jung singt ein kräftig-köstlich Weihnachtslied. Der Alte verschwindet, um den Seinen die Weihnachtslichter anzuzünden. Das hat er sich nicht nehmen lassen, ob auch seine Hand dabei zittert, — zittert vor Freude, oder vor Altersschwäche; er weiß es selber nicht. Und dann umringen sie die Großeltern mit all ihrer Liebe, wie mit einer goldenen Kette; und hinein geht's in den lichten Weihnachtssaal.

Da wird dann an dem Alten die Verheißung erfüllt: Dein Alter sei wie Deine Jugend. Und ihm will's vorkommen, als ob der Wintertag, da ihm dies helle Sonnenlicht auf das schneeweiße Haupt fällt, noch viel wonniger und sonniger wäre als all' die Frühlingstage seines Lebens.

Trotz seiner sehr ausgedehnten Praxis ist es erst zweimal vorgekommen, daß er den Seinen den Weihnachtssaal nicht hat aufschließen dürfen. „Am Christabend," pflegt der Alte zu sagen, „steht ein besserer Arzt an den Krankenbetten: dann gebrauchen sie den Doktor Peterle nicht." Erst zweimal hat er den Seinen die Lichter nicht anzünden dürfen: einmal, als das Christkindchen dem Pfarrer zu Freikirchen das Töchterlein beschert, und einmal, als der alte Schäfer in Schallingen von dem Weihnachtsengel hinübergetragen wurde in den lichthellen Weihnachtssaal über'm Sternenzelt.

Da hat er wohl dort draußen der Seinen gedacht und sie haben daheim des lieben Alten gedacht; aber fröhlich sind sie alle gewesen, sie ohne ihn und er ohne sie, denn auf seinen Berufswegen feierte er auch fröhliche, selige Weihnacht.

Heute ist der Johann-Kutscher frühe ausgefahren, denn der Schneesturm jagt aus Osten, und Johann fürchtet verschneiete Wege. Er hat die beiden Braunen zur Eile angetrieben; denn wenn er Amtsrichters unterwegs sollte stecken lassen — das wär' eine Schmach für Doktor's Johann und Doktors Rappen.

Der Doktor hat sich noch einmal den grünen Baum im Saal angeschaut, hat schmunzelnd sein Weib an die Hand gefaßt und hat zu ihr gesagt:

„Mutterle, heut' wird's schön werden. Weiß', welche Ahnung ich habe?"

„Nun, Vater?"

„Ich denk', sie werden heute eine besondere Ueberraschung für uns haben. Sollte etwa Theodors Lisette —"

„Ei, Vater, Theodors Lisette wird mit ihrem Bräutigam, dem jungen Pfarrer, in die Ferne ziehen — wir werden sie am nächsten Christabend nicht unter uns haben; aber das soll uns heute die Freude nicht stören, — nicht wahr, mein Alter? Wir wissen, an wessen Hand sie geht und unter wessen Hut sie steht. Zwei Bräute im Haus —"

„Bringt Glück, Mutter, fiel er ihr lächelnd in die Rede. Sie sollen uns goldene Kronen flechten für unsere dritte Hochzeit.“

„Horch, es klingelte.“

Da trat die Magd herein mit einem trübseligen Gesicht und meldete:

„Ach, Herr Doktor, der Hansjörg von Sehlendorf ist da mit der Meldung, sein Nachbar, der Holzschläger Jansen, sei heute Mittag im Walde gefallen und habe das Bein gebrochen, der Herr Doktor möge doch eilig hinauskommen.“

„Bringe mir meinen Ueberzieher, Margrethe!“

„Vater,“ sagte besorgt das Mütterchen, „Du wirst doch in diesem Wetter nicht zu Fuß nach Sehlendorf hinausgehen?“

„Ja, Mutter, das werde ich thun. Bin ich nicht noch rasch zu Fuß? Sieh, ich habe den Hansjörg mit mir und wir beide kommen zu Fuß eher durch die Schneebänke als zu Wagen. Ueberdies habe ich soeben vom Posthalter gehört, daß all’ seine Pferde unterwegs seien. Der Fuhrmann Hinz wohnt draußen vor dem Thor; mein Kollege, der mir gern sein Geschirr leihen würde, ist heute Mittag ausgefahren und wird noch nicht wieder heimgekehrt sein.“

„Aber, Vater —“

„Sei unbesorgt, mein Mütterchen. Um vier Uhr wird der Johann mit den Kindern hier sein; dann

mag er mir nachkommen. Sollte der Weg verschneit sein für das Gefährt, so wird Johann sich zu Fuß durcharbeiten und mich heimholen. In drei Stunden hoffe ich wieder bei euch sein zu können, und die Kinder werden noch rechtzeitig ihre Bescherung erhalten."

Die Frau wußte, daß ihr Mann sich in seinen Entschlüssen nicht wankend machen ließ; sie ging zum Fenster, schaute kopfschüttelnd hinaus und klagte:

„Es ist ein böses Wetter."

„Auf Berufswegen ist's immer gutes Wetter," erwiderte er, indem er seine Verbandtasche ordnete und sie dem Hansjörg übergab. „Die großen Wasserstiefel, Margrethe! So, Mütterchen, nun sind wir wohl gerüstet!"

„Behüt' Dich Gott, mein Vater!"

„Danke, Mutter! das war ein gutes Wort. Grüße die kleinen und die großen Kinder und ermahne sie, daß ihnen der Geduldsfaden nicht abreiße, wenn ich ein wenig zu lange ausbleiben sollte."

Dann pilgerte er die Straße entlang — der alte gute Doktor. Wie stattlich er aussieht an der Seite des Tagelöhners, der mit dem gekrümmten Rücken einherschreitet und kaum mit dem Alten Schritt halten kann! Wie stattlich er aussieht, der gute Alte, dem der Schnee um die weißen Locken spielt!

II.

Im Wintersturm des Leides.

Freude haben ist ein köstliches Vergnügen,
Und doch kenn' ich eins, das drüber geht;
Freude machen, wer das recht versteht,
Wird sich nie um seinen Lohn betrügen.

Eine kleine Stunde von Almstadt entfernt lag das Dörfchen.

„Herr Doktor," sagte der Hansjörg, „die Landstraße ist schon arg verschneit, wir werden besser thun, wenn wir den Waldweg wählen."

„Der Johann wird doch noch mit dem Wagen durchkommen?" fragte derDoktor.

„Augenblicklich geht's noch," erwiderte jener, „ob aber um zwei Stunden sich ein Gefährt durcharbeiten wird, das ist mir fraglich."

Der Alte schaute in das Himmelsgrau und schaute zurück zu der Stadt, die in Schneegewölk sich hüllte. Eilig schritten die Männer vorwärts. Wie ein Jüngling arbeitete der Greis sich durch den Schneesturm hindurch; er war nicht gewohnt, vor einem Windshauch zurückzuschrecken; er war mit jedem Wetter vertraut. Er kannte den Weg ganz genau. Sie schritten durch den Wald. Gespenstisch blickten die hohen schlanken Stämme der Buchen sie an und drüben am Waldessaum beugte sich das Gezweige der jungen Fichten, wie ein dichtbehangener

Christbaum unter der Last der reichen Gaben die grünen Aeste senkt. Die Macht des Windes bricht sich an den starken Stämmen der Buchen, aber aus den Kronen jagt dann und wann ein dürrer Ast hernieder und bricht sich krachend die Bahn durch's Unterholz. Rüstig schreiten die Männer vorwärts. Hier und da geht's schon bis über's Knie durch den Schnee. Ehe sie durch den Wald gekommen sind, muß der Alte einen Augenblick stille stehen: der Atem geht ihm aus. Hat er den alten Gliedern zu viel zugemutet? Ei, er ist an Wind und Wetter gewöhnt. Vorwärts! Vorwärts!

Dort liegt schon das Ziel ihrer Wanderung, dort am Waldesrand. Das Häuschen des Holzschlägers Jansen ist das erste im Dorf: es liegt ein wenig abseits vom Wege. Die Armut hat der Hütte ihre Schrift auf die gefrorenen Fenster und auf den gebeugten Giebel geschrieben.

Der Arzt tritt ein. Sie umringen ihn mit ihren Thränen und mit ihrem Jammer: sieben Kinder, davon das älteste zwölf Jahre alt ist; der Mangel schaut ihnen aus den blassen Wangen heraus; daneben sitzt die Mutter, die den Kindern ihr letztes Brot und ihre letzte Kraft gegeben hat, und im Bette liegt ein Tagelöhner, der das Bein gebrochen hat.

Das ist auch ein Bild der Weihnacht.

Nacht ist's auf Bethlehems Gefilden. Die Hirten hüteten in der Nacht ihre Herden, und die

Liebe schlingt in der Nacht ihre Arme um ihre Kinder.

Himmlische Klarheit umleuchtet die Hirten in dunkler Nacht. Der kranke Tagelöhner hat die Hände über der Decke gefaltet, und die blasse Frau hält noch das alte Gesangbuch in der Hand, daraus sie eben den Trostquell hat rauschen lassen:

„Leg was Dich quält
Und halb entseelt
In dessen Schoß,
Der Dir sein Kleinod schenket.
Sein Krippelein
Giebt es Dir ein:
Dies sei das Grab,
Darein Dein Gram sich senket.

Genug geweint,
Dein Trost erscheint,
Der Himmel öffnet sich;
Schweig Ach und Wehe!
Der Engel Chor
Schwingt sich empor!
Ich singe mit:
Ehr' sei Gott in der Höhe!"

Der Arzt ist eingetreten. Die letzten Töne des verhallenden Festliedes sind an sein Ohr geschlagen. Er kennt das Lied. Er schaut hindurch durch die dunkle Nacht. Er sieht den Stern leuchten — den einen großen köstlichen Stern, dessen Strahlen alle Erdennächte helle machen können.

Ja, das ist auch ein Bild der Weihnacht, das hier der Arzt erblickt: tiefe Wunden — himmlischer Balsam; Erdenleid — Himmelstrost. Sein Blick sieht die Thränen des Kindes, das Wehe der Mutter und das Leid des Vaters — alles, alles sieht sein teilnehmendes Auge. Er denkt an sein Mütterlein daheim. Vielleicht kommt grade jetzt sein Theodor mit seiner Familie. Mütterchen öffnet die Stubenthür: sie entschlüpfen den warmen Pelzmänteln; sie eilen zum Ofen. — O, wie ist's so warm, so warm im Hause, am Herzen der Großeltern! Er denkt — nein; er denkt nicht mehr in die Ferne — der gute alte Doktor: er schreitet zum Krankenbett, er streicht mit der Fingerspitze behutsam das gebrochene Bein. Der Kranke schreit auf. Der Arzt streicht die andere Seite, ja, da ist der Bruch. Aber das Bein ist schon verschwollen. Er untersucht noch einmal. Es ist kein schlimmer Bruch, aber der Mann muß ein besseres Lager haben. Er liegt in einer Wandbettstelle. Da hat der Arzt nicht freie Bewegung, den Verband anzulegen. Er untersucht das andere Bett.

„Habt Ihr nicht besseres Bettzeug?" fragt er im milden Ton die Hausfrau.

„Nein, Herr Doktor. Die Kinder haben nebenan in der Kammer ihre Schlafstätte: sie liegen auf Strohsäcken und ihre Decken sind nicht besser als diese."

„Hansjörg," sagte der Alte, und wandte sich zu dem Tagelöhner, „eilt rasch hinüber zu dem Goldhofbauern, vermeldet einen schönen Gruß von mir, ich ließe ihm sagen, er müsse Euch sofort ein gutes Bett für den Holzhauer Jansen mitgeben. Der Goldhofbauer wird's am heiligen Abend ohne Besinnen thun, sollte er aber Schwierigkeiten machen, so sagt ihm, daß der Doktor Peterle seinen Schaden nicht wolle und für alles aufkommen werde."

Der Hansjörg eilte hinweg. Der Arzt aber rückte die Bettstelle zurecht, in welche er den Kranken betten wollte und fragte derweil nach diesem und jenem. Die Frau gab zuerst nur ausweichende Antworten. Aber der Mann rief vom Bette aus ihr zu:

„Mutter, brauchst vor dem Herrn Doktor nicht hinterm Berge zu halten. Er weiß es selbst gar wohl, wie es um einen Holzhauer steht, der sieben Kinder zu ernähren hat."

„Aber," fiel sie ihm etwas kleinlaut in die Rede, „wir haben noch nicht gehungert, Herr Doktor, haben auch jetzt noch reichlich Kartoffeln."

„Habt Ihr auch Fleisch, Butter oder Fett im Hause, Frau Jansen? Wir müssen darnach streben, Euren Mann unter Kräften zu halten."

„Das haben wir freilich nicht, Herr Doktor."

„Und Ihr habt auch kein Geld, es Euch zu kaufen?"

„Ach, hätten wir das Unglück ahnen können,

dann hätten wir den Knaben nicht die neuen Jacken und den Mädchen nicht die Schürzen zum Christfest gekauft; sie hätten es um des Vaters willen gern entbehrt; aber mein Mann hoffte auf weiteren Verdienst und nun werden nur vier Mark übrig sein."

„Habt Ihr Reis, Grütze und Sago, daß Ihr Eurem Mann eine kräftige Milchsuppe kochen könnt?"

„Ach nein, Herr Doktor."

„Hm, das alles muß Euer Mann haben, und Ihr auch, und Eure Kinder. Auch darf der Kranke in den nächsten Tagen kein Schwarzbrot essen. He, mein Junge, lauf hinüber und kauf ein. Hier — ich werd's Dir aufschreiben: zwei Pfund Butter, fünf Pfund Reis, vier Weißbröte —"

„Aber, Herr Doktor —"

„Ja so, liebe Frau; ach, ich weiß, was Ihr sagen wollt: Ihr habt nur vier Mark." — Und der alte gute Doktor schaute noch einmal den Kindern in die bleichen Angesichter hinein und sah mit einem ernsten milden Blick den Mann im Bette an. Eine Thräne trat ihm in's Auge, und durch die Thräne stahl sich ein Lächeln hindurch, als das Auge sich wieder auf die Frau richtete. Hastig griff er in die Tasche, reichte ihr seine Börse und sagte: „Stille, Frau Jansen, nein, es ist nicht desDankes wert, nehmt's nur und gebraucht's; es ist alles dem ge-

lieben, der seinen eingeborenen Sohn uns geschenkt hat."

Sie öffnete die Börse und gab sie zurück:

„Herr Doktor, ich darf's nicht nehmen: es sind Goldstücke drin."

Da leuchtete dem alten guten Doktor das Auge und sein Angesicht strahlte in heller Freude:

„Legt's weg, Frau Jansen," sagte er, „legt's weg, ehe der Hansjörg wiederkommt. Es bleibt unter uns; kein Mensch braucht's weiter zu wissen. Nein, ich nehm's nimmermehr wieder, denn heut' ist Christabend; da sollte einer Kupfer schenken, wenn er Gold hat?"

Dann schickte er den Knaben mit einem Goldstück zum Krämer; die Börse aber nahm er, schloß den buntbemalten Eckschrank auf und legte sie hinein. Er wußte nicht, wie viel drin sei, er lebte in Wohlstand, der gute alte Doktor — und heute ist Christabend, und wenn er heute in's Elend und in die Krankheit gerufen wird, ja, da giebt er seine Medizin löffelweise, aber seine Wohlthat scheffelweise.

Einen Augenblick steht er und blickt sinnend zum Fenster hinaus. Ob jetzt wohl der Johann-Kutscher vorfährt? Ob sie jetzt wohl hereingeflattert kommen, wie die Sperlinge zur Winterszeit in die reiche Scheuer, unter das schirmende Dach flattern? Ob sie ihm eine neue Börse schenken werden? Er

hat immer so besondere Weihnachtsahnungen, der alte gute Doktor.

Da kommt der Hansjörg mit dem Bette dahergekeucht durch das böse Wetter. Er geht gebeugt unter seiner Last. Schon ist er ganz nahe, aber er ist kaum zu sehen; vor dem Hansjörg ist die Dämmerstunde dahergekommen: Die webt ihren dunklen Schleier, und wirft ihn über das Erdenrund; der Sturmwind jagt um die Hausecke und der Schnee peitscht an die Fenster. Der Doktor blickt noch einmal sinnend zum Fenster hinaus. Der Hansjörg aber tritt ein, schüttet das Bettzeug aus dem Sack, setzt sich einen Augenblick auf den Stuhl und seufzt:

„Das war all', was ich konnte. Bald hätt's mich umgeweht. Es geht tief hindurch. Der Goldhofbauer gab gern das Bettzeug her, und würde auch selbst kommen, wenn's Wetter ihn nicht daheim hielte. Nimmer, sagt er, würde des Doktors Gefährt durchdringen, und wenn der Johann-Kutscher nicht käme, würde er zwei Knechte schicken, die den Herrn Doktor heimgeleiten sollten."

Der Alte hatte nur mit halbem Ohr auf die Rede des Mannes gehört, er hatte das Bettzeug geprüft und seine Zufriedenheit mit demselben und mit dem Goldhofbauern ausgesprochen, dann hatte er seine Anordnungen getroffen; die Frau hatte das Bett gemacht und die beiden Männer hatten den

Leidenden hinüber gehoben. Das war keine leichte Mühe, weil jede Bewegung ihm Schmerzen bereitete. Jetzt lag er weich und warm gebettet, und die Arbeit des Arztes begann. Vorsichtig wurde der Bruch untersucht, das Bein in die rechte Lage gebracht und der Verband angelegt. Die Arbeit nahm längere Zeit in Anspruch, als der Doktor erwartet hatte. Der Hansjörg half, so gut er konnte; als er aber sah, daß er entbehrt werden könne, sagte er:

„Herr Doktor, ich habe zwei Schafe draußen auf dem Feld im Schneesturm laufen; wenn ich hier nichts mehr nützen kann, möchte ich dieselben aufsuchen und ihnen die Stallthür aufmachen.“

„Wir werden jetzt leicht alleine fertig,“ sagte der Alte.

Der Tagelöhner wünschte gesegnete Festtage und ging seine Wege.

Bald war auch das Werk des Arztes gethan, und der Holzschläger schaute, weich und warm gebettet, aus den Kissen heraus und machte ein Gesicht wie einer, der fröhliche Weihnacht feiert. Der Alte mahnte noch einmal zur Geduld und wandte sich rasch zum Fenster. Es ist finstre Nacht geworden; aber hastig zieht der Alte den Ueberzieher an, sieht nach der Uhr: „Halb sechs, murmeln seine Lippen — ha — sie erwarten mich jetzt daheim: eine gute halbe Stunde, ihr Lieben, dann sollen Euch die Lichter

in die Augen und die helle Weihnachtsfreude aus den Augen strahlen."

„Herr Doktor," sagte die Frau, „Sie können bei diesem Wetter unmöglich den Weg alleine machen; des Goldhofsbauern Knechte werden sogleich hier sein."

„Ei, Frau Jansen, ich habe schon schlimmere Wege gemacht; überdies wird auch mein Johann mir bald begegnen. Ich kenne den Waldweg so genau, daß ich ihn mit verbundenen Augen finden würde. Lebt wohl, Frau Jansen, pflegt Euren Mann gut, und alle Sorgen legt derweil in Eures Heilands Krippe."

Schon war er fort. Seine Festgedanken eilten vorweg. Die Vorfreude beflügelte den Schritt, er sah sie alle versammelt in der Wohnstube, er sah ihre Augen sehnsüchtig und erwartungsvoll auf die Thür gerichtet. Er sah sich schon von der ganzen Schar umringt. Wie er rasch dahineilt! Wie er kräftig auftritt, wie er, das Haupt hoch aufgerichtet, sich durch das Wetter arbeitet, als wäre er ein Dreißigjähriger, sein Auge späht scharf aus nach dem Johann. Johann wird sich doch nicht mit dem Gefährt auf der Landstraße durcharbeiten und den Weg umsonst machen? Unmöglich; selbst der Waldweg ist hie und da arg verschneit, und der Atem will dem Alten stille stehen, als er sich nur eine kurze Strecke durch den tiefen Schnee hindurchgearbeitet

hat. Keuchend steht er einen Augenblick still. „Ich hätte doch lieber den Johann erwarten sollen. Es ist so stockfinster, daß er mir wohl auf der anderen Seite des Weges vorbeieilen könnte, ohne daß wir einander bemerken. Ei nun, wir haben scharfe Augen. Was hätte mir auch der Johann nützen sollen? Er ist nicht viel jünger als ich."

Rascher schreitet der Alte durch das Wetter.

Daheim im Stübchen aber jammert die Frau Jansen:

„Ach, daß wir ihn haben gehen lassen, den alten guten Doktor. Er war schon müde, als er den Verband angelegt hatte: seine Hände zitterten; er mußte sich eine Weile ausruhen. Er überschätzt seine Kräfte. Und wenn er gar vom Wege käme: der Waldpfad ist so schmal, und unsereins, die wir im Walde groß geworden sind, würde sich nicht getrauen, bei solchem Wetter und in solcher Finsternis hindurchzugehen."

Die Knechte des Goldhofbauern haben sich eilig wieder davon gemacht, als sie gehört haben, daß der Arzt schon fortgegangen sei.

Die Frau aber sitzt am Bette des Mannes und fragt ihn mit zitternder Stimme:

„Vater, was meinst Du über den Doktor?"

„Mir ist bange seinetwegen, Mutter; er ist ein Greis. Die Festfreude und die Aufregung haben ihn belebt und getrieben, und wenn er plötzlich zusammenbricht — —"

„Dann, Vater, dann hoffe ich, werden Gottes heilige Engel ihre Flügel über den breiten, der uns wie ein Engel Gottes beigestanden hat.“

Die Frau hat die Hände in ihrem Schoß gefaltet, der Mann hat die Hände über der Decke gefaltet. Haben die Engel der Weihnacht, die heute die dunkle Erdenflur durchpilgern, die gefalteten Hände gesehen? Haben sie mit hinaufgenommen und vor dem hohen Thron der Gnade niedergelegt viel stille gewaltige Bitten und Fürbitten der Armen für den Reichen — der Reichen für — den Armen?

III.

Im starren Frost des Todes.

Mein Gott, Du bist bei mir,
Und mein bekümmert Herze ruht in Dir;
Mein müdes Haupt, es lehnet sich an Dich,
Die Flügel Deiner Gnade decken mich;
Wenn sich gelegt des Tages wirrer Lauf,
Dann gehn die Sterne für die Deinen auf;
Drum hat Dich auch in stiller Nächte Stunden,
O Seelenfreund, manch schmachtend Herz gefunden.

Die Gasflamme flackerte an der Straßenecke und der Weihnachtssang der Buben auf der Straße verhallte im heulenden Sturm. Ein Fenster wird helle nach dem andern, und die erleuchteten Fenster predigen der kalten, dunklen Winternacht von der

warmen, hellen Liebe, welche die Menschen liebet ohne Ende, und in welcher nun die Menschen die Ihren wieder lieben bis ans Ende, ja bis in die Ewigkeit. Alle Häuser sind helle; nur der Weihnachtssaal des guten alten Doktors bleibt heute dunkel. Ja, der Johann hatte eine schwere Fahrt gehabt von der Kreisstadt her. Die Dämmerstunde ist gekommen: vergebens haben sie nach Amtsrichters ausgeschaut. Die Almstädter sind versammelt: der Gottfried war der letzte gewesen; er hatte die Seinen voraufgeschickt, da ihn selbst das Weihnachtsgeschäft noch festhielt. Er ließ die Seinen ungern allein gehen, aber in diesem Jahre ging's nicht anders. Gottfried war der letzte; aber er staunte gewaltig, als er hörte, daß der Bruder mit seiner Familie noch nicht da sei, und daß der Vater habe über Land müssen. Alle fünf Minuten wurde die Margarethe an die Straßenecke geschickt, um nach dem Gefährt und nach dem Fußgänger auszuschauen. Sie that's gerne. Sie lief schon hin, ohne daß es ihr befohlen war; sie lief dort drüben fast bis an's Osterthor, das zur Kreisstadt hinausführte, sie lief zur andern Seite des Hauses bis zur letzten flackernden Gasflamme. Sie fragte die einsamen Wanderer, ob sie nicht dem guten alten Doktor begegnet seien. Sie erhielt als Antwort nur ein Kopfschütteln, nur ein kurzes „Nein“. Es war keine Zeit, lange Fragen und lange Antworten zu geben.

Endlich kam sie mit der Meldung: „Amtsrichters kommen!“ Und bald hielt Johann mit den dampfenden Pferden vor der Thür. Aber mit dem lauten Jubel der früheren Jahre wurden sie nicht empfangen. Das finstere Schneegewölk lagerte über dem Erdreich, ein Sturmwind wollte durch ihre Seelen ziehen, und dumpfe Stille lagerte über den Herzen.

„Zu Fuß über Land?“ fragte der Amtsrichter. „Er ist doch nicht allein fortgegangen?“

„Ein Tagelöhner begleitete ihn, aber uns ist bange, daß er sich allein auf den Heimweg macht, und wir sind ratlos, was wir anzufangen haben.“

„Johann wird mit dem Fuhrwerk nicht mehr durchkommen,“ fuhr jener fort. „Es hielt sehr schwer uns herzubringen.“

„Es ist unmöglich,“ erklärte der Kutscher, als er erfahren hatte, wohin der Doktor gerufen sei, „es ist unmöglich, mit dem Wagen durchzukommen. Der Weg nach Sehlendorf ist viel eher verschneit als derjenige, der zur Kreisstadt führt. Auch der Herr Doktor wird diesen Weg nicht gehen; wenn er heimkommt, wird er auf dem Pfad durch den Wald kommen. Ich bringe die Pferde in den Stall, mache Du, Margrethe, mir derweil die Laterne in Ordnung, damit ich rasch dem Herrn entgegengehen kann. Ich klopfe beim Nachbar, dem Zimmerhannes, ans Fenster: er wird gerne mit mir gehen.“

In der Wohnstube wurde wieder Rat gehalten und hin und her gefragt, was man beginnen solle. Seit einer Stunde hätte der Vater hier sein können. In drei Stunden meinte er wieder daheim zu sein. Aber konnte er seine Rückkehr genau bestimmen? Konnte nicht leicht ein Hindernis eintreten? War denn die Zeit wirklich schon zu lang? Hatte der Vater, wo es sich um seine Zeit und um sein gutes Herz handelte, sich nicht schon häufig verrechnet? Ursache zur Besorgnis ist noch nicht vorhanden. Sie beschlossen deshalb, den Kutscher und den Nachbar vorweg zu schicken, sie zur Eile anzuspornen und wenn sie allzulange ausbleiben würden, selber nachzugehen.

Der Johann-Kutscher war guten Mutes; er kannte seinen Herrn: er wußte, daß derselbe im Walde fast jeden Baum, und am Wege fast jeden Stein kannte; er wußte, daß derselbe trotz seines Alters allzeit sein Auge offen halte und seinen Mut nicht sinken lasse und noch im vergangenen Winter durch ein ebenso schlimmes Wetter hindurchgezogen sei, er wußte, daß derselbe sich hielte an den Trost des Psalmisten: und ob ich schon wandle im finstern Thal, fürchte ich kein Unglück; Dein Stecken und Stab trösten mich.

Johann zog hinaus.

Drinnen im Stübchen aber herrschte friedliche Stille. Die Zeit wollte nicht vorwärts rücken: es

war, als ob eine unsichtbare Hand die Zeiger der Uhr zurückhielte. Der Gottfried hatte eine kleine Weihnachtsgeschichte mitgebracht: er las sie vor, aber die Gedanken waren nur halb bei der Geschichte. Jeden Augenblick schlich sich eins der Kinder zum Fenster und blickte in die Nacht hinaus. Dann fing plötzlich Bürgermeisters Marie an laut zu schluchzen, barg ihr Angesicht in der Mutter Schoß und klagte:

„Ach, Mutter, der Großvater kommt nicht wieder. Mutter, wenn er nun unter dem Schnee liegt, können dann auch die lieben Engel, die zum Christfest auf die Erde kommen, ihn finden und ihn mitnehmen in den hellen Weihnachtssaal, wo all die Sterne lauter Lichter sind am großen Tannenbaum?“

Die Mutter verhüllte ihr Angesicht bei der Frage des Kindes; von hier hörte man Schluchzen und von da hörte man Schluchzen. Der Gottfried legte die Geschichte bei Seite, die Stimme versagte ihm, er fühlte, daß auch seinen Zuhörern alle Aufmerksamkeit verschwunden war. Er fühlte es, daß sie heute an dieser Stätte selbst eine Weihnachtsgeschichte erleben würden, die für sie größer und herzbewegender sein würde, als alle Geschichten seines großen Bücherlagers. Er zog das Mütterchen an sein Herz und streichelte ihr die Wange. Er fühlte, wie sie zitterte; er sah, wie ihr Thräne auf Thräne über die durchfurchte Wange rollte.

Acht dumpfe Schläge hallten vom Thurme herüber. Eine Stunde sind die beiden Männer fort gewesen.

Der Gottfried fühlte das bebende Mutterherz an seiner Brust schlagen; aber er fühlte auch die Herzschläge eines anderen Herzens: da ist's ihm, als ob eine starke Hand sich ihm auf die Schulter lege, ihn niederzuziehn zu jener Stätte hin, da die Hirten auf ihren Knieen gelegen haben, haben sich alle Nacht aus ihren Herzen nehmen und haben sich das ewige Licht in seinem vollen Strahlenglanz durch die Seele ziehen lassen. Gottfried ist der älteste der Kinder; er weiß, daß ihm in diesem Augenblick das Amt des Priesters am Hausaltare zukommt. Er ist auf die Knie gesunken und rings um ihn knieet die große, liebe Hausgemeinde. Es ist ein heißes Flehen, das durch das finstere Gewölk der Erde und durch das Sturmgebraus des Lebens hindurchzieht, um anzupochen an die Herzensthür des allerbarmenden Weihnachtskindes, des allmächtigen Lebensfürsten; ja, es war ein heißes Flehen um ein heißgeliebtes Erdenleben, aber es wußte auch allen eigenen Willen niederzulegen vor dem Thron des Herrn, und das ganze Herz dem zu geben, der den Menschen sein eigen Herz und sein eigen Leben als Festgeschenk gegeben hat.

Gottfried hatte bisher die andern beruhigt, und wenn der Bürgermeister ermahnte, daß man nach-

gehen und selber die Spur des Vaters suchen möge, dann hatte er abgeraten, weil er der Vorsicht und Umsicht des Vaters vertraue, und weil es ganz nutzlos sei, nachzugehen, so lange Johann noch kaum das Ziel erreicht haben, viel weniger aber schon zurückerwartet werden könne. Gottfried hatte immer noch zur Ruhe gemahnt und gesagt, daß bei Brüchen ein kleines Hindernis oft viel Zeit erfordere und der Vater deshalb unmöglich so sicher über seine Zeit habe bestimmen können; auch habe derselbe jedenfalls die Ankunft des Johann abgewartet und habe sich nicht alleine in's Wetter hinaus gewagt.

Jetzt erhob sich der Gottfried, ging schweigend zum Pferdestall hinunter und kam eilig mit den beiden großen Stalllaternen zurück. Die eine derselben gab er dem Schwager, die andere behielt er selbst. Er sagte nicht, warum er die Laternen geholt hatte, niemand fragte ihn darnach. Ein ganz kurzer Rat wurde gehalten, wer daheim bleiben und wer mitgehen solle, sonderlich von den erwachsenen Enkeln des Hauses. Stille fügten sie sich, wie Gottfried bestimmte; und hinaus ging's — hinaus in die Sturm- und Sorgennacht.

Ach, als die Hausthür sich öffnete, da wollte die alte liebe Großmutter mit hinaus, ihre Erdenliebe draußen auf den verschneiten Wegen zu suchen, fast mit Gewalt mußten sie die Alte zurückhalten, und Theodor, der schon einige Schritte vorweg geeilt

war, mußte daheim bleiben und versuchen, die erregten Herzen zu beruhigen.

Hinaus ging's in die Nacht und in den Wald. Die Lichter der Laterne flackerten hin und her, und die Augen der Suchenden irrten ängstlich von einer Seite des Weges zur andern. Sie waren sich einig in der Meinung, daß der Vater den Waldweg gewählt habe; sie leuchteten zu den schlanken, weißen Stämmen der Buchen hinüber, sie riefen in das Sturmgeheul hinaus; die Stimmen hallten wieder an den Hügeln, aber eine Antwort kam nicht zurück. Drunten im Thal war der Schnee schon so hoch zusammengeweht, daß ein einzelner Mann nur mit der größten Mühe sich hätte durcharbeiten können.

Gottfried hatte noch immer guten Mut, weil der Kutscher noch nicht zurück sei. Der Vater, meinte er, sei vielleicht an ein zweites Krankenbett gerufen, wohin der Johann ihm habe folgen müssen.

Jetzt sind sie wieder auf einen Hügel gekommen. Das Haus des Holzhauers kann nicht mehr ferne sein. Wenn man von Sehlendorf aus geht, teilt sich hier der Pfad und läuft im spitzen Winkel, rechts nach Almstadt, links zu einer Holzwärterwohnung führend. Der letztere Weg führt im Bogen durch den Wald, von dessen Saum einige hundert Schritte entfernt jenes Häuschen liegt; dicht vor Almstadt mündet er wieder in den geraden Pfad ein. Hier teilt sich die Schar der Suchenden: die jüngeren eilen

in die Wohnung des Holzschlägers, Gottfried und der Bürgermeister schlagen den Seitenweg ein. Wenn die Jungen sich beeilen, können sie mit ihren Vätern jenseits des Waldes vor der Stadt wieder zusammentreffen. Die Angst beflügelt ihnen die Schritte.

Wieder ist eine halbe Stunde fruchtlosen Suchens und Rufens verflossen. Da fragt der Bürgermeister, indem er stille steht:

„Gottfried, sahst Du nicht drüben ein Licht flackern?"

„Ich sah nichts."

Sie lugten scharf aus.

„Mir war's wieder, als wenn ich in der Ferne es hätte aufleuchten sehen."

„Sie werden doch nicht neue Boten ausgesandt haben, vielleicht Boten mit schlimmer Botschaft? Wir müssen bald an der Stelle sein, wo dieser Weg sich wieder mit dem andern Waldpfad vereinigt. Vielleicht ist es die Laterne der Kinder, die von der Wohnung des Holzschlägers zurückgekommen sind."

Wieder sehen sie es aufflackern. Sie sehen es jetzt ganz deutlich.

„Holla — Holla!"

„Hier — hierher!" klingt es zurück. Sie haben die Stimme erkannt.

„Bist Du es, Johann?"

„Ja, Herr Bürgermeister!"

Fröhlich kommt die Stimme des alten treuen

Dieners nicht zurück. Sie stürmen vorwärts. Jetzt sind sie dicht hinter den beiden Männern. Die beiden keuchen unter einer schweren Last.

„Johann, Johann!"

„Ja Herr, er ist's — mein guter alter Doktor — ach, daß ich ihn so habe finden müssen. Ja Herr, er ist's."

Er läßt sanft die Schulter, die er umklammert hat, auf die kräftigen Arme des Bürgermeisters niedergleiten.

„Vater, Vater!" klangen die Stimmen der Söhne. Aber die Lippen des guten alten Doktors, des heißgeliebten Vaters, öffneten sich nicht. Schlaff hängen die Arme hinunter. Der treue Johann hat sich die Laterne um die Schulter gebunden und birgt die starren Hände seines Herrn, so oft sie niedergleiten, eilig wieder unter seinem Kutschermantel, damit er die liebe Last bedeckt hatte. Er selber trägt den Oberkörper; der Nachbar hat die Kniee des Erstarrten umfaßt.

Nun haben die Söhne den Vater in ihre Arme genommen. Die Kniee wanken ihnen und doch gehen sie so eilig des Weges, als ob sie auf fester, ebener Straße pilgerten.

„Herr," sagt der Johann-Kutscher, „ich glaube, er lebt noch. Er seufzte noch und bewegte sich, als wir ihn drüben unter den Tannen fanden. Er hat den Weg verfehlt und ist auf den Seitenpfad gekom-

men. Ja, ja, ich glaube, er lebt noch. Es sind noch nicht zehn Minuten her, daß wir ihn gefunden haben. Mir ist, als fühlt' ich einen Pulsschlag, da ich ihm eben die Hand auf die Brust legte."

Sie legen den starren Körper einen Augenblick nieder. Sie leuchten ihm in's Angesicht. Die Augen sind geschlossen. Sie reiben ihm die starren Glieder. Die Glieder bleiben starr. Jetzt haben sie das erste Haus der Stadt erreicht. Sie pochen an die Thür. Sie wissen, daß alle Thüren sich gerne aufthun dem guten alten Doktor — dem lebenden — dem sterbenden — dem toten.

IV.

Im warmen Hauch des Lebens.

Heilige Nacht, auf Engelsschwingen
Nahst Du leise dich der Welt,
Und die Glocken hör ich klingen
Und die Fenster sind erhellt.

Horch — horch! Die alte Thurmuhr übertönt den heulenden Sturm. Horch, horch — sie schlägt lange, langsam —, die Mitternachtsstunde beginnt. Nun öffnet der Allmächtige droben des Himmels goldenes Thor, die ewige Liebe schwebt hernieder, die Engel stimmen ihre Harfen; im brausenden Hall zieht ihr Halleluja über die Erde und hallt und schallt mächtiger als der brausende Sturm, heller

als der Schlag der Thurmuhr. Siehe, da und dort ist ein Stücklein Schaumgold herniedergeglitten von den Flügeln der Weihnachtsengel und ist herniedergefallen hie und da in der Menschen Weihnachtssaal. Die Weihnachtsengel haben goldene Flügel. Dort liegt's nun im Saale des alten guten Doktors und flimmert und schimmert. — —

Horch — horch, es giebt viel zu horchen: da kommt ein Wagen daher, langsam, leise kommt er durch die verschneite Straße. Wie eine alte Doktorkutsche sieht er aus. Auf dem Bock sitzt ein Alter: der fährt gar vorsichtig Schritt für Schritt. Jetzt hält er die Rosse an und springt vom Bock. Wie er so ernst aus dem alten treuen Auge schaut! Aber als sie von rechts und von links mit Laternen dahergeeilt kommen, da bricht plötzlich ein heller Strahl aus den ernsten Augen heraus; als wollten diese Augen der ganzen Familie und der ganzen Stadt verkündigen: „Wir wissen es gar wohl, daß es dunkel gewesen ist auf dieser Erde; aber wir wissen auch, daß es nun Weihnacht geworden ist, und über die, so da wohnen im finstern Thal, scheinet es helle."

Jetzt öffnen sie den Schlag des Wagens und die Thür des Hauses, und eilig — eilig heben sie ein Bett aus der alten Doktorkutsche. Langsam und leise fährt das Gefährt durch den Schnee auf den Hof hinter dem Hause; eilig tragen vier Männer das Bett in die Hausthür. Wohin tragen sie die

große Last, das bittere Leid, die große Liebe, das schwache schwankende Leben? Wer sind die Männer? Sind's jene Gestalten, die einen Gichtbrüchigen tragen, und senken ihn nieder, und legen ihn zu den Füßen Jesu, legen ihn hinein in die große Kunst des allergrößten Arztes?

Wer sind die Männer und wen bringen sie? Bringen sie Tod oder Leben, Leid oder Freud? Den vieren, welche das Bett tragen, sind wir schon begegnet auf dem dunklen Pfad. Den fünften, der ihnen die Thür öffnet und der sie zur Vorsicht mahnt, nennen sie den jungen Herrn Doktor.

Die Wohnstube des guten alten Doktors liegt nach der Straße hinaus. Eine Flügelthür führt von der Wohnstube zum Saal. Welch' Jubel war's immerdar alle Weihnacht gewesen, wenn Großvater die Festandacht gehalten hatte und den Seinen — Groß und Klein — die Thür weit aufgethan hatte, daß der helle Lichterglanz ihnen das ganze Antlitz und das ganze Herz helle gemacht hatte. Heute ist auch die Wohnstube ein Tempel voll heiliger Andacht und heißer Gebete gewesen, aber keine Hand hat die Saalthür aufgethan.

Jetzt steht mitten in der Wohnstube ein weiches, warmes Bett. Neben dem Bette steht der Arzt und der Herr Buchhändler. Der Arzt läßt leise seine Hand unter die Decke gleiten.

„Wie schlägt der Puls?“ fragt der andere.

„Sehr gut. Die Gefahr ist vorüber. Freuen Sie sich, daß Sie mit dem Schreck davon gekommen sind. Mein lieber alter Kollege muß noch Eichenkraft in den Gliedern haben."

„Oder er muß Gottes Hand und Hülfe mit sich auf dem Wege haben."

„Freilich — freilich," sagte im ernsten Tone der Arzt, „wen Gott erhalten will, der mag wohl in Meerestiefen sinken, und Gott läßt ihn doch nicht ertrinken."

„Wird der liebe Vater schon freudige Aufregung ertragen können?"

„Lassen Sie ihn noch ein halbes Stündchen ruhen, dann fürchte ich nichts mehr. Sollten sich indessen irgendwelche üble Anzeichen einstellen, dann wissen Sie, daß ich jederzeit bereit bin, Ihnen zur Hülfe zu eilen. Voraussichtlich ist jedoch meine Hülfe nicht mehr nötig."

Der Arzt verabschiedete sich.

Der alte gute Doktor aber lag in den weißen weichen Kissen und schlummerte, als ob kein Sturm ihn umweht hätte, und als ob er nie draußen unter den grünen Tannen vom Weihnachtsschnee zugedeckt gewesen wäre, und als ob er es nicht gewesen wäre, den sie wie einen Toten in die Stadt getragen, und den sie mit Bürsten gebürstet und in Tücher gewickelt, um dessen fliehendes Erdenleben sie sich eine ganze Stunde lang mit Hand und Herz gemüht hatten.

Wie schläft der Simeon so voll Frieden! Wie gleitet ein freundliches Lächeln ihm über das Angesicht! Träumt mein Simeon von dem Jesuskinde, das er auf seinen Arm nimmt und an sein Herz und in sein Herz drückt? Ist das ein Strahl von Bethlehems Stern, der meinem Simeon über die Stirn gleitet?

Ei ja, die Flügelthüren haben sich weit, weit aufgethan und mitten im Saal steht der grüne Tannenbaum: alle seine Lichter brennen und werfen ihren hellen Glanz grade in das Antlitz des guten alten Doktors hinein. Das mag wohl aufleuchten wie die Sonne, wenn sie aus dem Schneegewölk heraustritt.

Und durch die offene Flügelthür wallt's hinein: junges Volk und altes Volk, lauter glückliche, selige Leute, lauter strahlende Augen, ob auch derweil die Stunde der Mitternacht vorüber ist; und auf Großvaters Bette stürmt's einher, wie wenn es gelte, eine starke Festung zu erobern.

Der Onkel Buchhändler gebietet Ruhe. Da wird's ganz stille, und die sanften, lieblichen Stimmen der Mägdlein singen, als wär's ein Lied aus weiter Ferne: „Stille Nacht, heilige Nacht"; immer mächtiger wird der Ton, bis es austönt in kräftigen Männerstimmen: „Christ, der Retter, ist da, Christ, der Retter, ist da." Dann übernimmt der Gottfried das heilige Amt, das er schon einmal hier verwaltet

hatte, da er um des Vaters Erdenleben mit seinem Gott rang. Nun läßt der Priester am Hausaltar ein lautes Halleluja erschallen, und mit dem Dank für die himmlische Weihnachtsgabe verschlingt sich der Dank für die irdische Gabe. Dann wird ihnen die große Geschichte vorgelesen, die schon Jahrtausende hindurch immer denselben Jubel durch die Herzen hat ziehen lassen, daß alle Hüter in der Nacht und alle Hirten der Menschenherden, die je ein offenes Ohr für Gottes Rede gehabt haben, noch heute es den seligen Engeln nachjauchzen müssen: „Ehre sei Gott in der Höhe, und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!"

Dichtgedrängt umstehen sie das Bett. Sein Mütterchen hat ihm die Linke fest umklammert und die beiden Bräute haben ihre Rechte in die seine gelegt. Zu Häupten stehen die Kinder, zur Seite die Enkel und Enkelinnen, zu Füßen hatten die Margrethe, die Magd, und der Johann-Kutscher ihren Platz gefunden. Man sieht es den Augen aller an, wie ihnen das Herz in der Brust jauchzet. Wunderbar, daß sich das höchste Jauchzen der Menschen in Thränen hüllen muß! Schweigend hat der Großvater dagelegen und hat in all' den strahlenden Glanz vom Saal her und in all' die leuchtenden Augen seiner Lieben stille hineingeschaut. Aber jetzt muß die Festfreude sich Luft schaffen:

„Großvater," jubelt Theodors Lisette, „ich darf's

Dir eigentlich heut' nicht sagen, aber sieh', ich kann's nicht länger verschweigen: vorgestern ist mein Verlobter zum Pfarrer an St. Martin in Almstadt ernannt, und zu Ostern wird er hier seinen Einzug halten."

„Und Dir, Sophie," wendet der Alte sich an die andere Braut, „ist schon das Nest in unserer Nachbarschaft gebaut. So will's uns der treue Gott in Gnaden geben, daß ihr beide im nächsten Herbst, wenn Großmutter mit der goldenen Krone soll geschmückt werden, unter dem Myrtenkranz mit uns zum Altar gehen sollt. Herr, ich bin viel zu geringe aller Treue und aller Barmherzigkeit, die Du an Deinem Knechte gethan hast. So will's uns der treue Gott in Gnaden geben, daß wir mit Euch und Ihr mit uns vielleicht noch ein Weihnachtsfest hienieden feiern sollt — oder auch mehr. Sein Wille geschehe! Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er Dir Gutes gethan hat."

Jetzt eilen sie mit den Gaben für die Großeltern herbei. Da kommen wieder die beiden Bräute mit einander: sie kommen mit lächelndem Munde.

„Ach, Großvater, schau, wie wir beide so gar irdisch gesinnt sind und in unsern Plänen uns so sehr in die Quere gekommen sind, als ob wir uns erzürnt hätten und keine Post von uns nach Almstadt führe: siehe, jede von uns hat Dir eine Geldbörse gemacht, und wir wissen nun nicht, wer sein Geschenk draußen

lassen und Dir ein anderes schaffen soll."

„Ich danke Euch, Kinder," sagte der Alte. „Ach, Ihr kennt des Großvaters schwache Seite: die Geldbörse. Ja, sie kommt grad' zur rechten Zeit; und wenn sie nicht bis zum nächsten Christfest aushalten, dürfen die Geschwister mir zwei neue Geldbörsen zur goldenen Hochzeit schenken."

Dann lag der alte gute Doktor eine Weile schweigend in den Kissen und schaute sinnend hinauf, als ob seine Gedanken in die Ferne zögen.

„Der Holzschläger Jansen —"

„Ja, Vater," sagte Gottfried, der ihm die Gedanken aus dem Angesicht gelesen hatte, „der Holzschläger Jansen hatte geweint, als der Peter und Gottfried Dich in seiner Hütte gesucht und nicht gefunden hatten, aber die Knechte des Goldhofbauern, die ausgeschickt waren, Dich zu suchen, kamen hierher und haben die Freudenbotschaft, daß Du wohlauf seist, mit heimgenommen."

Sinnend lag der Alte in den weichen Kissen. Seine Gedanken schienen in der Ferne zu weilen. Dann richtete sich sein Auge auf den grünen Baum, auf den Lichterglanz und auf die strahlenden Augen seiner Lieben, und seine Lippen flüsterten:

„Kein Haus ist zu stattlich und keins ist zu klein —
Es fliegen die Engel zum Fenster herein."

III.

Neujahr.

Mutter Reinholds Sylvestergeschichte.

Mutter Reinholds Sylvester-geschichte.

„Ja, Kinder, ich hab' immer gesagt und sag's auch heute noch, daß am Neujahrsabend der Menschen Gedanken sich ihnen aus der Brust herausarbeiten und hervortreten wie der Mond aus den Wetterwolken, böse Gedanken und gute Gedanken, ernste und leichtfertige, fröhliche und traurige, demütige und hochmütige Gedanken. Ich hab's immer gesagt und sag's heute noch, daß am Neujahrsabend das Heidentum mitten in der Christenheit aufwacht und sich aufmacht wie eine Hyäne, die geschlummert hat, um mit frischer Kraft und neuer Gier auf Beute auszugehen. ‚Ein unschuldiges Vergnügen' nennen sie das Schießen und Werfen, das Bleigießen und Wahrsagenlassen, das Geistersehen und Gespenstermachen. Ein ‚unschuldiges Vergnügen' nennen sie es, und es ist doch Greuel der Verwüstung an heiliger Stätte, ist doch Heidentum mitten in der Christenheit, Heidentum, darinnen sie ihre unsterbliche Seele sterben und verderben lassen."

So redete die Mutter Reinhold, die alte Wäscherin, und nickte mit dem grauen Haupte gar entschieden zu der Rede. Sie rückte den Lehnstuhl mit der geschnitzten Rücklehne fester an den Ofen, rührte mit der Feuerzange noch einmal in der Glut, daß sie hell aufloderte, warf noch zwei Stückchen Holz in die Flammen, und wandte sich wieder zum Tisch, um den die Gesellschaft Platz genommen hatte. Da war der Hannes, ihrer Schwester Sohn, und die Kathrin, seine Schwester; dann die Lise, die Küchenmagd vom Stadtschreiber, die Sanna, die schon sechs Jahre beim Rechenmeister gedient hatte, und die Lena, der die Treue aus den Augen schaute und der Ernst auf der Stirn thronte. Mutter Reinhold schaute sich noch einmal in dem Kreise um, klappte die große Bibel zu, aus der sie soeben gelesen hatte, und verschloß sie in dem kleinen Wandschrank, nachdem sie die große Hornbrille sorgfältig in's Futteral gesteckt und auf das liebe Buch gelegt hatte.

„Das ist mir lieb," sagte Mutter Reinhold, „daß Ihr am Neujahrsabend nicht wie die Schneeflocken über die Straßen flattert, sondern Euch bei der alten Reinhold festgesetzt habt. Ich mein' nun, daß man am Neujahrsabend stillstehen und rückwärts schauen soll in all die Sünden, die Sorgen und den Gottessegen hinein, still stehen und Atem holen, — hab' aber neulich irgendwo gelesen, und denk', es ist ein gutes Wort, daß das Gebet das Atemholen der Seele

ist — still stehen und vorwärts schauen, daß man nicht in den Abgrund tritt, statt auf festen Grund. Ich will Euch eine Geschichte erzählen, die Euch meine Meinung bestätigen soll."

„Ihr kennt die Lebrecht, die drüben in der Görgentwiete wohnt. Ihr kennt sie, aber ich kenne sie besser als Ihr alle. Als ich in die Stadt kam, ich stand dazumal im fünfundzwanzigsten Jahre, da hatte die Vermieterin mir einen Platz verschafft beim Advokaten Waldstrom, der das große Haus am Markt bewohnte, wo jetzt die Wirtschaft zu den drei Kronen eingerichtet ist. Man hielt ihn für den reichsten Mann der Stadt. Ob er eine Million gehabt hat, wie einige sagten, oder nur hunderttausend, wie andere meinten, das weiß ich nicht; aber das weiß ich, daß er es von den Leuten nahm, wo er's fassen konnte, und daß er sich nicht viel darum kümmerte, ob's ihm der Teufel selber gebracht hätte, oder ob die christliche Barmherzigkeit, mit der er übrigens hart im Kriege lag, es ihm dargereicht hätte, wenn er es nur unter die Finger und in seinen eisernen Schrank bekam. Der Advokat Waldstrom hatte nur ein einziges Kind, eine Jungfrau schön von Angesicht und stattlich von Gestalt, blühend wie eine Rose um Johannistag, und das war die Anna. Ja, die Anna! Ach, daß sich Gott erbarm', Kinder, das war die Anna, die sie jetzt die alte Lebrechtin nennen. Ach ja, ich würd's nicht glauben, wenn ich's

nicht mit meinen eigenen Augen angesehen und mit meinem Herzen die ganze Geschichte mit erlebt hätte; ich hab's aber immer gesagt und sag's auch heute noch: die Geschichte ist eine Neujahrsgeschichte, ob's auch die Geschichte eines Menschenlebens ist. Ich war's bei meiner Mutter gewohnt geworden, ein christliches Neujahrsfest zu feiern. Darum werd' ich's mein Lebtag nicht vergessen, ob ich auch hundert Jahr alt würde, und vor der Seele steht mir's, als ob's gestern gewesen wäre, wie es bei meiner neuen Herrschaft zuging. Als die Glocken von St. Marien zum Sylvestergottesdienst läuteten, ging ich in's Arbeitszimmer des Herrn, um nachzuheizen. Da sah ich den Alten vor seinem offenen Geldschrank sitzen, und das blanke Gold strahlte mir entgegen so hell wie das Lampenlicht, und daneben leuchteten die Augen des Alten — hu, es war ein unheimlicher kalter Glanz! und die Augen stierten nur immer in die Goldberge hinein, und hatten nicht gesehen, daß ich in's Zimmer getreten war. Dann ließ er die Goldstücke durch die Finger gleiten, als zählte er sie, ob er sie gleich schon zwanzigmal gezählt hatte, und der Klang ist ihm lieblicher durch's Ohr gezogen, als der Klang der Glocken von St. Marien; denn er hörte nichts als den Klang der Goldstücke, die er auf den eisernen Boden seines Schrankes gleiten ließ. Als er aber mich sah, schlug er hastig die Thür seines Geldschranks zu, wandte sich zu seinem Schreibtisch

und wühlte in den Papieren und Aktenstößen, malte Zahlen auf's Papier, zählte die Summen zusammen, und murmelte Zahlen und Namen und Namen und Zahlen wirr durcheinander in seinen grauen Bart hinein. Ich wurde ganz ängstlich und eilte hinaus. Als er aber zum Abendbrot heruntergegangen war, packte mich strafbare Neugier, denn ich war an jenem Neujahrsabend just achtundvierzig Jahre jünger als heute; ich schlich mich wieder auf sein Zimmer und lugte in die Papiere, die auf seinem Schreibtisch lagen. Auf dem einen Bogen aber stand's ungefähr also geschrieben: ‚Jahresschluß: Gewinn 16 500. Rückständige Zinsen 4400. Einzuklagen: Die Witwe Peters am grünen Weg schuldet mir 18 Mk. Die Witwe Lieber schuldet 22 Mk. Dem Friedel in Neudorf die Hypothek kündigen und die rückständigen Zinsen eintreiben.‘ So ging's weiter, die ganze Seite hinunter. Ich kannte die Leute, deren Namen auf dem Bogen standen. Es waren etliche, die leichtfertig daherfuhren, und in ihrem Leichtsinn ihre Zuflucht zu dem Advokaten genommen hatten. Aber es waren auch Witwen, die mit geringem Gut und vielen Kindern sitzen geblieben waren, und den Friedel kannt' ich von meiner frühesten Kindheit her, war er doch meiner Mutter Nachbar: er lag seit drei Jahren auf schwerem Schmerzenslager. Ehe ich aber den ‚Jahresschluß‘ meines Herrn zu Ende gelesen hatte, ging mir ein Zittern durch mein Herz,

ich mußte an den kranken Friedel denken, und an meinen irdischen Herrn, und an die Witwe Peters und ihre sieben Kinder; und meine Gedanken klopften bei dem Herrn im Himmel an. Als ich mich aber recht besann, war ich hinweggeeilt von des reichen Mannes Jahresschluß, saß in meiner Kammer und weinte, und dachte an den kranken Friedel. Wie lange ich so allda gesessen und geweint habe, das weiß ich nicht; es muß aber wohl recht lange gewesen sein. Plötzlich stand die Anna vor mir. Ei ja, das vergaß ich Euch zu erzählen, daß die Anna dazumal siebenzehn Jahre alt war, und ihre Mutter vor reichlich zehn Jahren verloren hatte. Die Mutter mußte wohl eine treffliche Frau gewesen sein, denn die Anna sollte ihrer Mutter Herz haben, und war gar gutherzig, wußte auch so in stillen Stunden wohl die Hände zu falten, wenn's auch gar selten geschah, und konnte so recht aus der Tiefe, wenn sie wie träumend in vergangene Zeiten blickte, manch gutes Sprüchlein herausholen, was sie nicht in der Schule gelernt hatte, noch vom Vater oder von der Tante, die dem Hauswesen vorstand. Die Tante war des alten Waldstroms Schwester, ja recht seine Schwester, grad' so geldgierig und selbstsüchtig wie er, nur insofern ihm unähnlich, daß sie sich in Sammt und Seide kleidete und mit ihrem Gelde prunkte, während er seine Schätze versteckte und allem abgestorben war, was nicht Goldesklang hatte. In solchen Händen

lag nun die Erziehung der Anna, oder eigentlich lag sie nicht darin, denn der Alte kümmerte sich nicht um das Mädchen, sondern scharrte und schacherte nur für sie, ließ ihr ihren Willen, brummte, wenn sie zu viel Geld holte, gab's aber doch her, weil die Anna ihm schon als Kind über den Kopf gewachsen war, und bei schwierigen Fällen stets die Tante auf ihrer Seite hatte. Die Tante aber hatte es der Anna schon längst zum Bewußtsein gebracht, daß sie die Tochter des reichsten Mannes der Stadt sei, und hatte ihr die Eitelkeit tief in's Herz gepflanzt; und wenn die Eitelkeit im Herzen eines jungen Mädchens Wurzel geschlagen hat — ach, Kinder, ich hab's wohl hundert mal im Leben gesehen, — dann rankt sie wie die Brombeerranke über's fruchtbare Ackerfeld und erstickt alles, was wachsen will, und was gewachsen ist.

Also: die Anna stand vor mir an jenem Neujahrsabend, und ich wischte mir rasch die Thränen aus den Augen. Sie aber sah weder meine Thränen, noch meine Augen. Sie sagte in ihrer raschen, lebhaften Weise: ‚Flink, Grethe, flink, Du hast ja das Feuer auf dem Herd ausgehen lassen, weißt Du denn nicht, daß der Vater und die Tante bei Bürgermeisters ihren Neujahrspunsch trinken, und daß ich mir die Freundinnen eingeladen habe? Ich wußte es zwar nicht, aber ich hörte schon fröhliche Stimmen vor der Hausthür und eilte in die Küche, vorüber

an der Schar lachender und scherzender Mädchen. Ich machte Feuer an. Die Mädchen brauten sich selber einen Neujahrspunsch und sangen fröhliche Lieder, lachten, scherzten und neckten sich. Ich aber saß in der Küche am Feuerherd und dachte an den ‚Jahresschluß‘ des Advokaten Waldstrom, und an den kranken Friedel, und an die Witwen, deren Namen ich auf seinem Bogen gelesen hatte; und ob ich wiederum geweint habe, das weiß ich nicht. Ich weiß aber, daß ich aus meinen Träumen erwachte, als die Schar der jungen Mädchen mich umringt hatte und Anna selber in die Kohlen blies und trockenes Holz darauf warf. ‚Laß mich nur, Grethe,‘ sagte sie, als ich ihr helfen wollte. ‚Siehst Du, Luischen, die Flamme geht grad' in die Höhe, das bedeutet Glück für's neue Jahr. Hat mein Luischen weitere Wünsche? Sieh da, zwei Flammen! Sie kommen zusammen — es wird eine daraus: sie bekommen sich — Luise und ein gewisser.‘ ‚Ei,‘ schalt Luise, ‚ich verstehe bessere Kunst als Du; gieb mir die Feuerschaufel. Blei hab' ich in der Tasche!‘ ‚Wundervoll!‘ jauchzten die andern, ‚Luise will Blei gießen; sie versteht's vortrefflich. Zuerst für Anna Waldstrom, Luischen; laß uns sehen, wen sie zum Mann bekommt; sie ist schon 17 Jahre alt. Es schmilzt! Es schmilzt! Paß auf! Ei, wie es zischt! Sieh da! ganz deutlich: ein schlanker junger Mann; einen Schnurrbart hat er, und — eine Elle. Der junge Lebrecht

— ich wette zehn gegen eins.‘ ‚So schweigt doch!‘ rief die Anna. Ihre Wangen glühten, ihre Augen funkelten. Und wieder schmolz Luise das Blei, und wieder zischte es, und wieder jubelten sie. Ich aber saß dahinten auf dem Holzkasten und gedachte der Stunde, da mein alter Dorfpfarrer uns in der Konfirmandenstunde das zweite Gebot erklärt hatte, und dachte an das Wort des Herrn: ‚Daß nicht unter euch gefunden werde ein Weissager und ein Tagewähler, oder Zeichendeuter, oder der die Toten frage; denn wer solches thut, der ist dem Herrn ein Greuel.‘ Ja, wär' ich dazumal Mutter Reinhold gewesen, dann hätt' ich ein ernstes Wort in den Jubel hineingeredet; aber ich war ein junges, unerfahrenes Ding, und mein Gewissen schlug, weil meine Augen in die Papiere meines Herrn geguckt hatten. Darum fand ich nicht den Mut, ein Wort dazu zu reden.“

„Aus dem Dienst zu gehen war dazumal für eine Dienstmagd nicht gerade ehrenvoll, und nach meinem ersten Neujahrsabend in dem großen Hause am Markt kam bald ein zweiter. Mein Hausherr saß wieder zwischen seinen Papieren und hat auch wohl wieder in seinem Goldhaufen gewühlt. Ich hab's aber nicht gesehen. Ich hab' in meiner Kammer gesessen und hab' an den alten Friedel denken müssen, der derweil in's Armenhaus gekommen war. Ja, ja, ich hab' gebetet für den armen Friedel; und dann hab' ich an meinen Hausherrn

denken müssen, und hab' noch einmal die Hände gefaltet und hab' gebetet für meinen armen Hausherrn. Zuerst wollt's mir nicht recht von den Lippen, aber dann dacht' ich: er hat's nötiger als der Friedel; und ich hab' wohl darüber weinen müssen, daß ich nicht längst für ihn gebetet hatte."

„Darauf lugte wieder die Anna durch die Thürspalte. Es war die Zeit, da Nacht und Dämmerstunde mit einander kämpften. ‚Grethe,' sagte sie, ‚setze Deine Kappe auf und gehe mit mir.' Wir gingen von Straße zu Straße. Wir gingen in die Vorstadt und durch die Vorstadt. Draußen im Feld, nicht fern von jenem Wege, an dem der Gärtner wohnte, der uns die Gemüse in die Küche lieferte, lag ein einsames Häuschen; fast war's eine Hütte nur. Dort machten wir Halt. ‚Warte,' sagte sie, ‚warte, Grete, bis ich wiederkomme. Ich habe der Frau da drinnen Geld zu bringen, das möcht' ich selber abliefern.' Mir aber dauerte die Wartezeit draußen im heulenden Sturm zu lange: ich trat auf den Flur. Aber man hatte mich nicht gehört, oder wollte mich nicht hören. Ich hörte von der Stube her eine Stimme. Ein schmaler Lichtstreifen fiel durch die Thürspalte. Zuerst blieb ich an der Hausthür stehen, dann hörte ich einzelne Worte, wurde aufmerksamer, und trat näher zur Stubenthür. Jetzt konnte ich jedes Wort verstehen."

„‚Wie ein sonniger Morgen,' so sagte die

Stimme, ‚wie ein sonniger Morgen, mein schönes Fräulein, liegt Ihr Leben vor den Augen meines hellsehenden Geistes. Herzdame liegt in der Mitte; die ganze Stadt blickt auf Herzdame, viele neidische Augen richten sich auf sie. Herzdame, das sind Sie, mein allerschönstes Fräulein. Der schwarze König hat seinen Platz neben Herzdame gefunden. Nicht meine Hand, nein, das allgewaltige Schicksal hat die beiden zusammengefügt. Er scheint dunkel zu sein. Dunkel liegt zunächst um die beiden. Aber wie der helle Morgen den Nebel zerreißt, so werden alle Hindernisse und Hemmnisse, die sich ihnen entgegenstellen werden, von den Sonnenstrahlen ihres Glückes überwunden. Ein Herz, eine Seele, eine Seligkeit, so steht's geschrieben über der strahlenden Herzdame und ihrem schönen Ritter.‘"

„Ich war noch näher an die Thür getreten und sah durch die Spalte der schlecht gefugten Bretter. Ich sah die wilden Augen eines braunen Weibes auf die Karten stieren. Ich sah Annas Augen leuchten und ihre Wangen glühen. Ich sah, wie sie ihre Börse aus der Tasche zog und den Inhalt in die Hand der braunen Alten gleiten ließ. Ich blickte noch einmal in das wilde Auge der Alten. Ich mußte an die Hexe von Endor denken. Es war mir seit meiner Jugend immer eine der grausigsten Geschichten im ganzen großen Gotteswort: das Nachtgesichte und die Nachtgeschichte des Weibes von Endor. Ich mußte an das furchtbare Gottesgericht denken, das

der große König auf sich selber herniederruft und herniederreißt. Wehe, Saul fällt in sein eigenes Schwert! Ach, daß ich das strahlende Antlitz unserer Anna mit der Nachtgestalt des verzweifelnden Königs vergleichen mußte! Aber es waren mir solche Gedanken durch die Seele gefahren und wollten mich an jenem Abend und am ganzen Neujahrstage nimmer loslassen."

„Ich blieb neben der Stubenthür stehen, und als die Anna heraustrat, faßte ich sie an dem Arm und führte sie eilig hinweg. Sie ließ es geschehen und schwieg. Als wir aber durch die Vorstadt gingen, trat sie nahe an mich heran und flüsterte mir mit erregter Stimme zu: ‚Grethe, wenn Du ein Wort verrätst, dann jag' ich Dich sofort aus dem Dienst.' Da faßte ich mir ein Herz und sagte: ‚Fräulein Anna, verraten werd' ich nichts; wem sollte ich's auch verraten? Ihr Vater und Ihre Tante würden sich wenig drum kümmern, und Ihnen in der Stadt Schande zu bereiten, dazu stehe ich nicht im Dienst Ihres Vaters. Aber, Fräulein Anna, ich weiß, daß solche Neujahrsabende, wie ich sie bei Ihnen erlebe, meinem Herrn im Himmel ein Gräuel sind; und das hab' ich meinem Vater gelobt auf seinem Sterbebette, und meiner Mutter in der Scheidestunde, da ich in die Stadt ziehen wollte, daß ich meinen Heiland nimmer lassen wolle, und das Gelöbnis will ich halten. Und wenn mich jemand

in die Sünde hineinziehen oder an die Stätte der Sünde mich stellen will, dann weiß ich, daß man Gott mehr gehorchen muß, als den Menschen.' ‚Ei, Grethe,' erwiederte sie, ‚sei doch nicht so närrisch. Wer will Dich denn zur Sünde verleiten, oder wer stellt Dich an die Stätte der Sünde? Wenn ich mir am Sylvesterabend ein unschuldiges Vergnügen und heute oder morgen einen Neujahrsscherz hier erlaube, so sinke ich damit doch noch nicht in den Sündenpfuhl, und wenn Du mich in Zukunft zu solchen Scherzen nicht begleiten willst, so werde ich andere Begleitung zu finden wissen.'"

„Ja, sie wußte andere Begleitung zu finden. Wie hätte die schöne und reiche Anna Waldstrom nicht leicht andere Begleitung finden sollen, als die verachtete niedere Dienstmagd? Hätten die Freundinnen an jenem Neujahrsabend sie nicht mit dem jungen Lebrecht geneckt, dann würde sie ihn vielleicht weniger beachtet haben; hätte die braune Alte ihr nicht geredet von einem dunklen Herrn und von den Hindernissen, dann hätte sie ihr Auge vielleicht auf einen reicheren gerichtet. Aber mein alter Vater pflegte zu sagen: ‚Ein Wort richtet mehr aus, als ein Fähnlein Landsknechte,' und ich selbst hab's mehr als hundertmal erfahren: Böses Wort und böses Spiel, betrügen der Alten und Jungen viel. So ist's ganz natürlich gegangen, daß der Erich Lebrecht sein Auge auf die Anna geworfen hat, weil sie ihr Auge auf ihn gerichtet hatte. Er war der jüngste

von den sechs Kindern seines Vaters; sein Vater aber war Schreiber beim Amtmann. Erich Lebrecht war Handlungsgehilfe im Geschäft eines alten Ellenwarenhändlers, und wenn er etliche Tausend zur Verfügung gehabt hätte, dann hätte er das Geschäft kaufen können, denn der Alte wünschte sich in die Stille zurückzuziehen. Nun aber hatte Erich Lebrecht vorläufig nichts — nichts als einen Kopf voll Hochmut und ein Herz voll Eitelkeit, eine stattliche Gestalt und eine glatte Zunge. Doch, was er nicht hatte, das hatte Anna Waldstrom; das schöne Mädchen hatte aber überdies die Thorheiten des Sylvesterabends im Kopf, malte in ihre Bücher die Bleigestalt, welche die Luise ihr gegossen hatte, einen schlanken Mann mit dem Schnurrbart und der Elle, und redete in ihren Träumen von dem ‚Dunklen neben der Herzdame.‘“

„Daß ich's kurz mache: am nächsten Sylvesterabend, als droben der alte Waldstrom in seinem Gelde wühlte, seine Papiere ordnete, seinen Ueberschuß berechnete, und die Witwen, die Kranken und Unglücklichen aufschrieb, die er wegen der Rückstände einklagen wollte, da gossen drunten in der Küche ihrer zwei Blei — der junge Herr und das Fräulein. Und dann hat der Erich Lebrecht, als die Glocken von St. Marien zum Abendgottesdienst riefen, das Fräulein weit hinausbegleitet. Durch die Vorstadt sind sie gegangen. Ich dachte mir damals, daß sie

sich die Altjahrs- und die Neujahrspredigt von der braunen Alten wollten halten lassen; doch weiß ich's nicht. Ich saß in meiner Kammer, denn der Alte meinte, ich könnte morgen noch lange genug in der Kirche sitzen; ich saß in der Kammer und weinte und betete. Dann zogen die Morgennebel über das junge Glück. Der Alte wurde wild und wütend, als er von dem Verkehr seiner Tochter mit dem Erich Lebrecht hörte, und wollte von einer Heirat nichts wissen; aber die Anna hatte nicht vergessen, daß ihr am Neujahrsabend die Hindernisse und Hemmnisse schon vorhergesagt waren. Des Vaters Widerspruch bestärkte sie in dem Glauben an die Weisheit der braunen Alten, in dem Glauben an ihr Glück. Der Alte wußte nur zu gut, daß, wenn er seinem Kinde diesmal den Willen lasse, es ihn viel Geld kosten werde; und das Geld war sein Götze. Aber seinem Kinde gegenüber war der Vater machtlos. Er hatte sich nie bemüht, die Zügel der Zucht und Erziehung in seine Hand zu bekommen, es war ihm auch ziemlich gleichgültig, wie sein Kind es treibe und wo es bleibe, wenn nur sein Geldschrank nicht berührt wurde. Aber jetzt gewann die lebende Gewalt die Macht über die tote. Die Anna trat trotzig vor ihren Vater hin und verlangte väterliches Gut und väterlichen Segen, und als er sich mit Hand und Fuß gegen ihre Pläne zur Wehre setzte, da verlangte sie kurz und bündig von ihm ihr mütter-

liches Erbteil; ‚dann werde sie ihr eigener Herr sein‘. Er sagte ihr zwar, daß sie unmündig sei und nichts zu fordern habe; aber sie erwiderte ihm, daß sie warten werde; daß sie jedoch, je länger sie warte, desto mehr von ihm verlangen werde. Ob er nun gefürchtet hat, daß die Gerichte einen Einblick in seine Vermögensverhältnisse bekommen könnten, oder ob er gedacht hat, seine Tochter billiger los zu werden, wenn er gütlich mit ihr verhandle, oder ob die schwache natürlich menschliche Liebe zu seinem Kinde den Sieg über den Geiz davongetragen hat, das weiß ich nicht; aber das weiß ich, daß der junge Lebrecht das Geschäft seines Prinzipals gekauft hat, daß die Anna seine Frau geworden ist und daß sie eine Zeitlang herrlich und in Freuden gelebt haben. Der Lebrecht verstand es auch, sich eine Weile bei seinem Schwiegervater einzuschmeicheln; er verstand den Handel und wußte neue Kundschaft zu der alten heranzuziehen. Aber es hat doch immer den Advokaten verdrossen, daß seine Tochter sich an den Hans Habenichts weggeworfen hat und eine einfache Kaufmannsfrau geworden ist. Als nun aber zum Jahresschluß der Herr Schwiegersohn um neuen Zuschuß bat, statt den alten zurückzuzahlen, da war's aus mit der Freundschaft des Schwiegervaters. Und als dieser im zweiten und dritten Jahr der Ehe immer deutlicher sah, daß der Lebrecht ein leichtfertiger und hochmütiger Geselle sei, und als

er's je mehr und mehr fühlte, daß er wie mit eiserner Kette an seines Kindes Herz gebunden sei und daß er sein Kind nimmer werde in's Elend sinken lassen können, — ja, ja, da hab' ich den reichen Waldstrom oftmals neben seinem Geldschrank stehen sehen mit Mienen der Verzweiflung in seinem Angesicht. Ich hab' es ihm gesagt, denn ich hatte schon sechs Jahr beim alten Waldstrom gedient, warum sollt' ich ihm nicht einmal die Wahrheit sagen? ich hab's ihm gesagt am Sylvesterabend, als ich in seinem Zimmer nachheizte, und er eilig seinen Geldschrank verschlossen, sich über seinen Schreibtisch gebeugt und sich in seine Papiere vergraben und gerechnet und geseufzt hat. ‚Herr Waldstrom,' hab ich gesagt, ‚die Glocken von St. Marien läuten zum Abendgottesdienst.' ‚Geh morgen zur Kirche, Grethe,' hat er geantwortet, ‚denn wir wollen bei Bürgermeisters den Punsch trinken, darum mußt Du das Haus hüten.' ‚Herr,' sagte ich, ‚ich wollte wohl das Haus hüten, wenn ich meine Herrschaft einmal im Gotteshaus wüßte, und mich darüber freuen könnte, daß sie ihre Herzen zu Gott erhebt. Herr Waldstrom,' sagte ich, ‚ich bin zwar nur eine Dienstmagd, aber ich hab' schon über dreißig Jahre in der Welt gelebt und hab's mehr als einmal gesehen, daß es Unheil bringt, wenn man ohne seinen Heiland aus dem alten Jahr hinaus und in's neue Jahr hineingeht; und mir ist bange, daß die Berge, die Ihr an diesem Jahres-

schluß in Eurem Schrank dort zusammengetragen habt und in diesen Abendstunden Euch in die Augen strahlen lasset, Euch einst über's Haupt fallen und Euch zermalmen werden.' ,Grethe,' sagte er, und seine Augen rollten, ,Du wirst zu alt in der Herberge und nimmst Dir Freiheiten und Frechheiten heraus. Behalte das Pfaffengeschwätz für Dich; das ist für Dienstmägde, aber nicht für gebildete Leute.'"

„Da wurde ich warm und erwiderte ihm: ,Herr Waldstrom, ich bin zwar nur Eure Dienstmagd, aber ich glaub', daß auch die Dienstmägde unter Umständen die Pflicht haben, ihrer Herrschaft die Wahrheit zu sagen, wenn sie es in aller Demut thun. Das hab' ich in Eurem Hause gelernt, daß da, wo der Glaube auszieht, mit dem Unglauben auch der Aberglaube einzieht, auch bei den Gebildeten; fragt nur Eure Tochter nach dem Bleigießen und dem Wahrsagen an den Neujahrsabenden, darauf sie ihre arme Zukunft gebaut hat. Und das hab' ich auch in Eurem Hause gelernt, daß der Geiz keinen Boden hat und daß die Verschwendung auch keinen Boden hat, und daß der Geizige sich arm sammelt und daß die Verschwendung sich arm jubelt. Ich bedaure Euch von Herzen, Herr Waldstrom, denn ob ich auch ein armes, sündiges Menschenkind bin, so wollt' ich doch meinen Reichtum, den Reichtum hier drinnen in der Menschenbrust, nicht für all' Eure Schätze

hingeben. Herr Waldstrom, bisher habt Ihr nur an Euer Geld gedacht, und habt Euch selbst um das Heil Eures Kindes nicht bekümmert, und Euer Kind ist in's Unglück gerannt; und Ihr werdet in den einsamen Stunden hier sitzen, Eurem Gott gegenüber, und werdet den Schrei der Armen hören, denen Ihr wehe gethan habt, und werdet die Schläge Eures Gewissens fühlen. Herr Waldstrom, Eure Altjahrsabende gehörten bisher Eurem goldenen Götzen, heute will Euch Gott im Himmel, der wahrhaftige, gerechte, gnädige Gott, rufen. Herr Waldstrom, kehrt um! Euer Haus, die Gegenwart und die Zukunft Eurer Kinder beweist es und wird's immer klarer beweisen, daß das, was Ihr Pfaffengeschwätz nennt, Gottes Wort und ewige Wahrheit ist.' Da faßte er mich an dem Arm und schob mich zur Thür hinaus und sagte: ‚Grethe, am Feuerherd ist Dein Platz und nicht auf dem Richterstuhl vor Deinem Hausherrn.'"

„Ich ging stille meine Wege, und hab' in meiner Kammer geweint und gebetet, und hab' nach jenem Abend noch fünf Neujahrstage in dem großen Hause am Markt verlebt. Die junge Frau Lebrecht kam dann und wann in's Haus; und wenn sie kam, brachte sie gewöhnlich eines ihrer drei Kindlein mit, aber der Alte schien sich weder über seine Tochter noch über ihre Kinder zu freuen. Der alte Waldstrom ist an den Sylvesterabenden nicht einmal mehr

zu Bürgermeisters gegangen, sondern hat gerechnet und geschrieben und in seinem Gelde gewühlt vom Altjahrsabend bis zum Neujahrsmorgen. Wenn ich aber unserer Anna in's Angesicht schaute, dann mußt' ich immer an das alte Sprüchlein denken:

Hatt' mir ein Gärtlein bauet
Von Veilchen und grünem Klee,
Ist mir zu früh erfroren,
Thut meinem Herzen weh.

Und mir wollt's vorkommen, als ob der jungen Frau das alte Sprüchlein gar leserlich in's Angesicht geschrieben wäre. Ja, ich wußte es längst, daß der Lebrecht ein leichtfertiger und hochmütiger Mensch sei, und daß er des alten Waldstrom's Geldkiste hatte heiraten wollen und die Tochter in den Kauf genommen hat. Ich wußte es längst, daß die junge Frau schon vor Jahren seine Rohheit hatte fühlen und es hatte erfahren müssen, daß er sie mit seinen glatten Worten in sein Netz gezogen habe. Ja, er hatte wohl hundertmal ihre Schönheit und ihre Weisheit gepriesen: nun mußte sie es mit Weh und Ach erfahren, daß Loben noch kein Lieben sei. Aber sie mußte noch viel mehr erfahren. Der Lebrecht spielte. Sie sagten aber in der Stadt, daß er nicht blos Karten gespielt habe, sondern daß er auch Börsenspiel treibe."

„Der alte Waldstrom starb lange bevor er sterben wollte. Ja, wär's nach seinem Willen gegangen,

dann würd' er noch heute in seinem Gelde wühlen; aber der Herr über Leben und Tod setzte ihm jäh sein Ziel: acht Tage nach Neujahr fand ich ihn neben seinem Schreibtisch liegen; und als wir ihn in's Bett gebracht hatten, wollte die Zunge reden und konnt's nicht. Drei Tage wehrte er sich noch wider das Sterben und kämpfte furchtbar mit dem Tode, aber dann ist der reiche Waldstrom eine Beute des Grabes und seine Güter sind ein Raub des Lebrecht geworden. Die alte Tante mußte das Haus räumen und bezog eine kleine Mietwohnung, und ist nicht lange nachher dem Bruder nachgefolgt in die große Ewigkeit. Ich zog dazumal hierher an den grünen Weg und wurde eine Wäscherin; und schon meine ersten Kunden nannten mich die ‚Mutter Reinhold', obwohl ich nie ein Kindesherz mein eigen genannt habe, und ‚Mutter Reinhold' bin ich geblieben bis auf den heutigen Tag und werd's auch bleiben, so lange noch Mütter ihre Kinder in die Stadt schicken und zu mir sagen: ‚Halt sie an dir, Grethe Reinhold, und leite und ermahne sie, als wären's deine eigenen.' Ja, Mutter Reinhold werd' ich bleiben, so lange noch am Sylvesterabend sich eine Schar um meinen Tisch sammelt, und es sich gefallen läßt, daß die alte graue Grethe ihnen als ihren lieben Kindern die Neujahrsgeschichte erzählt."

„Doch, Kinder, was schwatz' ich da, und soll mit der Geschichte zu Ende kommen. Daß ich's denn

kurz mache: mein Vater pflegte zu sagen: ‚Das Spielen ist keine Kunst, aber das Aufhören‘. Herr Lebrecht aber sagte: ‚Wagen gewinnt‘, und wenn einer fortfuhr: ‚Wagen verliert‘, dann pflegte er lachend zu erwidern, daß nach großem Verlust ein größerer Einsatz gemacht werden und so lange fortgespielt werden müsse, bis der Verlust mit Zins und Zinseszins wieder heimgebracht sei. Aber ob er auch immer von neuem eingesetzt hat, so muß er wohl immer von neuem verloren haben, denn nach wenigen Jahren hieß es, der Kaufmann Lebrecht stehe auf schwachen Füßen. Sie redeten viel hin und her über den Vermögensstand des Mannes. Einige meinten, es sei ganz unmöglich, daß die Million des alten Waldstrom in so kurzer Zeit verwehen konnte wie eines Baumes Blätter im Herbststurm, die andern fanden es gar natürlich, daß, wo der Mann spiele und die Frau verschwende, wo der Mann sich um sein Geschäft und die Frau sich um den Hausstand nicht kümmere, daß da auch die tiefste Quelle bald erschöpft werde. Ja, auch die Anna wollte noch die erste in der Stadt sein; aber des Hauses Zerrissenheit und des Herzens Weh schauten ihr deutlich aus dem früh durchfurchten Angesicht heraus. Die Leute sagten, daß der Leberecht, wenn er sein Geld verspielt hätte und trunken heimkäme, sein Weib wie einen Hund behandle. Die Leute redeten wohl mancherlei, und Mutter Reinhold

möchte Euch mahnen, Kinder: laßt die Leute reden und die Hunde bellen! Aber — aber die Sache bei Lebrechts hatte doch ihren Haken, und wo keine Quelle sprudelt, da fließt auch kein Strom, und das weiß ich so gut wie jeder andere, daß der Lebrecht ein roher Geselle gewesen ist, ob er auch einen feinen Rock trug und die halbe Stadt, oder meinetwegen die ganze, ihn einen gebildeten Mann nannte. Ich wohnte damals schon hier draußen und sah die Lebrechts selten, und wenn die Frau mir einmal auf der Straße begegnete, dann wollt's mir vorkommen, als ob sie mich nicht beachten wolle, und als ob sie an mir vorüber eile wie ein böses Gewissen am Scharfrichter, obwohl wir seit Jahren kaum ein Wort mit einander gewechselt hatten. Gott der Herr nahm ihnen in der Zeit, da sie es am ärgsten trieben, von ihren fünf Kindlein zwei blühende Knaben kurz nach einander jählings weg; sie aber trieben nachher wie vorher dieselbe tolle Wirtschaft, und ich mußte an das Wort des Propheten denken: ‚Du, Herr, schlägst sie, aber sie fühlen's nicht; du plagest sie, aber sie bessern sich nicht. Sie haben ein härter Angesicht denn ein Fels, und wollen sich nicht bekehren.'"

„Zwei Jahre nach dem Tode der Kinder war's, da ging um die Weihnachtszeit die Kunde durch die Stadt, daß eine fremde Aktiengesellschaft, bei welcher der Kaufmann Lebrecht stark beteiligt sei, Bankerott

gemacht habe. Lebrechts trieben's während des Festes ärger denn zuvor. Am Sylvesterabend begegnete ich den beiden in der Vorstadt. Kurz vor der Dämmerstunde war's. Ich mußte an jenen Abend denken, da ich selbst mit der Anna diesen Weg gegangen war, und an jenen andern, da die beiden miteinander zur Vorstadt hinausgegangen waren. Ob draußen am Feldweg das braune Weib noch lebte? — Ich wußte es nicht. Ich sah die beiden zum Stadtthore hinausgehen und mußte an das Weib von Endor denken, und an das furchtbar gewaltige Gotteswort: ‚Und Saul fiel in sein eigen Schwert.‘ Und wie ein kalter Winterfrost zog's mir durch die Seele."

„Drei Tage später, ach, Kinder, die alten Augen zucken mir noch heute, wenn ich daran denke, kam an den grünen Weg die Nachricht, daß der Kaufmann Lebrecht in der Nacht beim Glatteis vom Mühlendamm geglitten und ertrunken sei. Der Barbier Hüpfer rief es mir am Morgen zu und sagte: ‚Der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er bricht, Mutter Reinhold. Die Leute reden arge Dinge, als hätte der Lebrecht vom Mühlendamm gleiten *wollen*.‘ ‚Meister Hüpfer,‘ sagte ich, ‚es ist leicht Schmutz vom Wege aufzuheben und die Leute hinterrücks damit zu bewerfen; ich meine aber, daß man über die Toten nichts reden sollte, als was man ganz gewiß weiß.‘ Ach, am nächsten Tage mußte

ich freilich über den Tod des Mannes meine eigenen Gedanken haben, denn da sind die Herren vom Gericht gekommen und haben Laden und Lager mit Beschlag belegt, und die Gläubiger und die Juden haben sich um die Kasse und um die Bücher gesammelt, wie die Fliegen um den Honigtopf, in dem nur noch ein Restchen dringeblieben ist; und zu dem Sterbefall ist der Bankrott über die arme Frau Lebrecht hereingebrochen. In der Stadt hieß es, daß sie es nicht glauben wolle, daß ihres Vaters ganzes Vermögen dahin sei, und daß sie sich geberde wie eine Wahnsinnige. Da konnt' ich's nicht länger aushalten hier draußen am grünen Weg. Ich mußte hin und unsere Anna sehen. Es war ja immer noch mein Fräulein Anna, mit der ich unter einem Dach gewohnt, mit der ich über neun Jahre Freud' und Leid geteilt hatte. Als ich an dem Hause vorüberging, wo der alte Waldstrom gewohnt hatte, und von drüben her die großen Fenster des Lebrechtschen Ladens über den Markt blicken sah, da mußte ich an all die Geldgier und an das gottlose Wesen, an all die Härte und Ungerechtigkeit, und auch an all die Eitelkeit, den Hochmut und den Leichtsinn denken, und das Wort des Psalmisten kam mir in den Sinn: ‚Darum wird dich Gott auch ganz zerstören und zerschlagen, und aus der Hütte reißen, und aus dem Lande der Lebendigen ausrotten. Sela.‘ Aber als ich dann an all den Jammer und das Herze-

leid, und an die Anna dachte, die doch m e i n F r ä u- l e i n gewesen war, da mußte ich in den Thorweg des großen Hauses treten und mußte weinen und beten. Aber wie hab' ich erst weinen müssen, als ich ihr gegenüberstand — der schönen, stolzen Anna Waldstrom, der vornehmen Frau Lebrecht! Sie sagte kein Wort, und ich sagte kein Wort. Wir weinten nur immer miteinander, und ich drückte ihr die feine Hand, und erst als ich gehen wollte, sagte ich zu ihr: ‚Frau Lebrecht, als ich bei Ihnen im Dienst stand, wußten Sie noch den Spruch, den Ihre Mutter Sie gelehrt hatte, den Ruf ihres Heilandes: Kommet her zu mir, alle, die ihr mühselig und beladen seid. Frau Lebrecht, gedenken Sie des Spruches ihrer Mutter, des Wortes Ihres Heilandes; wer zu ihm kommt, den will er nicht hinausstoßen. Wenn aber alle Menschen Sie verlassen sollten, Frau Lebrecht, so wissen Sie, wo die Mutter Reinhold wohnt. Neun Jahre hab' ich Ihres Vaters Brot gegessen; nun hab' ich mein eigen Heim und hab' mein gutes Auskommen; und Sie wissen, Frau Lebrecht, daß Mutter Reinhold gerne mit denen teilt, die mit ihr geteilt haben.'"

„Die Frau sagte kein Wort, aber sie weinte. In den nächsten Wochen hörte ich, daß das Haus der Witwe Lebrecht verkauft werde, und daß sie selbst ärmer sei, als die ärmste Arbeiterin, weil sie nicht einmal arbeiten gelernt hätte. Sie ist darauf hinter

die Kirche gezogen und hat Stickereien gemacht und verkauft. Ich bin nicht wieder zu ihr gegangen, weil ich wohl merkte, daß sie mir auswich, wenn unsere Wege sich kreuzten, und weil ich wohl sah, daß sie noch zu stolz sei, oder daß das Elend sie zu trotzig gemacht habe, um sich zu der früheren Magd ihres Vaters herniederzulassen.

Zwei Jahre waren seit dem Tode des Lebrecht verflossen. Es war in den Tagen zwischen dem Christfest und dem neuen Jahre. Ein scharfer Ostwind wehte durch die Straßen. Die Fensterscheiben waren mit Eisblumen dicht bemalt, da begegnete mir drunten am grünen Weg der jüngste Sohn der Frau Lebrecht. Der achtjährige Bub zitterte vor Frost. Er hatte das Zeug an, das er vor zwei Jahren als Sonntagsstaat getragen hatte; aber er war aus dem Flitter längst herausgewachsen. Der Sohn der reichen Anna Waldstrom sah so verhungert aus. Kaum waren mir solche Gedanken über die Stirn gezogen, als der Bub an mich herantrat und seine Hand in die meine schob. ‚Guten Tag, Mutter Reinhold,‘ sagte er. Ich erwiderte den Gruß, hielt seine Hand fest und fragte nach der Mutter. Da trat er näher zu mir heran und flüsterte mir in's Ohr: ‚Mutter Reinhold, gieb mir eine Schnitte Butterbrot, ich bin so hungrig.‘“

„Ich nahm ihn mit mir, gab ihm Butterbrot und stellte ihn an den Ofen, daß er recht warm

würde. Ach, der arme Knabe, wie elend er aussah! Aber er sagte, daß er nicht krank gewesen sei. Ach, der Knabe der reichen Anna Waldstrom war elend geworden im Hunger. Daß sich Gott erbarm! Nachdem er gegessen und getrunken hatte, sagte ich ihm: ‚Nun geh zu Deiner Mutter, Johannes, bring ihr einen schönen Gruß von der Mutter Reinhold und sag' ihr, daß ich in den ersten Tagen des neuen Jahres hinüberkäme, sie zu besuchen.'"

„Als aber die Dämmerstunde des Sylvesterabends gekommen war, kam Frau Lebrecht zu mir. Ja, sie kam zu mir. Aber einen Neujahrsgruß und Segenswunsch hat sie mir nicht gebracht. Wie sollte sie auch? Ihre Stimme war erstickt vom Thränenstrom. Sie weinte nicht — nein, ihr Weinen war ein Schreien. Den Kopf legte sie an meine Schulter und schrie; und ich hielt sie umschlungen und zog sie fest an mich. Ich glaub', sie wäre umgefallen, wenn ich sie nicht gehalten hätte. Ich sagte auch nichts, als daß ich sie ermahnte zu weinen, und zog sie fester an mich. Denn ich dachte, solch ein Menschenherz, das so lange in der Kälte des Lebens dahingegangen ist, muß erst aufthauen und warm werden am Herzen des Mitmenschen, ehe es sich aufthut. Dann zog ich sie nieder. Dort auf dem Stuhl hat sie gesessen und hat mir ihr ganzes Leid und ihre ganze Sünde ausgeweint. Ja, sie war gebrochen — die stolze Anna Waldstrom; ihr ganzer Stolz, ihre ganze Eitel-

keit, ihre ganze Thorheit war gebrochen. Sie gab nicht mehr andern die Schuld; sie häufte die ganze Schuld ihres Unglücks auf ihr eigenes thörichtes Herz. Sie sagte mir auch, daß sie in der letzten Zeit mit ihren Kindern habe hungern müssen, daß kein Mensch ihr helfen wolle, daß sie die Miete schuldig sei und in den nächsten Wochen ihre Wohnung werde räumen müssen. Sie sagte mir, daß sie durch Sticken sich nicht ernähren könne, daß sie gänzlich ratlos sei in Bezug auf ihre Zukunft, daß sie aber um ihrer Kinder willen entschlossen sei, jede Arbeit zu übernehmen, wenn sie nur ihre Kinder durchbringen könne. Ich erwiderte ihr, daß ich Rat schaffen würde, wenn sie mir vertrauen wolle, und daß sie morgen Abend wiederkommen möge, damit wir über ihre Zukunft weiter sprechen könnten. Dann aber besann ich mich darüber, daß sie kein Brot im Hause haben werde für ihre Kinder, und ich hatte neun Jahre lang das Brot ihres Vaters gegessen, und daß sie kaum ein Bettlein haben und kein Holzscheit für die Wärme in der bitteren Winterkälte, und ich hatte neun Jahre lang Heimat und Wärme in ihres Vaters Haus genossen. Wär's nicht eine Sünde und Schande für mich gewesen, wenn ich meines Hausherrn Kind also vom alten Jahr in's neue hätte ziehen lassen wollen? Ich ging also in meine Kammer und beredete die Sache hin und her mit meinem Gott, nachdem ich drinnen in der Stube der Frau Lebrecht das

Abendbrot bereitet hatte. Die Kammer stand leer, und es waren zwei Betten drin für die Zeit, wenn meine Schwester mit ihrem Mann oder den Kindern einmal zu Besuch kam. Ich schämte mich, die Frau Lebrecht auf morgen verwiesen zu haben, ging eilig wieder zu ihr und sagte: ‚Frau Lebrecht, ich habe neun Jahre Eures Vaters Brot gegessen, und das Geld, das Ihr mir selbst geschenkt habt, hab' ich als eine besondere Summe immer für sich auf der Sparkasse stehen lassen. Frau Lebrecht,' sagt' ich, ‚es wäre eine Schmach und Schande für mich, wenn ich mich nicht freute, Euch wiedergeben zu dürfen, was Ihr mir geschenkt habt. Aber das ist nicht einmal nötig, Frau Lebrecht; seht, ich hab' Gott sei Dank so viel zu waschen und zu plätten, daß ich mich lange schon nach Hilfe umgesehen habe, und hab' sie nicht finden können. Wollt Ihr nun bei mir bleiben? Seht, die Stube ist groß genug für eine Familie, und in der Kammer stehen zwei aufgemachte Betten. Plätten könnt Ihr, und auch anderes, was in dieses Fach gehört; o, ich habe viel Arbeit für Euch. Ihr besorgt's hier drinnen und ich besorg's da draußen, denn ich muß Luft und Bewegung haben. Frau Lebrecht,' sagt ich, ‚entschließt Euch rasch; ein rascher Entschluß ist immer der beste. Ich will dann noch heute einen sicheren Mann aus meiner Nachbarschaft hinschicken, der die Angelegenheit mit Eurem Hauswirt ordnet, und die Kinder sogleich herüberholt;

Ihr alle bleibt vorläufig bei der Mutter Reinhold. Aber — Frau Lebrecht,‘ sagt ich, ‚Ihr habt ja nichts gegessen. Na, wartet, wir wollen das alles auf den Ofen stellen, daß es warm bleibt, dann können wir mit den Kindern zusammen zu Tisch gehen.‘“

„So sagt’ ich. Und eine Schmach und Schande wär’s ja gewesen, wenn ich anders gesprochen hätte. Eine Stunde später saßen die beiden Mädchen und der Knabe der Frau Lebrecht hier um den Tisch und ließen es sich wohlschmecken; aber der Mutter wollt’s nicht munden, die saß still und stumm neben mir und weinte. Wir aber haben von jenem Tage an ein Jahr lang miteinander hier gelebt, bis die alte Wäscherin, Frau Mesmer, in der Görgentwiete starb. Da hat die Frau Lebrecht die Wohnung der Mesmer gemietet und ist eine Wäscherin geworden, wie die Mesmer es war und wie die Mutter Reinhold es noch heute ist. Ihre Kinder haben die Wäsche heranholen und austragen und daheim fleißig mithelfen müssen, und sie hat sie aufgezogen in der Zucht und Vermahnung zum Herrn. Die älteste Tochter ist in Heimsburg glücklich verheiratet und die andere ist Lehrerin an der städtischen Schule zu Seefeld; der Sohn aber ist bei der Post angestellt und vergißt es nimmer, wenn er bei der Mutter zu Besuch ist, bei Mutter Reinhold einzusehen. Die Frau Lebrecht ist derweil die ‚alte Lebrecht‘ geworden, obwohl sie

fast zehn Jahre jünger ist als ich. Die Leute sagen wohl, daß sie mir meine zweiundsiebenzig Jahre nicht aus dem Angesicht lesen können; die Silberhaare der Lebrecht aber reden von der eisigen Höhe, darauf sie gestanden hat, und von den tiefen dunklen Thälern, darinnen der Schnee zwischen den Dornenhecken liegen bleibt; ja, ja, Kinder, es ist schwer, von der Bergeshöhe herniederzusteigen, und manches Menschen Haar bleicht dabei."

„Das hat festgestanden nun schon seit fünfundzwanzig Jahren, daß am Sylvesterabend in der Dämmerstunde die Mutter Reinhold und die Lebrecht beisammensitzen und in vergangene Zeiten zurückblicken, und in die Zukunft und in die Ewigkeit vorwärtsschauen, hinunterblicken in's dunkle Erdenthal, und hinauf in den hellen Himmelssaal. Und als wir heute in der Dämmerstunde so mit einander beteten, und davon redeten, wie die Anna Waldstrom doch so gar vergessen sei von der Welt und von den früheren Freunden und — von ihr selbst, da sagte sie: ‚Nur meinen Kindern geb' ich die Geschichte der Anna Waldstrom dann und wann von neuem wieder mit als ernste Warnung und heilige Mahnung auf ihrem Lebensweg.' ‚Darf ich den Kindern, die heute Abend mein Stübchen als ihr Heim ansehen, die Geschichte der Anna Waldstrom erzählen?" fragte ich sie. ‚Das darfst Du, Grethe,' antwortete sie; ‚aber schminke mich nicht, und schone mich nicht, denn die

Jugend hat große Mahnung nötig. Dunkle Warnungstafeln mit heller Schrift darauf, und lichte Vorbilder müssen die Jugend auf dem schmalen Weg erhalten.'"

„So hab' ich's Euch erzählt, so gut ich's konnte. War's hie und da nicht recht gesagt, dann denk' ich: kein Fisch ohne Grät' — kein Mensch ohne Mangel; der Herr Jesus muß doch in Wort und That sein Siegel drücken und seinen Segen darauf legen, sonst taugt's nimmer. Ich hab's Euch erzählt, so gut ich's konnte; Ihr aber geht hinaus! Tragt die Geschichte nicht in die Stadt zurück, daher sie gekommen, und wo sie vergessen ist, senkt sie aber in Euer Herz hinein und vergeßt sie nicht!"

Dann fühlte Mutter Reinhold an den Ofen. Der Ofen aber war unterdessen kalt geworden. Aus dem Wandschrank nahm sie wieder das Bibelbuch heraus. Sie hielten miteinander den Abendsegen, und die Alte betete ein kräftiges Gebet dazu. „Mein Wanderlied aber," sagte sie zum Schluß, „das hab' ich noch von meinem Vater gelernt, und den hat's sein Großvater gelehrt, und wir sind alle gut damit gefahren von Jahr zu Jahr. Mein Wanderlied, das will ich als Krone auf die Geschichte setzen, und will's Euch heut' noch lehren. Mein Wanderlied ist je und je das alte gewesen und soll's auch bleiben, und heißet also:

„In Gottes Namen fahren wir,
Sein heilger Engel geh' uns für,
Wie dem Volk im Egyptenland.
Das entging Pharaonis Hand!
Kyrieleis!

Herr Christ, du bist der rechte Weg
Zum Himmel und der einz'ge Steg;
Hilf uns Pilgrim' in's Vaterland,
Weil du dein Blut hast d'ran gewandt.
Kyrieleis!"

IV.

Epiphanias.

Zu Gott!

Zu Gott!

I.

Zur Epiphanienzeit — wie knistert und flammt dann das Feuer im Ofen und die Lichtlein durchleuchten so traut und friedlich die dunklen Kammern und die Menschenaugen werden so helle. Ja, wie sollten sie auch nicht? Und ob die Liebe an den Krankenbetten der Ihren knieet und ihnen in die brechenden Augen schauen müßte — es ist Epiphanienzeit, und dann muß sie dennoch jauchzen, ob sie es auch unter Thränen müßte:

Das ewige Licht geht da hinein,
Giebt der Welt einen neuen Schein;
Es leucht't wohl mitten in der Nacht,
Uns zu des Lichtes Kindern macht.
Halleluja!

Zur Epiphanienzeit — wie funkeln dann die Sternlein vom Himmel, leuchten hernieder auf das starre Gefilde der Erde und spiegeln sich im glatten, glitzernden Eise des Landsees; die Menschenkinder aber gedenken der heiligen drei Könige, die den Stern

im Morgenlande gesehen haben, und sind gekommen, dem neugeborenen König der Juden zu opfern Weihrauch, Myrrhen und Menschenherzen. Und die Menschenkinder fassen die heiligen drei Könige an die Hand und ziehen mit ihnen hinauf zur Davidsstadt, haben immerdar noch das Auge hinaufgerichtet zu dem Weihnachtslicht und Himmelsstern, und knieen nieder vor der Krippe, anzubeten

Den Stern in allen Nächten,
Den Held in allem Streit. —
Den Mann zu Gottes Rechten
In purpurfarb'nen Kleid.

Zur Epiphanienzeit war's. Das niedrige Strohdach der Lehmhütte spiegelte sich in dem blanken Eis des Landsees. Blind waren die Fenster der Hütte, und wenn hier ein Tröpflein langsam von den Sprossen herniederglitt, dann schoß dort wieder eine Eisnadel in die Höhe, und die weiße Lilie, die der scharfe Ost in der letzten Nacht an die Scheibe gemalt hatte, wollte nicht weichen. Blind waren von außen die Fenster, aber hinter den zwei blinden Fenstern schauten zwei helle Augen heraus. Giebt es doch Leute, denen man es auf den ersten Blick ansehen kann, daß der Stern von Bethlehem ihnen das Angesicht durchleuchtet hat. Helle waren die beiden alten Augen, oder waren es die großen Thränen darin, welche im Sonnenlicht erglänzten? Jetzt scheint's wohl, als wenn eine dunkle Wolke über die

durchfurchte Stirn ziehen will, und dann wieder sieht's so aus, als ob Tag und Nacht in dem runzeligen Angesicht mit einander kämpften, und es ist, als ob in den treuen, klugen Augen zu lesen wäre: Die Nacht kommt von unten, aber von oben kommt der sonnenhelle Tag.

Nun richten sich die Augen auf ein Bild an der Wand. Es ist ein schönes Bild, aber da sich die Augen darauf richten, rollen die Thränen über die durchfurchten Wangen, und je länger sie darauf gerichtet bleiben, desto reichlicher strömen die Thränen. Vor Jahren, als Mutter Treufeld's Aelteste noch nicht mit dem biederen Weber verheiratet war, da ist das Mädchen einmal vom Jahrmarkt gekommen, hat der Mutter das Tüchlein entgegen gehalten und hat gesagt:

„Kannst' raten, Mutterherz, was ich Dir vom Jahrmarkt mitgebracht habe? Etwas gar Schönes; schau nur!"

Als sie es aber entfaltet hatte, hat die Mutter gescholten über all das schöne Geld, das sie dafür ausgegeben habe.

„Sei nur nicht böse, mein Mütterchen," erwiderte die liebe Dirne. „Schau, kannst nicht auch sehen, daß unsere Hanna dem Engel ähnlich sieht, der hier mit dem Kindlein in die Höhe schwebt? Weil nun die Hanna am letzten Palmensonntag eingesegnet und über den See gekommen ist zu den Försters-

leuten, und Du nun so allein sitzest in dem einsamen Häuschen, darum habe ich Dir das Bild kaufen müssen, daß Deine Augen die Hanna in der Nähe haben, ob sie gleich weit weg ist.“ Da hatte Mutter Treufeld noch einmal das Bild angeschaut, und ihr selber wollt's vorkommen, als ob auf dem Bilde das Antlitz der Hanna gemalt sei; und die schlanke Gestalt mit dem wallenden Kleide schwebte in die Höhe, ja, ja — ähnlich so, wie ihre Hanna dahinschwebte, wenn sie auf Schlittschuhen über den blanken See eilte. Ja, ja, so war's dazumal dem Mütterchen wohl vorgekommen. Freilich, wenn sie länger hineinschaute in das Antlitz auf dem Bilde, dann glaubte sie in dem einen Augenblick tiefes Trauern und im andern Augenblick stillen, seligen Himmelsfrieden aus den Zügen herauslesen zu können, und sie dachte sich wohl: Das gehört in dies Antlitz hinein: das Trauern muß auch ein Engelsaug' erfüllen, wenn es niederblickt auf das Kind, das von der Mutterbrust genommen — aus Mutterarm in die Wolken und zu den Sternen entführt wird; und wiederum gehört's zum Bilde: selige Himmelslust muß von des Engels Stirn leuchten, wenn er solch ein Kinderherz fest an die Brust drückt und es heimwärts führt, und nimmt von der dunklen Erde nur die hellen Blumen mit, daß das Kindlein sich daran freue ewiglich.

Und Mutter Treufeld hatte wohl den Kopf ge-

schüttelt und in ihrem Sinn gedacht: ob das Bild der Hanna ähnlich sieht, so fehlt doch das Trauern des Engels und die himmlische Seligkeit im Angesichte des Mädchens.

Mutter Treufeld hat das Bild in den Rahmen fügen lassen. Nun hängt's schon acht Jahre lang da droben an der Wand, schaut hernieder auf die Witwe, und die Witwe schaut hinauf zu dem Bilde und schaut wohl höher hinauf; und heiße Thränen gleiten ihr über die durchfurchte Wange, so oft sie den Blick zur Wand richtet. Hu! wie der scharfe Ostwind pfeift und saust und die Blümlein an die Fenster malt. Wenn's diese Nacht noch friert, wird der See halten; das Eckfenster, das nach der Landstraße hinausschaut, ist fest zugefroren, obwohl der Ofen im Witwenstübchen glüht. Das Mütterchen hat das Spinnrad stille stehen lassen, ist zum Eckfenster geeilt, hat mit ihrem warmen Atem ein Guckloch drein gehaucht und hat den Weg entlang geschaut. Hu, wie der Wind pfeift! Vielleicht kommt über Nacht ein Schneesturm. Die Frau schaut scharf aus. Dann wendet sie sich zum Ofen, horcht auf den Sang des Theekessels, schaut wieder zum Fenster hinaus, und geht hurtig dahin und daher im Stübchen, wie eine, die jemand erwartet. Plötzlich bleibt sie vor dem Himmelbett stehen, hebt leise die buntgeblümten Kattungardinen auf und schaut in die Kissen hinein. Da blickt sie einem Kindlein auf die blühenden

Wangen. Das Kindlein schläft. Mutter Treufeld aber schaut eine Weile in das stille, friedliche Antlitz, läßt den Vorhang wieder niedergleiten und wendet sich rasch ab. Reichlicher strömen die Thränen ihr über die Wangen. Sie setzt sich an das Spinnrad, aber der Faden zerreißt, und der Blick richtet sich immer wieder hinüber zu dem Bette und hinauf zu dem Bilde. Ja, ja, das Bett und das Bild — sie gehören zusammen.

Ach, hätte die Hanna nicht ein solch Engelsantlitz gehabt! Aber sie hatte ein Engelsantlitz und war so jung und unerfahren und kannte die falschen Herzen der Menschen nicht, und kannte zumal ihr eigenes schwaches Herz nicht, und vergaß, wer sie erlöst und erkauft hatte mit seinem teuren Blute und vergaß, wer ihr in der Versuchung Stecken und Stab sein sollte, ja, sie vergaß alles — alles, was treue Mutterliebe sie gelehrt hatte, und that einen tiefen, tiefen Fall.

Als sie im vierten Jahre drüben bei den Försterslеuten diente, da war's geschehen. Der Jägerbursch hatte ihr das Herz bestrickt mit seinen glatten Reden, und als sie heimgekommen war zu ihrer Mutter, da war sie selbst Mutter geworden, eine arme, junge, leichtfertige Mutter.

Ja, eine leichtfertige Mutter, denn ihr Kind hatte sie daheim gelassen im Witwenstübchen, und sie war hinausgezogen zum Dienst in die Stadt. Die

Mutter hatte ihr wohl eine Stelle auf dem Dorfe suchen wollen, allein der Verführer des Mädchens war Bedienter bei dem Herrn Grafen geworden, der dicht vor der Stadt das schöne Schloß bewohnte, darum war sie in die Stadt gezogen, denn sie traute seinen Worten und wollte noch weiter mit der Schlange spielen, die ihr das Herz vergiftet hatte.

Von jener Zeit an war's bergab gegangen mit der Hanna, und immer tiefer war sie in den Abgrund gesunken. Manchmal hatte sie versucht sich festzuhalten und sich wieder in die Höhe zu schwingen; aber das Gestrüpp, daran sie sich hielt, war nicht fest genug, und der Bursch mit dem glatten Gesicht und den schlauen, falschen Augen riß sie immer wieder in die Tiefe, wenn sie eben den Fuß festgesetzt hatte, sich in die Höhe zu schwingen. Beim Hofrat diente sie zuerst; aber als sie keine Erlaubnis erhielt, alle vierzehn Tage den Tanzboden besuchen zu dürfen, ging sie mehrere Male zum Fenster hinaus, da die Thüren verschlossen waren, und ist mit Schimpf und Schande entlassen. Da hat es ihr wohl wehe gethan, als sie die heißen Thränen ihrer Mutter gesehen hat, und sie hat Besserung gelobt, hat sich auch eine Weile umsponnen gefühlt von dem Netz der Gebete, die drüben im Witwenstübchen für sie in die Höhe stiegen; aber als die Gelübde gebrochen und das Netz mit leichtfertiger Hand zerrissen war, hat sie es ärger getrieben als zuvor. Früher hatte sie

ihrer Mutter für das Kind Kostgeld bezahlt, und die Mutter hatte es angenommen und hatte es ohne Wissen der Hanna für klein Else auf die Sparkasse getragen; jetzt dachte sie nicht mehr an das Kostgeld, sie dachte kaum noch an ihr Kind. Sie diente bei einer Frau Doktorin, die nach kurzem Ehestande Witwe geworden war und nun im Witwenstande den Freudenbecher noch bis auf die Neige leeren wollte. „Was meiner Herrin recht ist, ist mir billig," pflegte die Hanna zu sagen; und wenn die Herrin in Sammt und Seide in der Droschke saß, um den Klub oder das Konzert zu besuchen, dann holte auch die Hanna eilig den Ballstaat aus dem Koffer. Sie wußte es, daß ihre Herrin ihr das Vergnügen gönnte und sich darüber freute, wenn sie bei Geheimrats hörte, daß die Hanna doch das schönste Dienstmädchen in der Stadt sei und in ihrem weißen Kleide aussehe wie eine Prinzessin. Darüber hätte freilich die Frau Doktorin sich nicht gefreut, wenn sie gehört hätte, daß ihre Magd mit einem Schlüsselchen die Schublade der Herrin geöffnet und mit ihrem goldenen Armband sich geschmückt habe. Aber eins mußte zum andern passen, und Geld hatte die Hanna nicht, um sich ein Armband zu kaufen, und wenn's uach nur von Talmi gewesen wäre. Wie sollte auch die Hanna zu Geld kommen? Die Kleidung kostete gar zu viel, denn die Frau Doktorin verlangte, daß ihre Magd nobel auftrete, und der Bursch mit dem

glatten Gesicht und den schlauen, falschen Augen konnte auch nimmer mit seinem Gehalt auskommen, und die Hanna war gutmütig genug, ihm dann und wann einen Thaler zu leihen. Einmal hatte sie freilich gehört, daß der Bursch sich Landrats Köchin als Liebste erwählt hätte, und sie hatte schmollend und grollend den Entschluß gefaßt, zu ihrer Mutter heimzukehren; aber als er ihr hoch und heilig gelobt hatte, die andere laufen zu lassen und für die Hanna und mit der Hanna bis an der Welt Ende gehen zu wollen, da war alles vergeben und vergessen. Er war doch auch zu gut, ihr lieber Christian, und wußte ihr so viel süße Worte zu sagen über ihre Schönheit und ihr gutes Herz, daß sie ihm schließlich auch ihren letzten Groschen noch lieh. Daran hatte sie freilich nicht gedacht, daß sie dem Meister Schuhmacher die letzten Ballschuhe zu bezahlen und ihren ganzen Winterlohn schon vorweg erhalten hatte; und als sie daran denken mußte, weil der Meister die Rechnung überbrachte, da war das Geld fort — fort auf Nimmerwiedersehen. Hanna war verdrießlich. Sie wollte heute Abend nicht auf den Tanzboden, obwohl ihre Herrin ausgefahren war. Sie dachte an den Burschen, der ihr den letzten Groschen abgenommen hatte, sie dachte an ihre Mutter und an ihr Kind, dann kramte sie im Schmuckkästchen der Frau Doktorin; unwillkürlich war ihr der kleine Schlüssel in's Schloß geglitten. Hei, wie das blitzte

und funkelte, und wie zuckende Blitze schossen ihr die Gedanken durch den Kopf; hei, wie das leuchtete im Licht der Lampe: wie muß ihre Herrin reich sein! Dann hat die Hanna den Schlüssel in das andere Schloß gleiten lassen. Sie hatte bisher nicht versucht, ob er auch diese Schublade schließen könnte; aber als er sie ebenso leicht wie die obere geöffnet hatte, ja, da strahlte es ihr wiederum entgegen — Silber und Gold ihrer reichen Herrin. Ihre Finger zuckten und ihre Wangen glühten. Sie dachte an ihre Mutter und an — — an ihren Christian — und an ihre Ballschuhe: — sie nahm nur so viel, als die Ballschuhe kosteten, keinen Groschen mehr. Aber bald hatte der schlaue Bursch herausgebracht, daß sie wie mit einem Zauberstab verborgene Quellen öffnen könne, und er selber hat seine Wünschelrute geschwungen; und wenn ihr Bedenken aufstiegen, dann schlug er sie mit Schmeichelreden oder Drohungen nieder. Ehe aber der Frühling kam, hieß es: Die Frau Doktorin hat ihre schöne Hanna fortgejagt. Warum das Mädchen entlassen sei, sagte die Hausfrau nicht. Dieselbe war auch viel zu leichtfertig, um der Sache auf den Grund zu gehen, und scheute sich, sich weiteren Unannehmlichkeiten auszusetzen, und gar die Polizei in ihr Haus zu rufen, oder vor Gericht Aussage zu machen.

Die Hanna kam zu einem Kaufmann. Größer wurde die Versuchung, heftiger das Drängen des

Christian, schärfer der Blick des Hausherrn, und ehe ein Jahr verflossen war — —.

O, der armen Mutter ist's, als ob ihr ein Stich mitten durch's Herz geht, wenn sie daran denkt.

Der Mutter ist ja die ganze Geschichte ihres Kindes noch einmal durch die Seele gezogen. Ach, daß ihre Gedanken stille stehen könnten vor jener bösen Stunde, da die Polizei in ihre Hütte kam, um nachzusehen, ob ihr Kind gestohlene Sachen bei ihr geborgen habe. Aber gerade jene Stunde kommt ihr immer wieder in den Sinn, ja, jene Stunde und jene andere, da sie die Else zu den Nachbarsleuten gebracht hatte, um noch einmal ihre Hanna zu sehen, bevor sie hingeschickt wurde in die Ferne — in's Gefängnis; denn „sechs Monate Gefängnis wegen wiederholten Diebstahls", so lautete das Urteil.

Ach, daß sich Gott erbarm!

Mutter Treufeld saß hinter dem Hagedornzaun draußen vor dem Städtchen. Es war vor einem halben Jahr. Die Morgenstille lagerte über der Flur. Sie hatte die Nacht nicht schlafen können und hatte sich frühe aufgemacht. Sie hatte noch einmal vor ihr Kind hintreten und das volle Herz vor der Hanna ausweinen wollen. Als sie aber dicht vor dem Städtchen um die letzte Ecke des Weges bog und die Höhe hinaufschaute, da hatte droben unter den ersten Strahlen der Morgensonne ein Helm geblitzt und ihr war's wie ein jäher Schreck durch's

Herz gezogen; sie war durch die Pforte am Wege geschlüpft und hatte sich hinter den Dornenzaun niedergekauert.

Sie wußte selbst nicht, warum sie es gethan hatte. Von der Höhe kommt ein Gefährt herniedergerasselt. Es ist ein offener Wagen: Ueber dem hinteren Stuhle blitzt ein Helm in den Strahlen der Morgensonne.

Mutter Treufeld saß hinter dem Hagedornzaun. — Ja, da hatte sie die Hanna zuletzt gesehen. Das Herz hatte ihr stille stehen wollen, die Zunge hatte schreien wollen; aber das Herz war nicht stille gestanden, die Lippen hatten sich nicht zum Schreien geöffnet. Ihr Kind war vorüber gefahren und hatte die zitternde Gestalt nicht gesehen, die drüben hinter'm Zaun zusammengekauert auf ihren Knieen lag und sich die Hände wund ringen wollte.

Die Hanna war vorübergefahren. Die Mutter hatte ihr bleiches Antlitz gesehen. Ja, das Antlitz war sehr bleich und die Augen waren tief traurig, das Haupt war tief gesenkt. Das Mutterauge sah so scharf, ob's auch durch die strömenden Thränen hindurchschauen mußte. Wehe, wehe, das arme Kind! Wehe, wehe, das ärmere Mutterherz!

Es liegt ein halbes Jahr zwischen jener Morgenstunde und dem kalten Winterfrost.

Mutter Treufeld trippelt zu dem Bette. Das Kindlein ist erwacht. Sie nimmt es auf, küßt es

und kleidet es an. Eine große Thräne fällt dem Kind auf das blonde Haupt. Das Kind wird nun bald vier Jahr alt werden. Die Großmutter schaute ihm so tief in's blaue Aug' hinein; sie blickt so tief, so tief, als ob sie erspähen wolle, ob auch in dies Saatfeld schon der böse Feind sein Körnlein gestreut habe: sie findet aber nur Saat aus des guten Säemanns Händen.

Jetzt eilt Mutter Treufeld wieder an das Fenster, haucht mit ihrem warmen Atem daran, schiebt ein Stücklein Holz in den Ofen und eilt wiederum zum Fenster.

Größer werden die alten treuen Augen, heißer rollt's ihr über die durchfurchte Wange; Mutter Treufeld zittert am ganzen Leibe.

II.

Da steht sie vor ihr, die Hanna mit dem Engelsantlitz, da steht sie vor ihrer Mutter. Weiß wie der Winterschnee sind ihre Wangen, ein dunkler Streifen liegt ihr unter den Augen wie das Schneegewölk im Westen liegt, wenn die Sonne untergeht. Da steht sie vor ihrer Mutter. Nein, sie steht nicht mehr — sie liegt auf ihren Knieen. Mutter Treufeld ist auf den Stuhl gesunken; das Mädchen hat schluchzend ihr Angesicht in ihrer Mutter Schoß geborgen und läßt eine Weile die heißen Thränen der treuen,

braven Alten auf's blonde Haupt und in die bittere Reue hineinfallen. Dann ergreift die Mutter die Hand der Tochter und spricht mit zitternder Stimme:

„Stehe auf, Hanna! So magst Du vor Deinem Gott liegen, aber nicht vor Deiner Mutter."

„Mutter," sagte sie, „laß mich hier liegen, bis ich Dir alles — alles erzählt habe. Mutter, ich hatte viel größere Schuld auf mich gehäuft, als Du wußtest und glaubtest. Mutter, ich hatte nicht blos dreimal, ich hatte wohl hundertmal gestohlen, Mutter, ich war eine Verlorene und Verworfene. Aber, Mutter —"

„Stehe auf, mein Kind!"

„Nein, Mutter, nicht eher, als bis ich Dir alles gesagt habe," und ihre Stimme nahm einen flüsternden Ton an. „Mutter, der Herr Pfarrer im Gefängnis hat über mich gesagt, daß der gute Hirte sein verlorenes Schaf in der Wüste gesucht und auch gefunden habe. Mutter, ich bin meinem Gott dankbar, daß er mich in's Gefängnis geführt hat, denn er hat mir dort die Ketten der Sünde gebrochen. Mutter, was ich jetzt will, das will ich in der Kraft dessen, der mich erworben und gewonnen hat, nicht mit Gold oder Silber, sondern mit seinem heiligen teuren Blute und mit seinem unschuldigen Leiden und Sterben, auf daß ich sein eigen sei. Mutter, ich baue meine Zukunft nicht auf meine eigene Kraft. Ich baue sie auf das Kreuz und Erbarmen dessen,

den Du mir von meiner Kindheit an als den Heiland aller Sünder gezeigt hast. Mutter — — Mutter — von ihm habe ich Vergebung, von ihm habe ich Kraft zum neuen Leben erhalten; willst nun auch Du mir verzeihen?"

„Hanna," sagte sie tiefbetrübt, „wie könnte ich Dir die Sünde behalten wollen, wenn er, der Herr, sie Dir vergiebt? Aber, Hanna, Du bist schon mehr als einmal mit Reuethränen zu mir gekommen und mit guten Vorsätzen von mir gezogen, und hast da draußen Dir alle guten Pläne vom Winde verwehen lassen."

„Ja, Mutter, das hab' ich gethan, obwohl ich wußte, daß Du für meine Seele betetest; aber ich selber habe nie um meine Seligkeit mit meinem Herrn gerungen. Jetzt habe ich's gethan und jetzt werde ich's auch in Zukunft thun; und ferner bin ich damals trotz Deiner Warnungen immer in die alten Verhältnisse und die bösen Versuchungen wieder hineingerannt, jetzt habe ich mit der Vergangenheit gebrochen. Mein Verführer wird sich um die Gefallene und Bestrafte nicht mehr kümmern und wenn er's wollte, dann soll er es zu allererst wissen, wer ich jetzt bin und wer ich bleiben will."

„Gott der Herr gebe Dir Kraft, daß Du ausführst, was Du gelobest."

„Mutter," fuhr sie fort, „der Herr Gefängnisprediger hat mir einen Brief mitgegeben an den

Herrn Pfarrer zu Kreuzkirch: Du kennst ihn; Du sagtest von ihm, daß er ein Mann nach dem Herzen Gottes sei. Er wird mich zum Mai in seinen Dienst nehmen. Ich weiß es, daß ich bis dahin bei Dir ein Mutterherz und ein Mutterhaus finden werde, das sich mir nicht verschließt."

Sie richtete flehend das Auge zu der Mutter auf. Die alte treue Seele las in dem bleichen Angesicht, als ob sie in einem heiligen Buch läse, und sie muß wohl gute ernste Worte aus den verweinten Augen herausgelesen haben. Dann fiel ihr Auge auf das Bild an der Wand, und von dem Bilde zog das Mutterauge wieder zu dem bleichen Angesicht der Tochter. Und ihre Seele muß wohl der Stunde gedacht haben, da ihre Aelteste mit dem Bilde in's Stübchen trat und sie fragte: „Schau, kannst nicht sehen, daß unsere Hanna dem Engel ähnlich sieht?" Ihre Lippen flüsterten: „Zu Gott — zu Gott!" Und wieder schaute sie zu dem Bilde hinüber. „Hanna," fragte sie, „bist Du schon beim Herrn Pfarrer in Kreuzkirch gewesen, und hast Du ihm alles gesagt, was Du auf Deinem Herzen und Gewissen hattest?"

„Ja, Mutter. Ich wäre sonst schon eine Stunde früher hier gewesen, aber ich bin sogleich im Pfarrhause vorgegangen und habe dem Herrn Pfarrer meine ganze Vergangenheit aufgedeckt, und er und

die Frau Pfarrerin haben gesagt, sie wollten es zum Mai mit mir versuchen."

Die Mutter erhob das Haupt und richtete das Auge in die Höhe, als ob sie einen großen Dank vor einem hohen Altar niederlegen wolle.

„Bete für mich, Mutter!"

Das Wort hatten die Lippen der Hanna noch nimmer in's Mutterherz geflüstert. Da wurden die Augen der Alten größer und durch ihre Seele zog wie das sanfte Rauschen des Frühlingswindes, das über grünende Fluren und blühende Gärten zieht, das Jauchzen des Psalmisten: Lobe den Herrn, meine Seele und was in mir ist Seinen heiligen Namen. Lobe den Herrn meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan hat; der dir alle deine Sünden vergiebt und heilet alle deine Gebrechen; der dein Leben vom Verderben erlöset und krönet dich mit Gnade und mit Erbarmen. „Zu Gott — zu Gott!" so flüstern ihre Lippen und von der Tochter schweifte ihr Blick zu dem Bilde, und von dem Bilde schweifte der Blick durch die Stube und schweifte in die Ecken hinein, und schweifte suchend unter den Tisch und unter die Stühle:

„Wo ist das Kind, Hanna?"

„Das Kind, Mutter? O, es war draußen auf dem Flur, als ich eintrat. Es kannte seine eigene Mutter nicht mehr und floh vor mir. O ja, ich hab's verdient, daß mein Kind vor mir flieht. Ich

ließ es fliehen. Ich mußte vor den Füßen meiner Mutter gelegen haben, ehe ich mein Kind an's Herz ziehen durfte."

„Das Kind wird doch in dieser Kälte nicht hinausgegangen sein?"

„Ich schloß die Hausthür hinter mir."

„Aber das Kind kann die Küchenthür selber öffnen."

Sie riefen das Kind. Sie riefen über den Flur und durch die Küche. Aber keine Stimme gab ihnen Antwort. Sie liefen in den Garten; sie riefen über das weite Gefilde und über den blanken See, aber kein Mensch antwortete; nur der eisige Nordost zog pfeifend und brausend über den See herüber. Da lief die Alte durch den Garten, denn sie wußte, daß das Kind schon früher von den Schlehen genascht hatte, die drüben am Dornstrauch in der Hecke wuchsen, und die Hanna lief an den See und rief beständig den Namen ihres Kindes. Als aber Mutter Treufeld vor dem Schlehdorn stand, da war kein Kind zu sehen, nur der Wind zog durch's Gezweige und der Strauch bewegte die letzten zitternden welken Blätter dahin und daher, als wollten die Blätter sagen: „Nein, nein, dein Kindlein ist nicht hier." Die Alte stand zitternd vor dem Dorngestrüpp und schaute mit ängstlichen Augen hierhin und dorthin. Plötzlich hörte sie einen hellen Schrei die Luft durchhallen. Vom See her kam der Schrei. Sie eilte

hinüber, so rasch die alten Füße sie tragen konnten. Sie stand am Ufer. Sie sah nichts; ach, die alten Augen sind ihr so matt geworden von dem vielen Weinen. Sie sah nichts. Aber wie — ist nicht dort drüben eine offene Stelle im Eise? Sie ruft ihre Else, ihre Hanna; — aber nur der Tannenwald giebt ihr Antwort — ach, eine klagende Antwort: „Hanna—Han—na!“ Und eisig weht der Nordost über die glatte Eisfläche; — ja — ja, dort drüben weht er über plätscherndes Wasser. Der Mutter Treufeld wanken die Kniee. Jetzt sieht sie einen Gegenstand auftauchen in den plätschernden Wellen. Oder ist's ein Mensch — ist's ihr Kind? Es taucht auf, es verschwindet und der Wind spielt mit den Wellen.

Sie setzt den Fuß auf das Eis. Es bricht unter ihrem zitternden Fuß.

Da sieht sie einen Mann über's Feld pilgern. Sie hat ihn nicht gerufen; aber er hat ihr Schreien gehört. Er kommt zu ihr. Reden kann sie nicht; aber die plätschernden Wellen reden und der Mann versteht ihre Sprache. Er läuft hinüber zu dem Fischer, der drüben beim Tannengehölz wohnt. Sie lösen ein Boot und schlagen das Eis durch. Es ist mühsame Arbeit. Dann und wann schütteln sie den Kopf dazu und versuchen die Stärke des Eises. Die glatte Fläche kann keinen Mann tragen. Jetzt haben sie die Stelle erreicht, wo sie die Wellen über's Eis

plätschern sahen. Der Fischer senkt sein Blei und seine Angel in die Tiefe; sie suchen mit Stangen und Haken am Grunde des Sees. Sie suchen wohl eine Stunde lang und finden nichts.

Des Fischers Frau hat die alte Nachbarin in ihre Hütte geführt. Ach, wie ringt da die Mutter Treufeld um das eine Erdenleben und um das andere.

Um Erdenleben hat sie vergeblich gerungen. Die Hausthür öffnet sich und zwei Männer tragen schwere Last herein — ja schwere Last: auf einer Tragbahre liegt sie, die Hanna — das bleiche Engelsantlitz, und in ihrem Arm hält sie ihr Kind. — So haben sie sie aus dem Wasser gezogen, Mutter und Kind; der Mutterarm hatte das Kind fest umschlungen, so fest, daß sie es auch im Tode noch mit in die Höhe hob. Lebend hatte sie das Kind nicht haben können; im Tode konnte sie es.

In der Kammer der Hütte ruht sie und hält ihr Kind im Arm. Mutter Treufeld sitzt an ihrem offenen Sarge und streichelt ihr die bleichen Wangen — ihr und dem Kinde. Als aber ihre Aelteste mit ihrem Manne gekommen ist und sich ausgeweint hat am Sarge ihrer Schwester, da hat die Mutter auch dieser Tochter die Wangen gestreichelt und hat sie zur Thür geführt, welche von der Kammer zur Wohnstube führt, hat die Thür geöffnet, hat den Finger zu dem Bilde erhoben und hat gesagt:

„Schau, Lena, nun ist's ganz wahr geworden, was Du mir einst gesagt hast, daß unsere Hanna dem Engel ähnlich sieht, der mit dem Kindlein in die Höhe schwebt. Sieh, was ich immer in dem Angesichte meines Kindes vermißt habe, die heilige Stille und himmlische Seligkeit, das hat der Tod hineingemalt. Lena, sie ist selig heimgegangen. Sie hat den Stern von Bethlehem gesehen."

Mehr als eine Epiphanienzeit und mehr als ein Nordost ist seitdem über die Hütte gezogen, welche Mutter Treufeld jetzt mit ihren Kindern, den biederen Webersleuten, bewohnt. Und wenn die Tage dunkel und die Winde eisig werden, und der rauhe Winter den Menschen an's Herz greift, und der finstere Tod ihnen hie und da an die Thür pocht, dann sagt Mutter Treufeld in ihrem milden, herzlichen Tone:

„Kinder, klagt nicht, klagt nicht; seid fröhlich; seht, es ist Epiphanienzeit, dann scheint der Stern — der Stern. Kinder, ich kenne auch die Epiphanienzeit, ja, ich kenne sie! Seht das Bild an! Seht über meines Kindes Haupt die Sterne winken — den einen zumal.

Kinder werdet weise,
Und beginnt die Reise
Nach dem Morgenstern!
Auf, ihr dürft nicht weilen,
Wär's auch viele Meilen
Bis zu eurem Herrn.

Geht es gleich
Durch's Wüstenreich,
Durch Gefahr und Dunkelheiten
Wird der Stern euch leiten.

Kinder, Mutter Treufeld sagt's Euch: die Hauptsache ist der Stern — der Stern über dem Haupte unserer Lieben, daß seine Strahlen ihnen in's Herz fallen. Kinder, Mutter Treufeld sagt's Euch: — wenn Ihr ein Bild der Euren habt, — drüben an der Wand — oder drinnen im Herzen, die Hauptsache bleibt, daß es die Unterschrift trägt: ‚Zu Gott! Zu Gott!‘“

V.

Palmarum.

Konfirmationssegen.

Konfirmationssegen.

I.

Ei, Mütterchen, nun erzähle! Du hast immer gesagt, daß Du eine recht schöne Geschichte für uns wüßtest. Nun bist Du fertig mit den Zurüstungen zum Fest, bitte, bitte, Mütterchen, erzähle!" Franz Schubert legte, da er diese Worte sprach, der Mutter den Arm um die Schulter und schaute ihr mit bittendem Blick in's Angesicht. Die andern Kinder hatten sich um den Stuhl der Mutter gesammelt. Helle strahlte die Sonne in's trauliche Gemach und malte dem Franz rote Rosen auf die Wange, und leuchtete ihm lichten Glanz in die hellen, blauen Augen. Franz war das älteste von den fünf Kindern, die sich um der Mutter Stuhl drängten. Er sollte morgen konfirmiert werden; und er sah aus, wie einer, der da weiß, was es heißt: konfirmiert zu werden. Er erfaßte die Rechte der Mutter und schaute ihr bittend und fragend in's Angesicht. „Franz," sagte sie, und streichelte ihm die blonde Locke von der Stirn, „Du schaust mich heute mit Deinen hellen Augen so wun=

derlich an, daß es mir schwer würde, Dir eine Bitte abzuschlagen. Der Vater ist zum neugerichteten Hause in die Vorstadt gegangen, um dort noch einmal nach den Gesellen zu sehen. Er hat versprochen, um fünf Uhr, wenn der Nachmittagszug gekommen ist, heimzukehren, dann werden wir miteinander Vorfeier halten für Deinen Ehrentag. Der Vater ist sehr pünktlich, darum muß ich mich wohl beeilen, um in zwei Stunden fertig zu werden. Doch, was ich Euch erzählen will, Kinderchen, das ist eigentlich eine so einfache Geschichte, daß jeder sie sich selber von der Straße auflesen könnte. Aber die einfachen guten Geschichten, die draußen im Leben geschrieben stehen, werden selten gelesen, und die wunderlichen Geschichten, die in den Büchern stehen, taugen häufig nichts; darum will ich Euch heute meine Palmensonntagsgeschichte erzählen.

Es war ein schöner, sonnenreicher Konfirmationstag, ein Palmensonntag. Der Märzschnee war geschmolzen und jubelnd sang die Lerche ihre Auferstehungslieder. Die Knaben und Mädchen, die am Vormittage konfirmiert worden waren, zogen zum Dorf hinaus, hatten sich Kränze von Schneeglöckchen, Schlüsselblumen und dunkelgrünem Epheu um die Hüte gewunden, zogen Hand in Hand fröhlich und feierlich ihre Straße und sangen es zweistimmig in den Frühling hinaus mit ernsten, hellen Kinderstimmen:

Jesu, geh' voran
Auf der Lebensbahn,
Und wir wollen nicht verweilen
Dir getreulich nachzueilen;
Führ' uns an der Hand
Bis in's Vaterland.

Als das Lied zu Ende gesungen war, waren sie nahe an das Kirchdorf gekommen, und das Kirchlein, darinnen sie heute Morgen konfirmiert worden waren, schaute sie so ernst an, daß sie kein neues Lied wieder anstimmen konnten. Aber noch ehe das Lied zu Ende war, perlten dem einen der Knaben große leuchtende Thränen über die Wange. Und als sie dahinten am Kirchhofthor vorüberzogen und der eine Knabe zurückblieb und auf den Kirchhof trat, haben's die andern wohl gesehen, aber sie haben kein Wort dazu gesagt, sind langsam ihre Straße weiter gezogen, haben sich gelagert drunten am Bach und haben sich ernste Geschichten erzählt vom Leben und vom Sterben. Der eine Knabe aber — ich will ihn Johannes Traugott nennen, obwohl er einen andern Namen trug — der eine Knabe blieb stehen bei den beiden schlichten schwarzen Kreuzen auf dem Kirchhof, nahm sein Kränzlein vom Hut und legte es über das eine Kreuz und legte seine Rechte auf dies Kreuz, darunter seine Mutter ruhte, als ob das Kreuz ihn stützen müsse, da das Mutterherz gebrochen war. Ja, Johannes Traugott war

ein Waisenknabe. Seinen Vater hatte er kaum gekannt. Er wußte nicht viel mehr von ihm, als daß er unter dem schlichten Kreuz neben der Mutter ruhe; aber die Mutter hatte er nicht blos gekannt: ach, er hatte an ihr gehangen mit seiner ganzen Kindesliebe und sie an ihm mit ihrer ganzen Mutterliebe; war er doch ihr einziger und sie war seine einzige, Johannes Traugott hatte sie vor einem Jahre sterben sehen. Sie hatte wohl dazumal gesagt, daß sie an das lichte Perlenthor anpochen und sich alle Thränen von ihrem Angesicht wischen lassen wolle; aber ihm war seit jener Zeit die Thräne gar häufig über die Wange gerollt, und es dünkte ihn, als ob ihm die Thür in's Jammerthal aufgethan wäre. „Du hast nicht Vater noch Mutter," sagte ihm jeder Tag seines Lebens; und der heutige Sonntag hatte eine so gar laute, gewaltige Stimme, und rief es ihm durch die Seele, daß es ihm schier wie durch Mark und Bein fuhr. Wohl hatte er die Tante, die ihn in ihr Haus genommen hatte, aber sie war ihm keine Mutter, und zumal fehlte ihr der Mutter tiefe, ernste Rede. Er lehnte sich an das Kreuz und sann darüber nach, was wohl die Mutter ihm an diesem heiligen Konfirmationstage würde gesagt haben. „Johannes," würde sie gesagt haben, „nun sollst Du hinaustreten in die weite Welt; dort liegt sie vor Dir mit all ihren Lockungen und Versuchungen. Für Dich ist die Welt doppelt und dreifach

versuchungsreich, weil Du so gar alleine stehst im Leben. Aber Johannes," so hätte sie ganz gewiß weiter geredet, „wir haben einen Herrn, der uns verheißen hat, daß er bei uns sein wolle alle Tage bis an der Welt Ende, an den halte Dich! einen Herrn, der uns gemahnt hat: ‚Wachet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet,‘ den höre, und dem gehorche!" So hätte die Mutter gesprochen; ähnlich wie der Herr Pfarrer in der letzten Vorbereitungsstunde zu ihnen sprach. Der Mutter Mund war stumm geworden hienieden, das Mutterherz war stille gestanden. Johannes Traugott aber kniete zwischen den beiden dunklen Kreuzen, hat den Himmel offen stehen und auf der Jakobsleiter die Engel Gottes auf- und niedersteigen sehen, und hat gewiß die Stimme des Herrn gehöret: „Siehe, ich sende meinen Engel vor Dir her, der Dich behüte auf dem Wege, und bringe Dich an den Ort, den ich Dir bereitet habe."

Dann stand er auf. Er dünkte sich nicht mehr ein armer Konfirmand. Die Abendsonne goß ihr goldiges Licht über das Kirchlein, über den Friedhof und über die Kreuze. Die ganze Welt lag da im Festglanz des Palmsonntags. Das Kirchlein, und die Kreuze und die lichtgrünen Fluren jauchzten: „Hosianna! Gelobt sei, der da kommt!" Und das jugendliche Herz in der Menschenbrust jubilierte: „Hosianna! Gelobt sei, der da kommt, der da kommt

in diesen Tagen mit Kreuz und Kron' von Golgatha und von Josephs Garten her! Der da kommt auf Palmen und unter Palmen! Friede ist sein Gruß, Friede der Hauch seines Mundes, Friede der Schlag seines Herzens. Hosianna, dem Sohne Davids! Gelobet sei, der da kommt im Namen des Herrn. Hosianna in der Höhe!"

Der Johannes weinte nicht mehr. Er war aufgestanden und zog stille seine Straße. iEn wonniges Gefühl war ihm in's Herz gekommen, ein Gefühl wie lauter Seligkeit. Er schaute um sich und freute sich, als er die Genossen nicht mehr sah. Er zog stille seine Straße, dachte an die großen Verheißungen und die großen Gelübde des Konfirmationstages, dachte an seine teure Mutter, dachte an die Vergangenheit und an die Zukunft. Ja, an die Zukunft. Wollte er sie nicht gründen auf Verheißung und Gelübde des Konfirmationstages? Sein Blick schweifte weit hinaus über die Thäler und Hügel und heftete sich auf das Städtchen drüben am Hochwald. Dort lag seine Zukunft. Dort sollte er bei dem Maurermeister Gilbert in die Lehre treten. Er kannte den Mann als einen strengen Herrn, der oft mit finsterer Miene drein schaute und mit derbem Wort drein redete; er kannte ihn als einen, der von den Lehrlingen viel verlangte; aber er wußte auch, daß seine Mutter einmal den Meister Gilbert gelobt habe, weil er gerecht sei, und gerade durch gehe gegen Hoch und

Niedrig, und weil er sich zum Gotteshause halte. Darum war dem Johannes nicht bange, wenn er hinüberschaute zum Städtchen. Er dachte aber nicht blos an die Worte der Mutter, er sah auch drüben rechts vom Städtchen ein Kirchlein liegen auf sonniger Höhe, halb umschlossen vom hohen Buchwald, und der schlanke Thurm ragte über die Bäume. Hei, wie leuchteten ihm die Augen; wenn er das schlanke Thürmlein anschaute! Das Thürmlein hatte der Meister Gilbert gebaut; und die Leute waren dazumal voll des Lobes gewesen über das schlanke Thürmlein und über die hohen Wölbungen und die bunten Fenster, damit der Meister das Gotteshaus geschmückt habe. Und wie lauter helle Sonnenstrahlen zogen die Gedanken durch das Gemüt des Knaben: „Siehe, das wirst Du lernen beim Meister Gilbert, dem Herrn ein Kirchlein bauen! Wird nicht jede Arbeit dir leicht werden, auch die schwerste Arbeit, wenn sie dich dem Ziele näher bringt, dem Herrn ein Kirchlein zu bauen?“ Hei, wie jauchzte ihm das Herz, wenn er so in seine Zukunft schaute! Die Lehrzeit lag vor ihm wie eine Frühlingsflur. Was kümmert's einen frommen, mutigen Burschen, wenn einmal der Sturm über die Flur braust und ihm das Haar zerzaust! Er schreitet dennoch fröhlich vorwärts. Was kümmert's einen frommen, mutigen Burschen, wenn einmal das Hagelwetter drein fährt und ihm die Schlossen in's Angesicht jagt, daß es

schmerzt, als schnitten scharfe Messer drein! Das Wetter hat der Herr geschickt, ihn abzuhärten. Was kümmert's einen frommen, mutigen Burschen, wenn hie und da eine Hoffnung ihm zu Schanden wird! Er sucht und findet neue Hoffnung. Und zuletzt ist immerdar Gott der Herr seine Hoffnung. Die kann ihm niemand rauben. Johannes Traugott stand auf der Höhe des Palmsonntags und schaute um sich; er schaute rückwärts und schaute vorwärts, er schaute auf die Hügel, er schaute in die Thäler, und siehe, allenthalben grünten Frühlingsfluren, allenthalben blühten Frühlingsblumen!

II.

Mutter Schubert war ganz warm geworden, da sie diese Palmsonntagsstunde des Waisenknaben malte. Ihre Wangen, die sonst oft so bleich waren, glühten und blühten wie die Monatsrosen, und ihre blauen Augen leuchteten wie eine Frühlingssonne und strahlten den lichten Glanz hinein in die Angesichter der Kinder. Der Franz, ihr lieber Konfirmand, hatte sich zu ihren Füßen auf den Schemel gesetzt, hatte seine Hand ihr in den Schoß gelegt, hielt die warme Mutterhand fest umschlossen und lugte mit seinen ernsten Augen der Mutter unverwandt und erwartungsvoll in's strahlende Angesicht hinein.

„Doch, Kinderchen," fuhr Mutter Schubert fort,

„ich muß eilen, wenn ich mit meiner Geschichte zu ende kommen will, bevor Vater nach Hause kommt. Ich will denn drei Jahre im Leben meines Johannes überspringen, obgleich das Hüpfen und Springen sonst nicht gerade meine Leidenschaft ist. Lehrjahre sind keine Herrenjahre, das ist ein altes Sprichwort, und Johannes mußte die Wahrheit dieses Wortes erfahren. Euch allen aber will ich's wünschen, daß Ihr sie auch erfahret; will's Euch wünschen, obwohl ich Euch so lieb habe, ja, gerade, weil ich Euch so lieb habe. Die Lehrjahre gingen vorüber, waren es doch nur drei kurze Jahre. Und überdies hat ihm der Meister Gilbert das letzte Halbjahr geschenkt, hat aber die Bedingung gemacht, daß er als Geselle noch den Winter über bei ihm arbeiten, und dann über Berg und Thal in die weite Welt ziehen solle.

Wiederum war's ein sonniger Frühlingstag. Die Lerchen jubelten überm Rain und die Schuljugend kam dahergezogen mit Epheu um den Hut und Immergrün im Arm; denn morgen ist Schulprüfung, und dann ist bei uns zu Hause die Schulstube geschmückt mit Kränzen und Kronen und vergoldeten Eiern in den Kronen und bunten Bändern in den Kränzen. Morgen ist Schulprüfung und dann kommt wieder der schöne Palmsonntag. Die Schuljugend steht einen Augenblick stille und beschaut sich die Steinmassen, die auf dem Bauplatz aufgehäuft sind. Die Tiefe, darin das Fundament

ruhen soll, ist schon ausgegraben. Es wird ein großer Bau werden, und die Kinder mögen wohl einen Augenblick hinüberschauen, denn hier werden sie fröhlich ein- und ausziehen, hier werden sie ihre tollen Spiele ausführen, hier wird der Grund für ihre ganze Zukunft gelegt werden; hier soll sich das neue Schulhaus erheben, der Jugend zum Nutzen, der Stadt zur Zierde, dem Meister Gilbert, dem Baumeister zur Ehre. Doch die Kinder haben nicht lange Zeit, die Erd- und Steinmassen zu bewundern; sie werfen nur noch einen Blick hinüber zu dem Jüngling, der drüben auf dem Steinhaufen sitzt und ausschaut wie ein Nebeltag im Frühling. Sonst hat Johannes Traugott mit den Kindern gescherzt, auch wohl, wenn's sich so traf, mit ihnen gespielt, heute brütet und starrt er vor sich hin, und sieht weder den Frühling noch die Kinder. Es ist noch Mittagszeit. Er ist allein auf dem Platz. Er tritt hin und schaut in die Tiefe, wo das Fundament liegen soll; dann springt er hinunter — hinunter mit voller Kraft, daß die Erde bebt. Ja, ihm ist's, als ob die Erde bebte auf der Stätte, wo er niederspringt. Er steigt wieder herauf. Er springt noch einmal nieder und wieder ist's ihm, als ob die Erde bebte. Er setzt sich auf den Steinhaufen und läßt das Haupt sinken und sinnt und brütet. Er sieht aus wie einer, dem viel Fragen und Zagen auf der Seele liegt. Denkt er an sein

Mütterlein, das tief unten im Grabe schlummert? Denkt er an jenen Palmsonntag, da er an ihrem Kreuze gekniеet hat? Denkt er daran, wie er so gerne die Baugewerkschule besucht hätte, und wie er hie und da bei seinen Verwandten um eine Beihülfe gebeten hat, und wie ihm die Hülfe versagt worden ist? Nein, Johannes Traugott's trübe Gedanken weilen in der Gegenwart und wandern in die Zukunft. In die Vergangenheit ziehen sie wohl auch, aber nicht zu Kreuzen und Palmzweigen. Freilich — auch die Vergangenheit seines Meisters ist dann und wann an Kreuzen und Palmen vorübergezogen. Ja, er denkt an Meister Gilbert. Er hat nicht über das ernste, trübe Angesicht des Meisters spötteln können, wenn die andern ihre Witze darüber gemacht haben. Denn er weiß, was das heißt, treue Liebe zu verlieren, und er weiß, daß der Meister Gilbert in einem und demselben Jahr seine Mutter, sein treues Weib und sein einziges Kind verloren hat, und daß seit jener Zeit seine Augen so traurig schauen. Darum kann er über das ernste Angesicht nicht spötteln. Er weiß, daß der Meister wohl oft starr und spröde ist wie Glas, aber er weiß auch, daß er stets ehrlich und lauter ist wie Gold; er weiß, daß die kurzen Worte des Mannes oft schroff und scharf einherfahren, aber er weiß auch, daß von dem ernsten Mann die größte Gerechtigkeit nicht blos wider seine Umgebung, sondern auch gegen ihn selbst geübt wird.

Er weiß, daß die ganze Stadt und die Umgebung das Wort des Meisters als einen Felsen, und seine Rechtlichkeit als eherne Mauer ansieht. Hohe Achtung hat er vor seinem Meister, und wenn er an die Stunde denkt, da er von ihm scheiden soll, will es ihm wehe um's Herz werden, als ob die Achtung sich in letzter Zeit in Liebe verwandelt hätte. Wenigstens ist's tiefes Mitleid, was den jungen Gesellen an seinen Meister kettet. Ach ja, der Meister Gilbert liegt krank im Hospital der fernen Universitätsstadt. Vor einem Jahr schon hatte sich ein Geschwür im Rücken gebildet, das der Meister zuerst nicht beachtet hatte, und das nachher der Kunst der Aerzte trotzte. Nun mußte er sich einer schweren Operation unterziehen. Johannes Traugott hatte seinen Meister aus der Heimat scheiden sehen. Meister Gilbert hatte ihm dazumal die Hand gereicht und hatte gesagt: „Johannes, wenn Dich die bösen Buben locken, so folge ihnen nicht. Das bittere Leid des Lebens ist mir ein Versucher geworden zum Murren und Undank; ich habe gekämpft und mein Heiland hat gesiegt. Ich habe Lust, abzuscheiden und bei Christo zu sein. Dir werden die Freuden des Lebens zum Versucher; das bringt die Jugend mit sich. Aber denk' an Deines Heilandes heilige Jugend und an sein schweres Kreuz, das er für Dich getragen hat." Als der Meister diese Worte gesprochen hatte, war ihm ein Zug der Milde und der Freundlichkeit durch's

Angesicht gezogen. Und wenn Johannes an die Scheidestunde denkt, dann ist's ihm, als ob er seinem Gott danken müsse, daß er ihm so des Mannes Angesicht gezeigt habe. Nun ist vor einigen Tagen die Nachricht gekommen, daß die Operation glücklich überstanden sei, und daß der Meister entweder zu Ostern oder kurz nach dem Feste hoffe heimkehren zu können. Und doch beugt Johannes Traugott das Haupt, als wär' er tiefbetrübt. Warum?

„Ja, Kinder," sagte Mutter Schubert, und umfaßte fester die Hand ihres Aeltesten, „Ihr werdet es auch noch erfahren, daß das die allerschwersten Stunden im Menschenleben sind, wenn wir vor einem gewaltigen Kampfe stehen, der ausgefochten werden soll, und wir möchten dem Kampf ausweichen und dürfen doch nicht; wenn ein innerer Kampf schon tobt, der Kampf zwischen Mut und Zagen, zwischen Recht und Unrecht, ehe der Mensch in den äußeren Kampf eintritt. Es atmet sich schwerer in der Gewitterschwüle, als unter den zuckenden Blitzen. In solcher Gewitterschwüle atmete Johannes Traugott."

Als der Meister schon leidend war, hatte er den Bau des neuen städtischen Schulhauses angenommen. Er sollte den Bau schlüsselfertig abliefern. Nebenrechnungen sollten nicht auf die Stadtkasse fallen, sondern der Annehmer sollte verpflichtet sein, alle Unkosten aus der Annahmesumme zu bestreiten.

Unter denselben Bedingungen hatte der Meister den Bau an einen jungen Bauführer, der ihm von einem fremden Meister überlassen war, und an seine sechs Gesellen im Akkord vergeben. Nebenrechnungen konnten nun kaum entstehen, wenn der Grund gut war. Da es in der Stadt aber hie und da Moorgrund gab, so war eine Summe für Rammen und Auspfählen des Grundes mit veranschlagt und bewilligt. Diese Summe war Reingewinn, wenn man festen Grund fand; fand man aber Moor, dann reichte sie kaum aus, und die Annehmer hätten vielleicht eine Woche umsonst arbeiten müssen. Zwei Seiten der Fundamentstiefe waren ausgeworfen. Man hatte unter Aufsicht der Ratsherren gebohrt und kein Moor gefunden. Bürgermeister und Rat waren zufrieden und die Gesellen freuten sich ihres guten Verdienstes. Als aber die Vorderfront teilweise gegraben war, hatte Johannes bemerkt, daß der Bauführer und der Altgesell die Köpfe zusammensteckten. Je weiter sie gruben, desto bedenklicher schauten sie in die Tiefe. Vor acht Tagen hatte der Bauaufseher angeordnet, daß die ganze Vorderseite ausgegraben würde; jetzt hatte man zunächst eine Strecke vorgenommen und legte und vermauerte eilig das Fundament. Gestern hatten sie bis zur Nordostecke gegraben, und als Johannes aus der Höhe in die Tiefe gesprungen war, da war's ihm gewesen, als wenn die Erde unter seinen Füßen gebebt

hätte. Das Herz in der Brust hatte ihm auch gebebt. Wie, wenn sie das Fundament auf Moor legten? Er dachte an die Rechtlichkeit und an die Ehre seines Meisters. Aber seinen Verdacht wagte er niemandem auszusprechen. Heute Morgen war einer von den älteren Gesellen fremd geworden. „Meinen Meister will ich nicht betrügen, und meine Mitgesellen will ich nicht verraten; darum packe ich meinen Berliner," hatte er gesagt. Johannes wußte genug. Die andern brachten heute Mittag den Mitgesellen zum Thor hinaus, der Bauaufseher war zu einem Bau auf dem Lande gefahren. Johannes aber, der jüngste Geselle, hatte sich versteckt, als die Genossen ihn suchten, war auf den Bauplatz gegangen und hatte sich noch einmal den Baugrund angesehen. Zwar war nichts zu entdecken. Gute, feste Erde war's, darauf sie die Steine legten; aber die Fragen wollten nicht stille werden. Der Jüngling mußte Gewißheit haben. Er suchte einen Bohrer. Er stieg in die Fundamentstiefe; er bohrte tiefer. Kaum zwei Fuß tiefer, da zog der Bohrer das dunkelbraune Moor heraus. Er hatte Gewißheit. Auf dem Steinhaufen saß er, hatte das Haupt gestützt und sann und sann. Wenn er reden würde, würde ihn dann nicht der Haß und die Verfolgung der Mitgesellen treffen? Er kannte sie. Durfte er schweigen? Durfte er dem Vertrag beitreten, den sie offenbar unter einander geschlossen hatten? Die eine Frage drängte die an-

dere. Zittern und Zagen zog ihm durch's Herz. Er trat hinter einen hohen Steinhaufen, denn die Gesellen zogen vorüber und sangen das Wanderlied:

Wach auf, wach auf, du Handwerksgesell,
Du hast so lang geschlafen,
Die Vöglein singen auf grüner Haid',
Der Fuhrmann auf der Straßen.

Was frag ich nach der Vögel Geschrei
Und nach des Fuhrmanns Klatschen?
Ich bin ein junger Handwerksgesell,
Muß wandeln auf fremder Straßen.

In Preußen liegt eine schöne Stadt,
Berlin thut man sie heißen;
In Polen sind wir wohl bekannt,
Dahin woll'n wir jetzt reisen.

Johannes Traugott kannte das Lied; er hatte es gar fröhlich mitgesungen, als vor sechs Wochen der Danziger fremd geworden war; er hatte auch immer mit Freuden an die Zeit gedacht, da man es ihm mitgeben würde auf die Wanderschaft. Und die Zeit stand vor der Thür. Nach Ostern sollte er in die weite, weite Welt ziehen, und in drei Tagen schon ist Palmsonntag. Wie? Wäre es nicht das beste, daß er jetzt mitzöge, und gerade so redete, wie sein Mitgeselle heute Morgen geredet hatte? Der Herr Aufseher und die andern Gesellen werden ihn gerne ziehen lassen. Aber wenn er den Betrug zuläßt,

ist er dann nicht ein Betrüger so gut wie die andern? Er denkt an seines Meisters Ehre und Ehrlichkeit; er denkt an seiner Mitgesellen Feindschaft. Wie ein brandendes Meer wogen ihm die Gedanken durch die Seele. Er weiß sich nicht zu bergen vor den tobenden Gedanken. Da ruft ihm mächtig eine innere Stimme zu: „Johannes, um drei Tage ist Palmsonntag. Und vor drei Jahren hast Du am Palmsonntag gekniet am heiligen Altar, und hast das Wort des Herrn in den Kampf des Lebens mit hineingenommen: Halte, was Du hast, daß Dir niemand Deine Krone nehme. Vor drei Jahren hast Du am Palmsonntag gekniet an Deiner Mutter Kreuz, und hast gelobt Deinem Heiland treu zu bleiben, und zu leben, als schlüge das Mutterherz neben Dir, und als blicke das Mutterauge aus der Höhe immerdar hernieder auf Dein Thun und Lassen. Johannes, um drei Tage ist Palmsonntag!“ Ihm war's, als ob er die Stimme neben sich gehört hätte. Die Stimme ist ihm mitten durch's Herz gedrungen; sie hat ihn überwältigt. Er springt hinunter in die Tiefe des Fundaments, dort wo der Bohrer die Moorerde ausgeworfen hat. Er sinkt in die Kniee; er weint, er betet, er fleht, daß Gott der Herr ihm Einsicht gebe, den rechten Weg zu wählen, und Kraft, den rechten Weg zu wandeln. Wie lange er dort auf seinen Knieen gelegen hat, das wußte er nicht, aber er wußte, daß er viel mit seinem Gott geredet hatte

drunten aus der Tiefe in die Höhe hinauf, und daß sein Gott ihm geantwortet habe.

Als er wieder aus der Tiefe emporstieg, da war sein Auge hell und sein Gang sicher. Er erwartete den Herrn Bauaufseher, und erklärte ihm kurz und bündig, daß er gebohrt und Moor gefunden habe. Der Mann versuchte zunächst über die Sache zu lächeln, und erwiderte, daß auch er den Grund untersucht, und drei Fuß unter Fundamentstiefe Moor gefunden habe, daß aber das Moor oft viel höher sitze und viel größere Gebäude als das neue Schulhaus trage. Als aber Johannes fest blieb in seinem Entschluß, die Sache dem Meister zu melden, da versuchte jener, ihn erst durch Geld und Güte, und dann durch Drohungen umzustimmen. „Ein Grünschnabel werde noch lernen müssen, was es heiße, seine Mitgesellen verraten zu wollen. Daß der Verrat nicht ausgeführt werde, dafür wolle er vier Mann wieder einstellen.“ So redete der Mann. Johannes Traugott antwortete, freilich mit zitternder Stimme, daß er trotz solcher Drohung an Herrn Gilbert schreiben werde, daß er anderthalb Fuß unter der Fundamentstiefe Moor gefunden habe, und daß ein Teil des Fundaments schon auf solchem Grunde ruhe. Jener drohte, versprach und beschönigte wieder, aber der Jüngling ließ sich nicht irre machen. Als schließlich der Aufseher sah, daß er mit dem Johannes nichts anfangen konnte, erklärte er sich

bereit, die Sache selber zu melden, wenn Johannes ihm verspräche, nicht an Herrn Gilbert zu schreiben und in Zukunft über den Baugrund kein Wort zu reden, und ihm auf solches Versprechen seinen Handschlag geben wolle. Zuerst wollte Johannes auf solchen Vertrag eingehen. Er sah ein, daß der Herr Aufseher in solcher Weise sich am besten aus der Geschichte heraushelfen und wohl auch noch den ehrlichen Mann herauskehren könne. Dann aber kamen ihm allerlei Bedenken: Warum sollte er in Zukunft kein Wort über den Baugrund reden? Warum sollte er seinen Handschlag geben, solches Versprechen halten zu wollen? Offenbar wollte der Mann ihn in's Garn locken. Er erbat sich eine Stunde Bedenkzeit, und erklärte dann, daß er jedenfalls die Sache an Herrn Gilbert berichten werde, weil hier niemand den Baugrund so gut beurteilen könne als der Meister, und weil der Meister sich ein Urteil darüber bilden müsse, wie weit das stehende Gemäuer neu aufgenommen werden müsse. „Das Gemäuer wieder aufgenommen?“ brauste der andere auf. „Traugott, Sie werden es mit meiner Wut und mit dem Hasse Ihrer Mitgesellen zu thun haben, wenn Sie ein Wort an den Meister schreiben. Hüten Sie sich!“

Johannes ging. Er zitterte, als er hinaustrat. Ratlos blickte er um sich. Er hatte in der ganzen Stadt niemanden, dem er das volle, bange Herz hätte ausschütten können. Da ging der alte ehr=

würdige Pfarrer des Städtchens an ihm vorüber. Wie ein lichter Sonnenstrahl zuckte es dem Johannes durch das trübe Auge. Er ging dem Manne nach; er trat mit ihm in die Hausthür, er bat um Gehör und Rat und erzählte die ganze Geschichte dem Pfarrer. Dieser legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte: „Danke Deinem Herrn, mein Sohn, daß er Dir Kraft und Mut gegeben hat, auf rechtem Wege zu bleiben; und bitte ihn um seine Hülfe für die Zukunft. Ich kenne Deinen Mitgesellen Hildebrand als einen wilden Menschen, und was ich gestern in der Stadt über den Bauaufseher gehört habe, das läßt mich fürchten, daß er im stande ist, seine Drohung wahr zu machen. Mein Rat ist dieser: Du gehst sofort wieder in Dein Quartier, kleidest Dich um und benutzest noch die Abendpost, um in die Universitätsstadt zu fahren und die Sache mit Meister Gilbert, der, wie ich höre, sich recht wohl befindet, zu besprechen. Die Gesellen sind mir eben auf meinem Spaziergang außerhalb der Stadt begegnet; der Aufseher allein wird nichts wider Dich beginnen, wird auch nicht denken, daß Du die Sache so rasch betreibst. Fehlt Dir Geld, dann bekommst Du es von mir; dem Meister Gilbert aber bringst Du einen schönen Gruß von mir, und sagst ihm, daß Du auf meinen Rat die Reise unternommen habest."

Der Jüngling bedankte sich herzlich für den Rat

und das Anerbieten, und zwei Stunden später, als die Sterne so hell und freundlich vom tiefblauen Frühlingshimmel herniederstrahlten, hatte Johannes Traugott das Städtchen im Rücken und sollte es in acht Jahren nicht wiedersehen. Statt des Wanderliedes zogen ihm Worte der Feindschaft nach und gaben ihm das Geleite über Berg und Thal. Er aber saß stille in der Ecke des Postwagens und hat wohl viel mit seinem Gott geredet, hat wohl Fragen und Zagen auf den Lippen, hat aber auch Mut im Herzen gehabt. Seinen Meister hat er noch an demselben Abend aufgesucht und sich herzlich gefreut, denselben viel kräftiger zu sehen, als er erwartete. Als aber der Meister die Geschichte des Baugrundes gehört hat, da hat er die Hand seines jüngsten Gesellen erfaßt und hat sie lange festgehalten und über's Gesicht ist's ihm gezogen — hell und dunkel zugleich — wie über den Frühling die niedrige Wolke zieht, deren Rand von der Sonne vergoldet wird, und die den milden Mairegen auf die grünen Fluren schüttet. Ja, ja, des Meisters Augen haben ausgesehen, als wollten sie weinen. Und dann hat er geredet mit einer Stimme, die der Johannes nie von dieser Lippe gehört hatte, und die ihn schier erinnerte an seiner Mutter Stimme: „Johannes," hat der Meister gesagt, „ich werde morgen wieder in die Heimat ziehen und die Ehre, die andere mir zertreten wollten, mir wieder aufrichten. Du aber wirst für's

erste nicht wieder heimkehren. Es ist besser für Dich, wenn ich Dich heute entlasse. Du wirst in die weite Welt ziehen. Der Engel des Herrn wird mit Dir ziehen und seine Flügel über Dich breiten wider Versuchung, Gefahr und Feindschaft. Eins versprich mir: daß Du an mich schreiben willst alle Vierteljahr, Du, der Einsame an mich, den Einsamen. Gieb mir die Hand darauf, Johannes. So ist's recht, mein Sohn; ich weiß, daß Du Dein Versprechen halten wirst. Ich weiß auch, daß ich heute Dein Schuldner geworden bin, denn die Ehre meines Geschäfts stand auf dem Spiele: Meister Gilbert hätte seine Vaterstadt betrogen. Wehe! In zehn oder zwanzig Jahren hätten die Risse in den Mauern meine Schande gepredigt, denn den Namen des Aufsehers und der Gesellen hätten die Risse nicht genannt. Johannes, ich bin Dein Schuldner geworden. Zieh hinaus! Gott mit Dir! Die Hand hast Du mir darauf gegeben, daß Du schreiben wirst. Vergiß es nicht, Johannes. Einsam stehst Du in der Welt; vergiß nicht den einsamen Meister Gilbert!"

III.

Frau Schubert hielt einen Augenblick mit Erzählen inne. Ihre Blicke zogen zur Straße hinaus, als ob sie sehnsüchtig nach jemandem ausschauten.

„Horch," sagte sie, „war das nicht das Pfeifen des Zuges? Wenn der Zug kommt, wird sicherlich auch der Vater heimkehren." „Ei, Mütterchen," erwiderte der Franz, „es ist der Güterzug. Der Personenzug kommt fast eine Stunde später." „Das ist gut, mein Franz, denn sonst wären wir wahrscheinlich mitten in der Geschichte stecken geblieben; und der Meister Gilbert hätte immer der einsame Mann, und der Johannes Traugott immer der wandernde Handwerksgeselle bleiben müssen. Die einsame Zeit für den Meister war aber bald vorüber, denn er nahm seiner Schwester beide Töchter, die auch arme Waisen geworden waren, zu sich in's Haus; und als die ältere sich mit einem seiner Nachbarssöhne verheiratete, da ist die jüngere noch jahrelang bei dem Meister geblieben und hat den schweigsamen Mann, der manchmal so traurig aussah, sehr lieb gehabt, und hat ein fröhliches Leben in sein Haus gebracht, und er hat es sich gefallen lassen, wenn er auch nur selten mitgejauchzet hat.

Johannes Traugott aber ist über die Berge gezogen und hat die Welt gesehen und hat seinem Herrn gedankt, daß er ihm den Kampf in sein Leben hineingestellt hat; denn er hat's gemerkt, daß der Kampf ihm die Kraft gestählt, den Mut gestärkt und das Auge helle gemacht hat. Er hat's sonderlich gemerkt, daß der Kampf den Menschen fester kettet an seinen himmlischen Feldherrn, und in allen

späteren Kämpfen hat der Jüngling immer den Siegesfürsten mit sich auf dem Plan gehabt.

Zwei Sommer und einen Winter ist der Johannes Traugott also durch die Lande gezogen, hat mitgebaut an den großen Werken der Menschenhand und hat die herrlichen Dome und die stolzen Paläste bewundern dürfen. Zur Herbstzeit aber hat ihm der Meister Gilbert einen Brief geschrieben, der ungefähr also lautete: „Lieber Johannes! Es giebt einen berechtigten Stolz und es giebt einen unberechtigten Stolz. Berechtigt ist der Stolz des Mannes, der seinem Mitmenschen das Leben gerettet hat, wenn der Mitmensch ihm solche That mit Geld bezahlen wollte — berechtigt, meine ich, ist der Stolz, der solch schnöden Lohn zurückweist, wo er Liebe und Herzensdank fordern darf. Ich könnte wohl mancherlei über solchen Stolz schreiben, den ich lieber Edelmut nennen möchte. Unberechtigt dagegen würde der Stolz sein, der die Hand ausschlägt, die ein Menschenherz gar leicht in die Höhe heben kann und gar gerne in die Höhe heben will, und zu solcher Menschenhand spräche: obwohl ich deine Liebe fühle, so will ich doch deine Hülfe nicht annehmen, sondern lieber in der Tiefe bleiben, als mich von dir erheben lassen. Du kannst Dir denken, Johannes, worauf ich ziele. Ich habe zugleich mit diesem Briefe das Geld abgehen lassen, welches es Dir ermöglicht, eine Baugewerkschule zu besuchen.“ —

Noch mancherlei schrieb der Meister. Aber die Worte von der Baugewerkschule tanzten dem Johannes vor den Augen, und das Herz jauchzte ihm darüber. Dann hat er eine Weile die Axt an den Nagel gehängt und hat Bleistift und Zeichenhefte zur Hand genommen. An Fleiß hat er es den meisten andern zuvor gethan, an Begabung hat er ihnen nicht nachgestanden; und als er nach zwei Jahren aus der ersten Klasse der Schule austrat, um eine zeitlang noch eine Bauakademie zu besuchen, da konnte er dem Meister Gilbert mit seinem herzlichsten Dank eins der besten Zeugnisse einschicken, das jemals die Schule einem ihrer Schüler gegeben hatte. Darauf ist Johannes zwei Jahr Soldat gewesen, hat auch während dieser Zeit alle Mußestunden zu seiner weiteren Ausbildung benutzt und ist nach seiner Entlassung Bauaufseher bei einem Meister in der Residenz geworden. Dort hat er eine geachtete Stellung eingenommen und hätte ein Baumeister der Hauptstadt werden können, aber sein Auge war nach der Heimat gerichtet. „Die Prachtbauten der großen Städte sind schön,“ pflegte Johannes Traugott zu sagen, „aber schöner sind in meinen Augen die kleinen weißen Häuschen am Landsee unseres stillen Thales, die friedlichen Häuschen am See, diese Bilder der Ruhe, welche die Hand des großen Baumeisters droben mit grünem Laubgewinde und blauen Wellen umrahmt hat. Ja, ein Marmordenkmal kann künst-

lerisch wohlgeformt sein, — freundlicher als der kalte stolze Marmor sieht der schlichte Grabstein auf stillem Friedhof aus, wenn die Liebe ihn mit Blumen und Laubgewinden umschlungen hat.“ Der Sinn des Johannes Traugott war nicht auf großen Ruhm, sondern auf großen Frieden gerichtet; nicht der Stolz war seine Zierde, sondern die Bescheidenheit, die Demut.

So kehrte er heim. Er hatte niemanden in der Heimat. Nur entfernte Verwandte wohnten noch bei dem Kirchlein auf der Höhe. Sie thaten aber gar fremd, als ob sie ihn nicht kennten und keinen Teil an ihm hätten. Er ging um das Kirchlein, trat in die Kirchhofspforte und kniete zwischen den Kreuzen seiner Eltern. Es war Frühlingszeit. Palmsonntag war nicht mehr ferne. Er dachte vergangener Zeiten. Er kannte die Stelle, wo hinter der Kirchhofsmauer die Schneeglöckchen blühten und wo dicht daneben sich der Epheu um die alte Eiche schlingt. Beim alten Weber, der sich noch dunkel eines Knaben erinnerte, der Johannes Traugott hieß, kaufte er sich für einen Groschen Bindfaden und lieh sich einen Spaten. Dann legte er Kränze von Schneeglöckchen und Epheu um die Kreuze und grub den verwilderten Rasen um. Und seit jenem Frühjahr ist das Grab auf dem hohen Kirchhof mit einem Gitter umgeben und Rosen und Vergißmeinnicht blühen darauf, und wie im lieblichen Blumen-

garten stehen die Kreuze der Eltern des Waisenknaben. Wohin sollte der Waisenknabe seine Schritte lenken, da die Seinen ihn vergessen haben? Er kniete noch einmal an den Kreuzen der Eltern, dann schweifte sein Blick über Thäler und Hügel, und heftete sich auf das Städtchen drüben am Hochwald. Er dachte an vergangene Zeiten. Er dachte an jenen Palmsonntag, da auch sein Blick von hier nach dort hinüberschweifte. Der strenge Meister lebt noch; aber den Johannes will's dünken, als ob aus dem strengen Meister ihm ein lieber Freund geworden wäre, und als ob die ernsten Augen ihn nur immer freundlich angeblickt hätten. Da erhebt sich der einsame junge Mann und richtet die Schritte dorthin, wohin er die Blicke gerichtet hatte, zu dem Einsamen drüben im Städtchen. Wie wird er aussehen, der Meister Gilbert? Grau, ernst, gebeugt vom Alter und von der Einsamkeit? Der Wanderer klopft an die Thür. Er tritt hinein. Er steht einem Manne gegenüber. Ist das Meister Gilbert? Ist er's? Das Auge blickte ernst, aber freundlich in's Angesicht des Fremden. Die Gestalt des Mannes ist hoch aufgerichtet, das Haar ist nur ein wenig grau, wie Meister Gilbert's Haar vor sieben Jahren. Der Mann sieht so behäbig aus und schaut so glücklich drein. Drei Kindlein umspielen den Mann. Eine junge Frau zieht den Teppich zurecht, unter dem der Bube Versteck gespielt hat. Eine, die der jungen

Frau gar ähnlich sieht, begießt die Topfgewächse am Fenster.

„Bist Du es? Ja, Du bist es, mein Junge! Johannes, Du bist es!“ jauchzen des Mannes Lippen. Stift und Zeichnungen hat er von sich geworfen, und hat die Arme ausgebreitet und sie dem Wandersmann um die breiten Schultern gelegt. Da jauchzten auch die Lippen des Wandersmannes: „Er ist's! Es ist der Meister Gilbert!“ „Ja, ja,“ jubelte der Meister Gilbert, „wir sind's beide: Du und ich, Johannes Traugott und der Meister Gilbert!“ Die großen, hellen Freudenthränen wischte er sich von der Wange, faßte den Wandersmann wiederum an den breiten Schultern und fuhr fort: „Siehst unverdorben aus, Johannes Traugott. Grüß Gott! Sei herzlich willkommen auf meinen Bauplätzen, und in meinem Haus und an meinem Herzen. Ja, Du siehst mich verwundert an. Der Meister Gilbert sieht auch unverdorben aus; das hat er jenen beiden zu verdanken: hier meine ältere Nichte, die mit dem Zimmermeister Oberg verheiratet ist; und das kleine Völkchen ist ihre Kinderschar. Du siehst, daß der mürrische Meister in seinen alten Tagen noch ein Kinderfreund geworden ist. Und hier, Johannes, meine jüngere Nichte, die Lisbeth, die mir meine Blumen pflegt und im Hausstand aushelfen muß, wenn der alten Haushälterin einmal das Wetter durch den Körper zieht und sie sich der Gicht wegen

im Bette halten muß. Du siehst, daß der Meister Gilbert jetzt besser verpflegt wird, als dazumal. Doch nochmals herzlich willkommen, Johannes Traugott! Komm' und setze Dich! Anna, Du darfst jetzt Deine Kindlein heimbringen und dann mit Deinem Manne wieder herumkommen. Lisbeth, Du sorgst dafür, daß wir bald das Abendbrot bekommen, und vergissest nicht, uns aus dem Weinkeller eine Flasche vom besten aufzusetzen. Und wir beide erzählen uns derweil alte und neue Geschichten."

Wie er redselig geworden war, der Meister Gilbert! Johannes Traugott mußte sich wieder und immer wieder über das veränderte Wesen des Mannes wundern. Er ahnte es aber nicht, daß er selbst die Aenderung zum großen Teil mitbewirkt, daß er selbst in das einsame Leben Saat der Liebe und der Hoffnung gestreut hatte, die allerlei schöne Früchte getragen hatte. Der Meister erzählte ihm nun von vergangenen Zeiten, wie er dazumal das Fundament zum großen Teil wieder aufbrechen, Balken in die Tiefe rammen und das Fundament auf eichene Bohlen legen ließ; er erzählte ferner, daß die Gesellen damals auseinander gestoben seien in alle vier Winde, daß er niemals wieder von ihnen gehört habe, daß aber der Bauführer in einer vier Meilen entfernten Stadt gewohnt, dort jedoch nicht habe vorwärts kommen können, weil er Ansehen und Kredit verloren hatte, und daß der Mann vor

vierzehn Tagen beim Richten eines hohen Gebäudes von einem Balken aus der Höhe herniedergefallen sei und sich zu Tode gefallen habe. Der Mann sei Junggeselle geblieben und an seinem Grabe habe man kein Auge weinen sehen.

An jenem Abend haben in Meister Gilberts Arbeitsstube glückliche Menschen Willkommen gefeiert und Bekanntschaft und Freundschaft geschlossen. Eine Zeit lang hat der Johannes Traugott noch beim Meister Gilbert gelebt; dann ist er hinübergezogen in jene andere Stadt und hat das Geschäft des verstorbenen früheren Bauaufsehers übernommen. Aber er ist wiedergekommen, und die Lisbeth, des Meisters Nichte, hat ihre Hände in die starken Manneshände des Johannes Traugott gelegt, und Meister Gilbert hat seinen Segen ihnen auf die Häupter gelegt — einen reichen Segen, als wär's ein zwiefacher Vatersegen; und die beiden sind Mann und Weib geworden und sind glückliche Eltern gewesen bis auf den heutigen Tag.

Der erste Bau aber, das muß ich noch zu meiner Geschichte hinzufügen, den der Meister Traugott ausgeführt hat, das war die Kirche der Stadt, die ihm zur Heimat werden sollte. Der Blitz hatte das Gotteshaus zerstört. Wohl trugen die Ratsherren Bedenken, dem jungen Meister das Werk zu übertragen, obgleich sie seine Pläne und seine Kostenvoranschläge als die besten anerkennen mußten; da

kam der Meister Gilbert herüber und verbürgte sich für den Mann und seine Arbeit. Und wofür Meister Gilbert sich verbürgte, das wußten auch die Ratsherren jener Stadt, daß das wohlverbürgt sei. So baute der Meister das Gotteshaus seiner Heimat. Und als es fertig war, da ist ihm, drei Tage vor der Weihe, ein Knäblein geschenkt worden, und des Meisters Knabe ist der erste Täufling gewesen im neuen Gotteshaus. Onkel Gilbert hat Gevatter gestanden; der Meister aber hat hinten im Kirchstuhl gesessen und hat das Haupt gar tief gebeugt, und große Thränen sind ihm über die Wangen gerollt; und zuletzt hat seines Gottes Gnade sich ihm so mächtig auf die Schultern gelegt, daß er hat in die Kniee sinken und seinem Herrn mit lallender Lippe und jauchzendem Herzen seinen Dank hat darbringen müssen. Für seines Gottes Gnade aber hat der Meister noch häufig danken müssen. Viele stattliche Häuser und zwei Kirchen hat er seit jener Zeit bauen dürfen. Ja, für seines Gottes Gnade hat er täglich danken müssen in Freud und Leid. Schwere Stunden in Krankheit und im Sterben seiner Kinder hat er mit durchlebt und hat sich und die Seinen hindurch gebetet; aber er hat die Gnadenhand seines Herrn auch im Leid gefühlt und hat dafür danken müssen. Und heute noch umspielt eine fröhliche Kinderschar das glückliche Elternpaar. Und das weiß ich ganz gewiß, daß, wenn des Meisters Aeltester am Palm-

sonntag am Altare kniet, daß dann der Meister zurückschaut vom Palmsonntag zum Palmsonntag, vom Gotteshaus zum Gotteshaus, von der Taufstunde zur Konfirmationsstunde, und daß dann all' seine Liebe und Hoffnung in „seinem" lieben Gotteshause ihn so überwältigt, daß er wieder in die Kniee sinken muß. Ja, ja, es ist ein lieber, lieber Meister, und ich wünsche Euch, daß Ihr in der Geschichte sein Herz habt schlagen fühlen; ich wünsche Euch, daß Ihr werdet, wie er geworden ist."

So sprach die Mutter Schubert, und die Thräne perlte ihr aus dem milden, blauen Auge, und floß ihr über die Wange. Franz, ihr Aeltester, barg eine Weile das Antlitz in seiner Mutter Schoß. Dann schlug er die Augen auf, schaute ihr fragend und forschend in das Angesicht, erhob sich von seinem Schemel, umarmte die Mutter und sagte: „Mutter, Du sagtest doch, daß der Johannes Traugott eigentlich anders heiße. Ich weiß, wie er heißt: er heißt Meister Schubert. Zuerst hab' ich's nicht bemerkt; aber jetzt weiß ich, daß Du des Vaters Lebensgeschichte uns erzählt hast." „So ist es, mein Franz," erwiderte sie; „ich glaube, daß es das beste Konfirmationsgeschenk ist, welches Menschen Dir bringen können: Deines Vaters Lebensgeschichte." Und sie streichelte ihrem Kinde die blonde Locke von der Stirn und hielt seine Hand fest umschlossen.

Die zehnjährige Anna stand sinnend neben der

Mutter Stuhl und sagte halblaut: „O ja, der Meister Gilbert -- das wird wohl der Onkel Hans sein. Ich hätt' aber nicht gedacht, daß der liebe Onkel Hans früher ein so strenger Meister gewesen wäre.“ „Mütterchen, der Zug hat aber schon vor fünf Minuten gepfiffen,“ sagte Hänschen, der Jüngste in der Schar, und eilte an's Fenster. „O sieh da! sieh da! der Vater mit einem fremden Herrn; schon treten sie in die Hausthür!“

Die Stubenthür öffnete sich und jubelnd stürmte die Mutter mit ihren Kindern den Eintretenden entgegen. „Onkel Hans! Onkel Hans!“ jauchzten sie wie aus einem Munde, und das alte, graue Haupt, das die Augen freundlich von einen zum andern gleiten und grüßen ließ, sah sich umringt und umschlossen wie die Bienenkönigin vom ganzen Schwarm. „O wie köstlich, Onkel, daß Du zu Franzens Konfirmation kommst!“ „Onkel, ich darf Deinen Schirm auf Deine Stube tragen!“ „Onkel, ich darf Deinen Koffer mit der Magd vom Bahnhof holen!“ „Onkel, ich darf Deinen Ueberzieher hinausbringen!“ so schwirrten die Stimmen durcheinander. Der Alte küßte die Meisterin, streichelte ihr die Wange und freute sich, daß sie so blühend aussehe. „Sie hat uns aber auch eine Geschichte erzählt,“ sagte das Hänschen. „Und Du kommst auch mit drin vor, aber sie hat Dich garnicht Onkel Hans genannt, sondern hat Dir einen fremden Namen gegeben.“

„Ja,“ sagte der Wilhelm, und lehnte den Kopf an seines Vaters Schulter, „ja, Vater, die Mutter hat uns eine so schöne Geschichte erzählt, und das Meiste handelte von Dir; aber sie nannte Dich Traugott; und wir wußten erst am Schlusse, daß sie Dich und den Onkel meinte.“ „Ei, Wilhelm, da hat die Mutter mir einen guten Namen gegeben,“ erwiderte der Vater; „wenn doch alle Geschichten nur von einem Trau-Gott handeln wollten! Und wenn doch alle kleinen und großen Leute, welche Geschichten hören oder lesen, zu ihren verschiedenen Namen noch den Namen Trau-Gott sich wollten aus den Namen herauslesen und sich diesen Namen in's Herz und in's Leben heften lassen!“ Der Wilhelm stand neben seinem Vater, als wäre er in Gedanken versunken und sänne nach über die Worte, deren Sinn er nicht recht hätte ergründen können. Franz aber trat in seiner lebhaften Weise an den Vater heran, küßte ihn und sagte: „Vater, ich hab' verstanden, was Du meintest, und verspreche Dir, daß ich ein ‚Trau-Gott‘ werden will.“ „Versprich's mir nicht, mein Sohn,“ erwiderte der Vater, „versprich es Deinem Heiland.“

Dann hatte der Onkel seinen Ueberzieher ausgezogen. Er schüttelte noch einmal allen die Hand, küßte die Kindlein und sagte: „Aber, Kinder, ich bin eigentlich nur als Quartiermacher der großen Armee vorausgeschickt; heute Abend mit dem letzten Zuge werden Tante Anna, der Onkel und die sämtlichen

Vettern und Bäschen, acht Mann hoch, nachfolgen." Neuer lauter Jubel brach los. In den Jubel aber klangen die Glocken vom Kirchturm herein; da verstummte der Jubel. Der Baumeister nahm das Bibelbuch vom Brett; sie setzten sich um den Tisch. Stille, stille! Das größte Glück ist ganz stille. Stille! Hier sind gesegnete und segnende Gotteskinder bei einander. Sie halten Vorfeier auf Palmsonntag. Stille! stille! Heute sind hier Stunden großen Erdenglücks; und morgen — morgen wird hier sein ein Sonntag voller Seligkeit.

VI.

Gründonnerstag.

Am Brünnlein Gottes.

Am Brünnlein Gottes.

I.

Georg Raben hat den Ellenbogen auf den Tisch gelegt und stützt das dunkle, sorgenschwere Haupt. Mit finsterem Auge schaut er in das kleine niedrige Gemach hinein. Die beiden Buben sitzen beisammen auf einem Stuhl und flüstern miteinander, die Bertha steht drüben an der Thür und blickt mit einem scheuen, traurigen Blick zum Vater hinüber. Der Georg Raben sieht seine Kinder nicht; er schaut mürrisch hinein in das ärmliche Stübchen, oder schaut er hinaus in vergangene und zukünftige Zeiten? Vom nahen Turm erschallen zwölf Glockenschläge. Da rückt die Bertha den Stuhl, neben dem sie steht, dahin und daher, als ob sie den Vater aus seinen Träumen aufwecken wolle. Er hört's nicht. Das Mädchen tritt einen Schritt näher.

„Vater."

„Was willst Du?"

„Magst Du nicht mit mir gehen?"

„Nein, ich mag nicht."

Große Thränen perlen dem Mädchen aus den Augen; aber leise, und ohne ein Wort über die Lippen zu bringen, geht sie zur Thür hinaus. Draußen am Treppengeländer steht sie einen Augenblick stille, legt die Hand über das bleiche Angesicht und weint; dann läßt sie den scheuen Blick noch einmal über ihr schwarzes Kleid gleiten und eilt die Treppe hinunter; — hinunter in's Gotteshaus — hinunter zu ihrer ersten Beichte. Der Vater will nicht mit ihr gehen und die Mutter — hu — ihr ist's, als ob ihr ein kalter Wind durch's Herz ziehe, wenn sie an die Mutter denkt.

Drüben unter'm Thorweg muß sie wieder einen Augenblick stille stehen und die Hand über die Augen legen.

Wird sie zu spät kommen zur heiligen Beichte? Wie ein gescheuchtes Reh eilt sie über den Kirchhof. Die meisten der Konfirmanden sind mit ihren Eltern schon im Gotteshause; aber die Bertha kommt noch rechtzeitig; sie kommt ohne ihre Eltern. Dort hinten im Gotteshause ist ihr Platz, dort hinter dem großen Pfeiler, wo der Schatten ihr über das Antlitz fällt; dort, wo kein Mensch sehen kann, wie fest sie die Hände gefaltet hat. Ach, das Händefalten hat sie von der treuen Nachbarin gelernt, die vor einem halben Jahr hinaufgezogen ist in die große Ewigkeit. Dort hinten sitzt sie, dort, wo niemand auf ihre bebenden betenden Lippen blickt, niemand als ihr Heiland

allein. Ja, ihm muß sie noch einmal das Weh ihrer jungen Seele in das Heilandsherz schütten. Sie hat ihn wohl fragen wollen, warum er ihr noch nicht die eine Bitte erhört habe, die eine, darum sich all' die andern drehen wie die Radspeichen um die Achse; aber sie ist zur Beichte gekommen; darum ist die Frage verstummt und die bebende Lippe seufzt: „Ich bin auch eine arme Sünderin, denn junge Herzen, pflegte die selige Nachbarin zu sagen, verstehen es oft besser, als die alten, an die Himmelsthür zu klopfen, — ich aber bin oft so lässig gewesen im Beten.“ Der Herr Pfarrer pflegte von einer Glaubenskraft zu reden, welche Berge versetzen könne. Wo ist im Herzen der Konfirmandin solche Kraft?

Tief beugt die Bertha das Haupt, fester faltet sie die Hände in einander.

Daheim im Dachstübchen hat Georg Raben den Ellenbogen auf den Tisch gelegt und stützt mit der Hand das dunkle, finstere Angesicht. Die beiden Knaben sind davon geschlichen, denn sie sind nicht gerne in der Nähe des Vaters, wenn's sich um seine Augen lagert wie dunkles Gewölk. Georg Raben schaut mit dem dunklen, mürrischen Auge hinein in sein ärmliches Stübchen und hinaus in die Vergangenheit.

Ja, die Vergangenheit ist einst anders gewesen, als die Gegenwart; als er sich drüben in der Albertvorstadt als Schlossermeister niederließ, da war der

Georg Raben ein Mann — ein ganzer Mann und konnte sich sehen lassen in den anständigen Gesellschaften, und sein Wort galt etwas bei der Zunft. Er hatte Arbeit vollauf und konnte einen Gesellen und einen Lehrling halten; er hatte ein eigenes Häuschen, und ob's auch klein war, und ob auch eine Schuld darauf haftete, so war's doch sein Eigentum. Er hatte auch ein Weib — ein hübsches Weib — hübsch — wie — — ein Engel; — — ha — ha — der Teufel wandelt sich in einen Engel des Lichts; — und Menschen — scheinbare Engel — können sich zu Teufeln wandeln!

Ha, ha!

Wie klingt das Lachen des Mannes so wild.

Ha, ha!

Ja, er hatte ein Weib! Einst in einer wilden Nacht hatte er die Anna auf dem Tanzsaal gefunden. Von Haus aus hatte man ihn gelehrt, betend sich ein Weib zu suchen, aber er hatte sein Weib tanzend gefunden. Was war daran zu ändern? Er hatte die Anna gefunden und sie hatte ihn gefunden. Jung und schmuck, fleißig und stark, geschickt und umsichtig war er; und sie war schön von Angesicht, und klug war ihre Rede.

Sie lebten glücklich mit einander, so lange sie mit einander auf den Tanzboden gehen konnten, und so lange er reichlich Geld verdiente. Aber als die Kindlein geboren wurden und er alleine auf den

Tanzboden ging, da war die Anna verdrießlich, wenn er fortging, und noch verdrießlicher, wenn er heimkehrte Da gab's manche böse Stunde, zumal wenn er sich weigerte, ihr den neuen Hut oder ein schönes Kleid zu kaufen. Mit den bösen Stunden aber ging's wie mit den Schneeflocken zur Winterszeit: zuerst kommen sie einzeln aus grauer Wolke herausgeweht, aber allmählich fallen sie dicht und immer dichter neben einander nieder. Natürlich ging er nicht sauber mit der Anna um, zumal wenn ihm das Bier den Kopf schwer gemacht hatte. Ja, er leugnet's nicht, daß er sein Weib geschlagen hat; er rühmt sich dessen, denn sie hat's verdient. Hat sie ihm nicht das Haus ungemütlich gemacht? Hat sie ihm nicht das Haus verleidet durch ihr Murren und Schelten? Was wollte sie sich darüber wundern, daß er lieber auf der Herberge bei den lustigen Genossen saß, als daheim bei seinem scheltenden Weibe? Ja freilich, er hat sie schlecht behandelt, er hat sich mehr um den kühlenden Trunk da draußen, als um das glühende Feuer in seiner Werkstatt bekümmert. Aber wer hat ihn hinausgetrieben?

Ha — in Verdacht hatte er sie schon seit langer Zeit, daß sie ihn lieber draußen als daheim sehe; aber das hätte er nicht gedacht, daß sie sich statt seiner den verlebten Fabrikbesitzer erkoren hätte. Ha! ja, der Fabrikbesitzer hatte die große Fabrik hinter des Schlossers Garten von seinem Vater ge-

erbi. Dazu hatte der alte Herr Schader seinem Sohne ein prächtiges Landgut und eine halbe Million hinterlassen. Das ganze Verdienst des jungen Schader war, daß er die Fabrik von den alten treuen Beamten seines Vaters verwalten ließ und daß er selbst so viel als möglich von des Vaters Reichtümern verzehrte. Ha! Als der Georg Raben dahinter gekommen war, daß sein Weib durch die Oeffnung im Zaun in den großen Garten schlüpfte, da hatte er hinter der Schmiede gelauert wie der Fuchs auf das Hühnchen, und mit eigenen Augen hatte er es gesehen: sein Weib in den Armen des Lüstlings und Wüstlings. Durch die Adern war's ihm gejagt, als wenn das Feuer der Esse ihm im Herzen glühe, und seine Hand hatte nach dem Dolchmesser gegriffen, aber er hatte sich besonnen und war hinweggeschlichen. Drei Tage danach aber war er wieder zur ungewohnten Stunde nach Hause gekommen, war in den Garten gegangen und durch den Zaun geschlüpft. Da hatte er ihnen gegenüber gestanden — seinem Weibe und dem Manne — dem Wüstling. Er hatte sein Dolchmesser daheim gelassen, sonst wäre ein Unglück geschehen. Georg Raben kannte sich. Dem Manne hatte er Ohrfeigen gegeben auf die bleiche Wange und sein Weib hatte er mit derber Faust durch den Zaun gestoßen. Aber was half's ihm, daß er sie in sein Haus hineingeworfen hat? Er hat sie doch verloren. Sie wollte sich von ihm

scheiden lassen, aber er wollt's nicht; er wollte sie nicht frei geben, daß sie einem andern angehören könne. Er verkaufte Haus und Garten und zog drüben weit hinaus in die Kronen-Vorstadt. Sie ist nicht mit ihm gezogen. Sie wußte, daß sie ein schönes Weib sei, sie wußte auch, daß man schöner wohne und lustiger lebe im Hause eines Fabrikherrn als eines Fabrikarbeiters. Der Georg Raben aber ist dazumal ein Fabrikarbeiter geworden. Er verdiente zwar genug, um sich und die Seinen ernähren zu können, aber er hatte nicht mehr genug, um sich eine neue Werkstatt einrichten zu können, er war noch immer der starke und geschickte Arbeiter, aber die Kraft und Klugheit, sein Weib wieder an sich zu fesseln und sie auf den rechten Weg zu bringen, hat er nicht besessen. Sie ist hinausgezogen. Jahrelang hat er nichts von ihr gehört, dann hat man ihm erzählt, daß sie Haushälterin bei dem Fabrikbesitzer Schader in der Albert-Vorstadt sei; er aber wohnte in der Kronen-Vorstadt. Er hatte seine drei Kinder bei sich behalten. Sie hatte einmal an ihn geschrieben und hatte verlangt, daß das Mädchen, die Bertha, zu ihrer Mutter komme; er hatte den Brief in die Flammen geworfen und hatte ihn nicht beantwortet. Er war ihr auch einmal begegnet, drüben an der Straßenecke, und sie hatte davon geredet, daß sie die Kinder sehen wolle, aber als sie seine blitzenden Augen und die finsteren Wetterwolken auf

seiner Stirn gesehen hatte, war sie davongeeilt wie ein gejagtes scheues Kaninchen.

Zehn Jahre sind seit jener Zeit vergangen, da der Georg Raben ein Fabrikarbeiter und ein einsamer Mann geworden ist. Aermer ist er geworden äußerlich und innerlich; vom dritten Stock ist er in die Dachstube gezogen. Seine Bertha hat ihm den Hausstand führen müssen, so gut es ein Kind verstand. Die Bertha ist ein verständiges Mädchen geworden, und der Vater hat eine gewisse Achtung vor dem Kinde. Sie weiß auch gar schwesterlich mit den Brüdern zu verkehren und ihnen mit gutem Beispiel voranzugehen. Die beiden Buben haben eine gewaltige Furcht vor der derben Faust des Vaters und hüten sich vor schlechten Streichen.

Georg Raben giebt's seinen Kindern mit vollen Händen, wenn er's hat, und wenn er am Sonntag den Wochenlohn vertrunken hat, scheut er sich nicht, sie auszuschicken, daß sie ihm und sich das Brot zusammenbetteln. Dann folgt eine jener Wochen, da ihm das dunkle Gewölk um die Augen lagert, und da die Kinder dem Vater aus dem Wege gehen, so weit sie können. Georg Raben ist ein stolzer Mann, eigentlich viel zu stolz, um seine Kinder betteln zu lassen.

Er sitzt am Tisch und stützt das sorgenschwere Haupt, und dunkle Nacht lagert ihm um das finstere Auge. Am Sonntag — nein, am Sonntag hat er

nicht seinen Wochenlohn vertrunken, am Sonntag ist seine Bertha konfirmiert, und er ist mit ihr in der Kirche gewesen, zum ersten mal seit zehn Jahren, und ihm ist's so wundersam zu Sinn gewesen: im einen Augenblick ist's wie tiefe Wehmut ihm durch das Herz gezogen, und wie Klänge und Sänge aus einem verlor'nen Paradies, so ist's ihm durch die Seele gerauscht, und im andern Augenblick hat sich das Wettergewölk ihm übers Auge gelagert und er hat den Prediger einen Narren gescholten, und manchmal ist's ihm gewesen, als ob er weinen und manchmal, als ob er jauchzen müsse; manchmal ist ihm das Wort des Predigers so fremd gewesen, als ob er's nimmer verstehen könnte, und manchmal ist's ihm geklungen wie die Stimme seiner längst verstorbenen Mutter, wenn sie ihn in der Dämmerstunde auf den Schoß nahm und ihm gute Geschichten erzählte und ihm heilige Mahnungen in die junge Seele senkte. Als der Georg Raben aber am Nachmittag desselben Tages in seinem Stübchen gesessen hat, sind ihm die finsteren Wolken über die Stirn gezogen und haben nicht weichen wollen weder daheim noch draußen.

Nun sind die beiden Buben die Treppe hinuntergeeilt und tummeln sich auf der Straße; die Bertha ist in die Beichte gegangen, und der Mann ist so ganz allein im öden armen Stübchen, und wenn er den Blick hätte aus dem kleinen Fenster

schweifen lassen wollen, so hätte er auch nichts weiter sehen können als das graue Schieferdach des Nachbarhauses. Wie soll er nun die finsteren Gedanken verjagen? Er springt auf und blickt in die eine Ecke und in die andere; dann ergreift er den Hut und eilt die Treppe hinunter; vorüber eilt er an der Gesellenherberge, wo er sonst so häufig verkehrt; er wirft nicht einen Blick hinein. Straße auf, Straße ab geht er. Jetzt geht er langsam, wie einer, der sich die Zeit vertreiben wolle: vorüber geht er an der Fabrik, wo er sonst täglich einkehrt. Er weiß es selber nicht so recht, warum er heute Nachmittag nicht an die Arbeit geht, warum er so gedankenlos die Straßen durchschlendert.

Nun steht er in der Vorhalle des Gotteshauses. Wie ist er hineingekommen? Er weiß es selber nicht. Aber das weiß er, daß er nicht unter die Beichtkinder gehört: er steht da im Arbeitskleid. Drinnen sind die Konfirmanden mit ihren Eltern; für die übrigen Abendmahlsgenossen ist morgen früh und morgen Mittag heilige Beichte; am heiligen Gründonnerstage da rauschen die Gnadenquellen mächtig von den Bergen, daher uns Hülfe und Vergebung kommt; da winket der Finger des Heilandes immerdar: „Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch erquicken."

Georg Raben weiß, daß er nicht hineingehört in die heilige Stille — heute nicht, denn er trägt kein

Festtagskleid — morgen nicht, denn er ist der Vater einer Konfirmandin. Was will er hier? Er will wieder fortgehen; da hört er durch die heilige Stille die Worte heiliger Beichte hindurchtönen: „Allmächtiger, heiliger Gott, barmherziger, himmlischer Vater, ich bekenne und beklage es vor Dir, daß ich ein armer, sündiger Mensch bin."

Wie ein Hammerschlag trifft ihn das Wort in die Seele hinein. Er kann's nicht zu Ende hören — das große Wort vom Altare her. Ee eilt hinweg, setzt sich wieder in seine Dachkammer und stützt das sorgenschwere Haupt.

Die Bertha kehrt aus der Beichte heim. Sie blickt den Vater von der Seite an. Ihr ist's, als ob die Wolke von der Stirn verschwunden wäre. Sie geht eilig hinaus, ihm den Kaffee zu bereiten; als sie ihm das duftende Getränk auf den Tisch stellt, dankt er ihr freundlich, und ihr ist's, als ob ihm die Stimme zittere.

„Bertha," sagt er, „kannst Du mir die Beichte hersagen, die heute der Pfarrer vor dem Altar sprach?"

„ O ja, Vater, wir haben sie zur Konfirmation gelernt."

Und sie sagte ihrem Vater die Beichte her. Ihr Auge schaute so ernst drein wie eines Predigers Auge auf die Beichtkinder schaut, und ihre Stimme klang wie das linde Flüstern des Frühlingswindes,

der den Menschen neues Leben in die Herzen hineinsäuseln will.

„Bertha," sagte er, „das ist dieselbe Beichte, die ich einst gelernt habe, als ich mit meiner seligen Mutter zum ersten Mal zum heiligen Mahle ging."

Er erhob sich eilig und schaute zum Fenster hinaus. Was ist's mit dem starken Manne? Das Kind schaut den Vater fragend an; er aber wendet sich wieder zum Tische, trinkt seinen Kaffee und sagt zu ihr:

„Wenn die Knaben heimkommen, will ich mit Euch in's Kastanienwäldchen gehen, es sind doch Deine Ehrentage — heute und morgen; — ich gehe nicht auf die Fabrik, meine Konfirmandin soll doch wissen, daß sie noch einen Vater hat."

Da glitt es wie heller Sonnenschein ihr über das Angesicht.

II.

Wie Israel sich niedersetzte an den zwölf Brunnen und den siebenzig Palmen zu Elim, und den Frieden Gottes sich durch die Seele ziehen ließ, so saß am heiligen Gründonnerstage die Abendmahlsgemeinde an dem Brünnlein Gottes und hörte ihn rauschen als einen Brunnen der Gnade, die herausquillt aus der allmächtigen, grenzenlosen Liebe, die nicht den Tod des Sünders will, sondern daß sich

der Sünder bekehre und lebe. Denn was sehen wir im heiligen Mahl, fragte der Pastor, und er antwortete:

Es ist das ewige Erbarmen,
Das alles Denken übersteigt,
Es sind die off'nen Liebesarmen
Des, der sich zu dem Sünder neigt.
Dem allemal das Herze bricht,
Wir kommen oder kommen nicht.

Die Gemeinde saß am Brünnlein Gottes und hörte ihn rauschen als einen Brunnen der Kraft, der das Schwache stärkt, das Kranke gesund macht, das Verwundete heilt, als einen Born eines neuen Erdenlebens, eines Lebens, das in's ewige Leben fließet, denn wo Vergebung der Sünden ist, da ist auch Leben und Seligkeit. Da blickte die Gemeinde von der Tiefe in die Höhe, und schaute dem in's Auge und in's Herz hinein, der ihr mit seiner durchbohrten Hand den Brunnen Gottes aufgethan hat, und richtete betend das Herz zu ihm hinauf:

„Herr Jesu Christ, Dein theures Blut
Ist meiner Seele höchstes Gut,
Das stärkt, das labt, das macht allein
Mein Herz von allen Sünden rein.

Dein Blut mein Schmuck und Ehrenkleid,
Dein' Unschuld und Gerechtigkeit
Macht, daß ich kann vor Gott bestehn
Und zu der Himmelsfreud' eingeh'n."

So frohlockte der Prediger im Namen der Gemeinde. In der hintersten Reihe der Gemeinde aber saß einer, dessen Auge sah nicht frohlockend drein: das sah so trüb und traurig aus, als ob's keinen Gesundbrunnen und keinen Abendmahlskelch für seine arme Seele gebe. Ist der starke Mann gebrochen — gebrochen von harten Schicksalsschlägen, gebrochen von der Hand des allmächtigen, gerechten Gottes? Der Mann gehört nicht zu den Abendmahlsgenossen. Darum will das Friedensrauschen der Palmen von Elim ihm nicht durch die Seele ziehen. Seine Hand ruht in der Hand eines blassen, holden Mägdleins, sein Auge ist bald zum Prediger gewandt, bald schlägt er es nieder und schaut vor sich in den Kirchstuhl; oder schaut er tief in die eigene Seele hinein? Bald wendet das Auge sich wieder zur andern Seite hinüber, wo auch eine tiefgebeugte Gestalt das weinende Auge im weißen Tuch birgt. Gleich sucht sich, und Gleich findet sich.

Jetzt läßt die Orgel die Töne, die da reden von der Menschensehnsucht und der Gottesseligkeit, durch das Gotteshaus ziehen. In der Gemeinde rührt sich's, da sie zum Altare treten will — in ihr rührt sich's, nicht blos äußerlich, sondern innerlich, weil e r sie anrührt, ihr Herr und Heiland. Da erhebt sich der Mann da hinten im Gotteshaus; denn er gehört nicht zu den Abendmahlsgenossen, und drüben auf der andern Seite des Kirchsteigs erhebt sich eine ge-

beugte, dunkle Gestalt, der die Thränen über die bleichen Wangen rollen. Georg Raben wirft noch einen Blick hinüber zur andern Seite des Gotteshauses und sieht die Gestalt sich erheben; dann wirft er einen traurigen Blick hinüber zu der Bertha, deren Hand er umschlossen hielt, und die nun alleine dasitzt — allein bei dem Mahle der Gemeinschaft — allein am Tische der Liebe — von ihrer Erdenliebe verlassen. —

Georg Raben eilt über den Markt, er eilt in die Vorstadt, er stürmt die Treppen hinauf. Das Dachstübchen ist leer. Er freut sich, daß seine Buben sich draußen auf der Straße tummeln. Er setzt sich an den Tisch und birgt das sorgenschwere Haupt in der hohlen Hand.

Er mag wohl fünf Minuten so dagesessen haben in seiner Einsamkeit und seinem Schmerz, da hörte er Schritte die Treppe heraufkommen. Die eilenden Füße seiner Knaben sind's nicht. Wer hat denn etwas bei Georg Raben zu suchen, der ganz allein mit seinen Kindern hier droben unter'm Dach wohnt? Der Mann im Stübchen erhebt sich. Draußen ist's stille geworden.

Jetzt klopft es; die Thür öffnet sich; Georg Raben tritt einen Schritt zurück; eine finstere Wolke fährt ihm über das Angesicht, und dann scheint's wieder, als ob die Wolke eben so rasch verschwinde,

wie sie gekommen ist. Ein blasses Weib liegt zu Füßen des starken Mannes.

„Vergebung — Georg — Vergebung —“ seufzen ihre Lippen.

„Wie kommst Du hierher?“ fragte er mit bebender Lippe.

„Ich konnte das Leben in Schmach und Schande nicht mehr ertragen, Georg, und bin ihm vor einem Jahre entflohen. Ich wohne seitdem in der Hermannsgasse und habe mich mit Waschen und Plätten ernährt; aber meine Schuld drückte mich nieder und die Einsamkeit preßte mir das Herz in der Brust zusammen. Da hab' ich alle Tage weinen müssen, und ich glaube, daß ich — o Gott — daß ich den Verstand — verlieren werde, wenn's so weiter geht. Die Sehnsucht nach meinen Kindern war so groß, und ich durfte mich ihnen nicht nähern, ich war ihrer unwürdig geworden, ich hatte alle Mutterpflicht und alles Mutterrecht mit Füßen getreten. Ich hatte mir ausgerechnet, daß mein Kind in diesem Jahre konfirmiert werde. Ich suchte sie am Palmensonntag und fand sie nicht; aber heute sah ich sie — und sah Dich neben ihr; ich hörte die Predigt, und ich dachte, wenn ich so zu meinem Heiland kommen dürfe, mit so viel Sünde, und wenn bei ihm so viel Vergebung ist — sollte dann nicht auch bei Menschen Vergebung sein? Georg, ich sah Dich neben unserm Kinde; Du sahest anders aus, als früher.

Ein Gedanke fuhr mir durch den Kopf, der mir seit Jahren nicht mehr gekommen war; ich sah Dich aufstehen, als die Gemeinde zum Altar ging, da war mein Entschluß gefaßt: ich eilte Dir nach; ja, Du eiltest, Georg, aber ich konnte Dir folgen, ich mußte wissen, wo Du wohntest; ich mußte — Dich um Verzeihung bitten. Drunten an der Treppe wurde ich bange; aber es dauerte nur einen Augenblick. Nun bin ich hier, Georg. Ich bin Deiner nicht wert! Schlage mich, verstoße mich, laß mich wieder in der Einsamkeit wohnen und im Elend, aber — vergieb — vergieb mir, und laß mich nur ein Mal — nur ein einzig Mal mit den Kindern reden."

„Anna," sagte er, und seine Stimme klang so sanft und milde wie die Stimme eines Kindes, das seine Mutter liebkost, „Anna, vergieb Du mir. Ehe Du Deine Pflicht verletztest, hatte ich die meine gegen Dich längst verletzt; ehe Du hinausgingst und Deinen Kindern keine Mutter mehr sein wolltest, war ich längst schon meinem Hause kein Hausvater mehr gewesen. Anna —"

Und er streckte seine starke Hand zu ihr aus, hob sie auf, zog sie an seine Brust und küßte sie. So standen sie eine Weile in dem kleinen armen Stübchen. Dann setzte er sich, schob ihr einen Stuhl neben den seinen, nahm ihre Hand in die seine und sagte:

„Anna, wir beide haben viel Vergebung nötig, aber wir wissen auch, wo sie zu finden ist. Mit unserem Kinde können wir nicht mehr zum heiligen Abendmahl gehen, aber ich weiß, daß heute Mittag zwölf Uhr in der kleinen Simeonskirche von dem alten Pfarrer Michael das heilige Abendmahl ausgeteilt wird. Zwar ist die Beichtstunde vorüber, aber — ich glaube, daß es auch besser für uns ist, wenn wir allein beichten, und ich weiß, daß der alte Pfarrer uns annehmen wird, wenn wir jetzt zu ihm gehen und ihm alles sagen."

Sie sah ihm mit einem traurigen fragenden Blick an und sagte zagend:

„Darf ich — ich —?"

„Ja, Du darfst, Anna; laß den alten Pfarrer Michael entscheiden, ob Du und ich kommen dürfen; sie nennen ihn einen Strengen und einen Frommen; und oft habe ich ihn auf der Fabrik mit den übrigen verspottet; aber ich will ihm alles beichten. Ich weiß, wer ich bin und wer ich sein werde, und er mag dann selber entscheiden, ob wir kommen dürfen."

Dann schrieb Georg Raben mit Bleistift einen Zettel an seine Bertha, „daß er ausgegangen sei und um halb zwei Uhr wieder heimkehren, Besuch mitbringen und ihr und den Knaben eine Freude bereiten werde; sie möge bis dahin das Mittagsmahl bereit halten."

So ist er mit seinem Weibe zu dem alten Pastor von St. Simeon gegangen, und Mann und Weib haben eine ernste, stille Beichtstunde und eine selige, stille Abendmahlsstunde miteinander verlebt, und haben die Palmen Elims über ihrem Haupte rauschen hören und haben das Brünnlein Gottes sprudeln fühlen aus verborgenen Tiefen in die Tiefe ihres Herzens hinein.

Daheim haben die Knaben des Vaters Zettel auf dem Tische gefunden und haben sich den Kopf damit zerbrochen, welche Freude ihnen wohl der Vater bereiten werde. Die Bertha hat den ganzen Kreis der Bekannten vorüberziehen lassen in der Frage, welchem Besuch sie wohl das Mahl bereiten solle; und sie hat immer nur den Kopf schütteln und sich sagen müssen, daß der Vater seit gestern ganz anders sei, als er bisher gewesen.

Das Mahl war bereitet. Georg Raben hatte gestern selber zwei Pfund gehacktes Fleisch vom Schlachter geholt und hatte dem Mädchen Anweisung gegeben, wie sie dasselbe bereiten solle; die Kartoffeln waren gekocht; noch fehlten fünf Minuten an der vom Vater bestimmten Zeit. Wie wurden ihnen die Minuten so lang! Und wiederum waren fünf Minuten verflossen, die noch länger wurden, und die folgenden wurden noch viel länger.

Jetzt kommen Schritte die Treppe herauf. Die Kinder halten den Atem an. Wer mag's sein, der

mit dem Vater kommt? O nein, es ist kein Mann, es ist eine Frau — eine blasse schwarzgekleidete Frau. Der Vater hat sie an der Hand gefaßt. Sie treten in die Stube. Wer ist sie?

„Kinder, das ist Eure Mutter. Sie wird von heute an wieder bei uns sein," spricht der Vater. Da fühlt sich die Bertha fest umschlungen vom Mutterarm und das Jauchzen der Herzen wurde übertönt vom Schluchzen der Lippen.

Das Mahl wollte ihnen heute nicht schmecken. Das Wiedersehen und Wiederfinden hatte sie satt gemacht. Am Nachmittage aber saß Georg Raben mit den Seinen in dem armen kleinen Dachstübchen, und das Dachstübchen dünkte ihm ein Prunkgemach zu sein. Die Bertha mußte ihre Schulbibel holen, und Georg Raben hat noch einmal den Abendmahlstext des Vormittags und des Nachmittags gelesen. Er hatte den Seinen nicht aus der Bibel vorgelesen, so lange er sie die Seinen genannt hatte, aber heute that er's; und sie saßen beieinander Hand in Hand und hörten die Friedenspalmen rauschen am Brünnlein Gottes.

Von jener Zeit an haben sie auf der Fabrik den Georg Raben kaum wiedererkannt. Er war stiller geworden. Den Spott der Genossen ließ er ruhig über sich ergehen; wo über das Heilige gespottet wurde, entfernte er sich; er war der fleißigste Arbeiter, aber in die Schenke hat er keinen Groschen

mehr getragen. Ein Jahr noch hat er mit den Seinen im Dachstübchen gewohnt und ist als Arbeiter auf die Fabrik gegangen, dann hat er sich die Schlosserwerkstadt in der Albertstraße gemietet und hat fröhlich auf den eigenen Ambos geschlagen, Jetzt hält der Schlossermeister sich schon einen Gesellen und einen Lehrling; der Lehrling aber ist sein eigener Sohn, der Friedrich; der Anton aber will ein Schulmeister werden, und der Vater hat willig sein „Ja" dazu gegeben, und was die Lehre kostet, das wird der Herr Schlossermeister aufbringen, denn er versteht sein Handwerk und trägt keinen Groschen in's Wirtshaus, und sein Weib, die stille, fleißige Hausfrau, weiß es zusammenzuhalten, was der Meister zusammenbringt.

Die Bertha dient als Magd beim alten Pfarrer Michael an St. Simeon. Alle Sonntag kommt sie auf ein Stündchen oder länger nach Hause; dann sitzt der Meister im Kreise der Seinen, und sein Angesicht leuchtet wie ein Maientag, und je älter er wird, desto heller strahlt's ihm aus den Augen — ihm und den Seinen, das kommt daher, daß sie immerdar am Brünnlein Gottes sitzen und es selig erfahren dürfen:

Je mehr man's braucht, je höher gilt's,
Je mehr man schöpft, je reicher quillt's.

VII.

Charfreitag.

Im Schatten des Kreuzes.

Im Schatten des Kreuzes.

I.

Von zwei Jungen will ich Dir erzählen und von zwei Alten, von zwei Starken und von zwei Schwachen, von zweien, die über die Erde pilgern, und von zweien, die sich zur Heimfahrt in den Himmel rüsten. Den einen hab' ich sonderlich lieb gehabt, das war der alte Schäfer Christian; er war einer aus der alten Schule: tief von Gedanken — sparsam mit Worten. Aber wenn seine Worte ein verwundetes Herz trafen, dann waren sie wie ein Balsam in die Wunde und wie ein Morgenthau auf lechzende Halme. Er war ein Schäfer und war ein Wetterprophet, und besser als das graue Gewölk und die weißen Streifen am Himmelszelt wußte er das Gewölk auf der Stirn der Menschenkinder und den Sonnenschein zu deuten und zu erklären, der ihnen aus den Augen strahlte, ob's nur eine Wetterwolke sei, die vor dem Winken des Höchsten bald entfliehe, oder ob ein düsterer umwölkter Himmel daraus werde, der den ganzen Lebenstag des Menschen verdunkle, ob's ein Strahl sei aus

flackerndem Erdenlicht oder ein Wiederschein von der ewigen Lebenssonne. Er hatte seit langen Jahren einsam gelebt bei seiner Herde und an seinem Herde. In der Morgenfrühe war er hinausgezogen mit seinem Hund und seiner Herde und Abends spät war er heimgekehrt, ja, wenn er drüben in der Haide weidete, war er oft wochenlang fortgeblieben. In der Herbstzeit gaben für ein Geringes die Bauern ihr Stoppelfeld her; daraus sammelten sich die stillen Tiere Kraft für den Winter, und wenn der Nordwind über die Lande zog, und die Bäche und Seeen erstarten, dann trieb der Hirte die Herde an die Südseite des Waldes, wo er selber ein Hochfeld und eine Wiese hatte, und wo der Wald das ärgste Wetter brach. Nur der Schneesturm trieb die zweihundert Häupter unter das schirmende Dach. Ja — ja, zweihundert Häupter: der Christian hatte einst dem alten Schäfer um die Rahel gedient sieben Jahre lang und hatte sich bei seinem Lehrherrn mit dem treuen Weibe vierzig geduldige Tiere verdient. Nun hatte er schon lange mit dem Erzvater sprechen können: „Ich bin zu zwei Herden geworden." Ja — ja, der Hirte war von seinem Erzhirten reich gesegnet. Das Haus hatte er sich neu aufgebaut und das alte Schäferhaus war, um einen Anbau vergrößert, zu einer Scheune geworden; und Haus und Garten bezeugten es, daß der Schäfer sein Schäfchen im Trocknen habe.

Wie lag das Haus so still und einsam zwischen den hohen Hecken von Nußsträuchern. Zweihundert Schritt vom Dorf lag es entfernt; es war ein einsames Häuschen, denn die mächtigen Eichen verbargen es vor den Augen der Menschen, aber die große Landstraße führte an der Hausthür vorüber, und allerlei Volk, das wie die Zugvögel einherzieht, grüßte und ließ sich grüßen in dem stillen Hause des Schäfers.

Das Häuschen war ein einsames Häuschen und der Schäfer war ein einsamer Mann. Dem Häuschen hatte der Hausherr ein Kreuz auf den Giebel malen lassen und hatte darum schreiben lassen den Spruch:

„Was lebt, das stirbt durch Adams Not,
Was stirbt, das lebt durch Christi Tod."

So war der Giebel des Hauses ein Prediger des Kreuzes, und der Bewohner des Hauses war ein Träger des Kreuzes. Schon seit vielen, vielen Jahren hatte er das Kreuz mit getragen, das die Sünde der Welt so schwer macht. Er hatte es von seinem Schwiegervater, dem alten Schäfer, schon gelernt, aber seit zwölf Jahren hatte ihn sein Heiland ganz besonders gerufen und hatte ihn zu einem Simeon von Cyrene gemacht, und hatte ihm gesagt: „Siehe, Du sollst fühlen, wie schwer das Marterholz ist." Vor zwölf Jahren war ihm der Sohn hinausgezogen — der einzige herzliebe Sohn. Er hatte

Schäfer werden sollen und hatte Tischler werden wollen, und war Tischler geworden und war hinausgezogen in die weite, weite Welt. Doch das war nicht die schwerste Last für das treue Herz. Der alte Schäfer hatte ein teures treues Weib, das war dreißig Jahre mit ihm den Dornenpfad durch's Leben gepilgert; die vier ältesten Kinder hatten sie begraben. Die ruhten nebeneinander auf dem Friedhof und vier Kreuze schmückten die Gräber. Den jüngsten einzigen Sohn hatten sie aufgezogen in der Zucht und Vermahnung zum Herrn. Nun war Ostern der Sohn in die Lehre gekommen, und das Mütterchen hütete alleine das einsame Haus, wie der Schäfer alleine die Herde hütete. Dem Mütterchen war nicht bange, denn ihre Lippen flüsterten alle Abend: „Siehe, der Dich behütet, schläft und schlummert nicht." Als aber der Schäfer im Laufe des Sommers in der Haide sein Quartier genommen hatte, kam ein reitender Bote vom Dorf und meldete, daß des Schäfers Frau schwer krank darniederliege. Als nun der Christian einen sicheren Mann für seine Herde gesucht hatte und heimgeeilt war, da hatte er von seinem Weibe nur noch die kalte Hülle gefunden. Die Seele war von den Engeln Gottes hinaufgetragen, zu weiden am Stuhle des Lammes. Das war für den Alten ein harter Schlag gewesen, um so härter, da er so unerwartet gekommen war und ihm nicht Zeit gelassen hatte,

derjenigen ein Lebewohl zu sagen, mit der er Freud und Leid geteilt hatte.

Als der Christian sein herzliebes Weib in's kalte Bett gelegt hatte, nahm er eine Verwandte in's Haus, eine Witwe, deren Kinder zum Teil schon verheiratet waren und zum Teil dienten. Er mußte eine sichere Person daheim haben, denn er war oft wochenlang von seinem Hab und Gut entfernt; und die Witwe Peters stand in Ansehen bei den Leuten. Ein Halbjahr ging's auch gut, und der biedere Schäfer freute sich der guten Ordnung, die er vorfand, wenn er heimkehrte; aber der Christian hatte ein scharfes Auge und wußte auch daheim in Küche und Keller gar wohl Bescheid, und daß die Base in den letzten vier Wochen eine ganze Tonne Kartoffeln, einen Schinken und eine Speckseite sollte verzehrt haben, da sie doch auch alle Sonntag ein Stück frisches Fleisch auf den Tisch gesetzt hatte, das war dem Alten sehr wunderbar. Der Hausvater hatte von jener Zeit an ein aufmerksameres Auge auf seine Haushälterin, und bald hatte er herausgebracht, daß in der einen Woche ein Stück Fleisch zu der einen Tochter und in der anderen ein Scheffel Kartoffel zu der anderen pilgere. Das war ein harter Schlag für den Mann, der selber so grundehrlich war, und der seinen Nebenmenschen ein so großes Vertrauen entgegenbrachte, als hätten sie alle ein so goldenes Herz wie er selbst. Zuerst redete er freundlich mit

der Haushälterin und stellte ihr vor, wie sie unrecht gehandelt habe; sie schien auch Reue zu haben, aber der Christian hatte ein offenes Auge, und als er nach vier Wochen wieder heimkehrte und sah, daß seine Reden auf ihr Herz gefallen seien wie Tropfen auf den heißen Stein, da bewies er ihr abermals, daß sie ihn bestohlen habe und schickte sie fort.

Das war ein Herzeleid für die alte, treue Seele, denn die, die er weggeschickt hatte, war seine Verwandte, und er hatte so wenige Verwandte auf der weiten, kalten Erde, und sein Herz war so sehr daran gewöhnt, daheim eine traute Stätte und eine treue Hand zu finden, wenn er heimkehrte aus dem bösen Wetter, das ihn und seine Herde umstürmte.

Die zweite Haushälterin hatte keine Kinder und stahl ihm nicht das Fleisch aus dem Rauche, aber sie verstand es nicht, Ordnung im Hause zu halten, und meinte, sie sei zu dem Schäfer Christian gekommen, um des Morgens lange schlafen und Mittags gut essen zu können. Der Hausherr wehrte ihr nun zwar beides nicht, aber er war so sehr an Ordnung, Reinlichkeit und Sparsamkeit gewöhnt, und seine selige Frau lebte und wirkte immerdar nach dem Spruche: „Rein und ganz giebt schlechtem Kleide Glanz.“ Nun war aber keine Ordnung im Hause. Der Hausherr konnte es sonderlich nicht ansehen, wenn die Speisereste in der Kammer verdarben und dann weggeworfen wurden. So war

er's bei seiner Seligen nicht gewohnt. Aber er war ein einsamer Mann und konnte sich nicht leicht an neue Gestalten und fremde Personen gewöhnen, hatte er die erste Haushälterin zwei Jahre in seinem Hause geduldet, so ertrug er's mit der zweiten drei Jahre. Aber er ertrug es mit Herzeleid.

Ach, er ertrug es als ein Kreuz, denn er sah der Menschen Sünde darin; er ertrug es als ein Kreuz, und wenn er hinter seiner Herde saß und stricke, dann war ihm das Haupt tief gebeugt, und das Herz beschäftigte sich mit der Frage: Wie sollst du es daheim einrichten? Ja, sein Sohn war zwei Jahre auf der Wanderschaft gewesen und war darauf in des Königs Rock gekleidet, und wenn er seine Zeit abgedient und dann noch ein Jahr oder zwei gewandert haben wird, so hatte das Vaterherz gerechnet, dann werde er heimkehren, sich eine Braut suchen, und die Werkstatt drüben in der Scheune einrichten, und in der Liebe des Jungen werde das alte Herz wieder aufleben. Aber der Christian mußte zweimal rechnen, und die zweite Rechnung legte sich wiederum wie ein schweres, hartes Kreuz ihm auf das arme Vaterherz.

Einst hatte der Alte gewünscht, daß sein einzig Kind ein guter Hirte werde und seines Vaters Herde übernehme; der Theodor war kein Hirte geworden, aber er war ein verlorenes Schaf geworden, das in die Wüste gelaufen ist und sich von Gift-

blumen nährt, und sich immer tiefer und tiefer in's Dorngestrüpp der Sünde und des Verderbens verwickelt. Und der Theodor war doch der einzige Sohn seines Vaters, und dieser Vater war ein einsamer, alter Mann, der auf der ganzen weiten Welt nichts hatte, was ihm sein Leben schmückte und ihm das Herz beglückte, als seinen Sohn.

Als aber der Sohn seine Jahre abgedient hatte drüben in der Garnisonstadt und sich die neuen Kleider und die ernsten Mahnungen von seinem Vater geholt hatte, da zog er hinaus und schlug die Mahnungen in den Wind, und den neuen Rock ließ er auf den Tanzböden bald schäbig werden. Nun ist er kreuz und quer durch die Welt gezogen, und was der Vater von ihm gehört hat, das hatte ihm in's Herz geschnitten. Wenn er ihm von Heimkehr schrieb, dann hatte der Sohn keine Antwort, und zuletzt meinte der Alte selbst, daß es besser sei, keinen Sohn im Vaterhause zu haben, als einen verlorenen.

Ja, der alte Christian ist ein Kreuzträger. Eine Haushälterin hat er nicht wieder genommen, seine Herde hat er verkauft, und er selber ist daheim geblieben und hat sein Bett sich selber gemacht und sein Fleisch sich selber gekocht; das Kochen hatte er von jung auf draußen in der Haide wohl gelernt; und seinen Garten hat er selbst bestellt und seinen Rock sich selber geflickt. Das hat er alles in seinem ein=

samen Wanderleben gelernt. Er ist daheim geblieben, ja, er mußte es wohl, denn das Wetter war ihm durch die Knochen gezogen und hatte die bitteren Schmerzen nachgelassen, und wenn die Frühlingsstürme über's Land zogen, dann schwollen die Gichtknoten an den Gelenken des Schäfers hoch auf, und die Schmerzen ließen ihm Tag und Nacht keine Ruhe. So trägt der Christian sein Kreuz. Er trägt's wie jener, von dem der Dichter singt:

Er trägt's mit Demuth, trägt's mit Lust,
Und achtet's für Gewinn,
Doch trägt er es nicht auf der Brust —
O nein, er trägt es drin.

II.

Von zwei Alten wollte ich Dir erzählen und von zwei Jungen; und über den alten Schäfer Christian hätte ich bald die andern vergessen, und ich hab' ihn doch so lieb gehabt, den jungen Burschen, der drüben am Wege an der Grabenkante sitzt. Er hat eine Schnitte Brot aus dem Ränzlein genommen und schneidet sich Speckschnitte darauf, und es scheint ihm gut zu schmecken. Oder schmeckt's ihm nicht? Nachdem er die halbe Schnitte hastig verzehrt hat, wickelt er die andere Hälfte wieder in's Papier und birgt sie in seinem Ranzen, stößt die Spitze seines

derben Pilgerstabes in den Graben, legt die Stirn auf den Griff des Stocks und sitzt eine Weile sinnend an der Grabenkante. Da weckt ihn plötzlich eine Baßstimme aus seinen Träumen.

„Grüß Gott, Du junger Gesell! Ich sah Dich drüben von meinem Garten aus, und hatte Dich im Auge; siehst mir nicht wie ein Wildfang aus, — und das Frühstück wollte Dir nicht munden. Schau, Wandersmann, das Fechten scheint Dir schwer zu werden, hätt'st sonst bei mir vorsprechen und um einen Schluck zum Brot bitten dürfen."

„Ich trinke lieber keinen Branntwein."

„Wer sagt Dir," erwiderte der Alte, „daß Du beim Schäfer Christian Branntwein erhalten hättest? Aber wenn Du eine Tasse guten Kaffee willst, dann tritt ein und erzähle mir, was Dir das Herz schwer macht, denn dichten Nebel sehe ich um das helle Auge lagern."

„Das ist bald erzählt," sagte im traurigen Ton der junge Mann. „Zu Fastnacht war meinem Meister die Arbeit ausgegangen, und von jener Zeit an laufe ich auf der Landstraße; 's ist seit gestern die vierzehnte Woche, da könnt Ihr Euch denken, daß zuweilen der Unmut kommt."

„Tritt ein, Geselle, und verschmähe meinen Kaffee nicht. Er steht von heute Morgen her in der heißen Asche, schmeckt gut am halben Vormittag — solch eine Tasse Warmes."

Der Schäfer ging hinaus und kehrte mit dem duftenden, dampfenden Getränk zurück. Die beiden Männer hatten es sich bequem gemacht im freundlich trauten Stübchen.

„Erzähle mir," fuhr der Alte fort, „woher Du bist und was Dir das Herz schwer macht, denn ich meine, es müßte noch sonst was Dich drücken, als die vierzehnte Wanderwoche."

„Ich bin von drüben her, wo sie die Kohlen tief aus der Erde holen: bei Dortmund im westfälinger Lande wohnt meine Mutter. Als Tischlergeselle bin ich vor sechs Jahren ausgewandert, kam frei vom Dienst unter der Fahne, und hab' zuerst in Schwaben, dann in Sachsen gearbeitet, wollte mir darauf die niederdeutsche Gegend ansehen, und bin Fastnacht in Magdeburg fremd geworden."

„Hat Deine Mutter noch Kinder daheim?"

„Ich bin meiner Mutter einziges Kind."

„Warum gehst denn nicht zu Deiner Mutter zurück, da Du doch das Deine wirst gelernt haben und Deiner Mutter eine Stütze sein könntest."

„Ach Herr," erwiderte der Gesell, und senkte traurig das Haupt, „das Handwerk liegt bei uns noch mehr darnieder, als hier im Norden; selbst viele Fabrikarbeiter sind entlassen, und wer sich einen eigenen Herd gründen wollte, müßte ein Kapital haben und würde — doch nicht vorwärts kommen."

„Du siehst schwarz, Gesell. Ich halt' dafür, daß das Handwerk noch heute einen goldenen Boden hat; wenn einer es nur gelernt hat und sich wacker daran hält; freilich, es gehört zum Anfangen ein Sümmchen; aber haben denn die sechs Wanderjahre Dir nicht einige Groschen in die Sparbüchse gebracht?"

Der Wandersmann schwieg und senkte tiefer den Kopf.

„Ei, Gesell," fuhr der Schäfer fort, und legte ihm die Hand auf die Schulter, „ich muß nun doch wissen, wie es Dir um's Herz ist. Schau, ich habe auch meinen Einzigen als Tischler draußen in der weiten Welt ziehen, und lebe hier als ein einsamer Mann in meinem Hause, und hab's gerne, wenn einer bei mir einkehrt und mir das Herz ausschüttet: das macht dem Gesellen die Straße eben und den Ranzel leicht, wenn er einmal die Last vom Herzen in ein anderes Herz senkt."

Da schlug der andere das Auge auf und schaute ihm mit dankbarem Blick in's Angesicht.

„Ja," sagte er, „ich will's Euch nennen, was mir wehe thut: Seht, ich habe drüben meine Mutter als arme Witwe sitzen. Sie hat Mühe gehabt, mich groß zu ziehen; der schweren Fabrikarbeit ist sie erlegen: die Brust ist ihr zu eng, daß sie im Winter und Frühling kaum aus der Stube kommen kann. Wer soll meine Mutter ernähren, wenn ich nichts verdiene? Ich würde mich wohl durchschlagen, und

hätte mir längst die Sparpfennige zurückgelegt, aber ehe ich meine Mutter darben lasse, will ich selber betteln gehen, und ihr das Bettelbrot nach Hause schicken und selber hungern. Nun wißt Ihr, Herr, was mich drückt, und ich danke Euch, daß Ihr mich angehört habt; denn es thut wohl, das eigene Leid in ein fremdes Herz ausschütten zu können."

Der Schäfer schaute dem Wanderer mit seinem ernsten, guten Auge tief in's Aug' hinein und Wehmut lagerte ihm im Angesicht; er wandte sich einen Augenblick ab. Dann trat er eilig an ihn heran und fragte: „Gesell, willst Du Arbeit haben?"

„Ach," erwiderte jener, „das ist's ja, wonach ich seit dreizehn Wochen laufe und find's nimmer."

„Wenn Du es nehmen willst, wie ich's Dir bieten kann, dann bleibe einige Wochen bei mir. Mein alter Zimmermann und Tischler, der mir dies Haus gebaut hat, ist gebrechlich, und er ist der einzige seines Handwerks in unserm Dorf. Der Meister Kurt im Nachbardorfe ist nicht ungeschickt, aber man findet ihn häufiger auf der Bierbank, als vor der Hobelbank. Nun habe ich schon vor einem Jahre ein neues Stacket vor meinem Garten und neue Fenster in die alte Scheune machen lassen wollen; gehört die Arbeit auch eigentlich nicht in Dein Handwerk, so wirst Du es schon schaffen, und um den Preis werden wir uns leicht einig werden."

„Aber, Herr," erwiderte freudig erregt der Wan-

derer, „ich darf nicht auf eigene Hand arbeiten ohne den Gewerbeschein.“

„Ich weiß, ich weiß,“ erwiderte der Christian, „werd's schon besorgen: ich kenne den Herrn Landrat, er bekam alle Frühjahr ein Lamm von mir, werd's schon besorgen; und wenn bei mir die Arbeit zu Ende geht, sorg' nur nicht, Gesell, dann wird schon Gott der Herr weiter helfen; und für das Holz und die Hobelbank und das Geschirr, und was sonst nötig ist, dafür laß den Schäfer Christian sorgen; denn ich bin lange genug ein einsamer Mann gewesen, und Gott der Herr würde mir eine große Gnade erweisen, wenn er mir einen schicken wollte, mit dem ich ein verständiges Wort reden könnte; Du aber scheinst mir einer zu sein, dem die Religion nicht draußen wie Reif am Bart hängt, sondern dem die Gottesfurcht drinnen im Herzen sitzt.“

Der Schäfer Christian war sonst ein stiller Mensch, der nicht viel Worte machte. Er wußte selbst nicht, wie es gekommen war, daß ihm dem Fremden gegenüber das Herz so aufgegangen war.

Der Gottlieb Husemann aber stand schon am nächsten Tage an der Hobelbank in der alten Scheune und sägte frisch darauf los, und am Mittag meinte der Christian, es schmecke doppelt so gut, wenn man selbander bei Tische sitze. Er hatte auch auf die Zubereitung der Speise alle seine Kunst verwandt, und der Geselle mußte ihm sein volles Lob spenden.

Nach zwei Tagen sagte der Schäfer: er habe für den Tischler eine Bestellung aus dem Dorfe mitgebracht, und wenn die Arbeit zur Zufriedenheit ausfalle, dann werde der Oberbauer vielleicht die ganze Aussteuer seiner Tochter bei dem Schäfer Christian machen lassen, denn den Meister müsse doch wohl eine Weile noch er selber spielen. Am Tage darauf saß der Alte in der Küche und schälte die Kartoffeln, da glitt's wie heller Sonnenschein ihm über's Angesicht, denn von der Scheune her klang so traulich und so kräftig aus tiefer Brust das Lied des Wandergesellen:

Und sitzt dann das Mütterlein Abends und spinnt,
Denkt traurig, wo weilt doch mein einziges Kind?

Da klopft es gar lustig an's Fensterlein klein;
Da tritt zu der Thüre der Wanderbursch ein.

Gott grüß' Dich, lieb' Mutter! Schau, bist ja noch frisch,
Und schüttet ihr jauchzend sein Geld auf den Tisch.

Ich lobe mein Handwerk, es bringt mir was ein;
Bald werd' ich dann Meister, wie wirst Du Dich freu'n.

III.

Die Sonne leuchtete zum Fenster herein und redete eine große Rede von der Freundlichkeit und Leutseligkeit Gottes. Zwei saßen am Fenster und plauderten und aus ihren Augen redete auch Freundlichkeit und Leutseligkeit.

„Was ich sagen wollte, war dieses," fuhr der Schäfer Christian fort, „was ich sagen wollte, Gottlieb, war dieses: Unser Pfarrer hatte ganz gewiß recht, wenn er heute Morgen sagte, daß das Kreuz des Heilandes auf Erden wurzelt und in den Himmel ragt, und daß wir am heiligen stillen Freitage nicht nur, sondern immerdar unser besonderes Kreuz niederlegen müssen am Fuße des einen großen Kreuzes. Sieh, Gottlieb, ich habe wohl auch meine Last zu tragen, zuerst die alte Sünde, die Lauheit und Trägheit, und dann den Pfahl im Fleisch, die bösen Knoten auf den Händen und Gelenken, und dann sonderlich den Theodor — ach, meinen armen Theodor; aber ich möchte nicht, daß Du mich murren sähest; ich sah alleweil hin zu einem, der mehr getragen hat und der mir tragen hilft."

„Ich hoffe noch immer," erwiderte der Gottlieb, „daß der Theodor in sich gehen und bedenken wird, was zu seinem Frieden dient."

Der Alte schaute dem Jungen in's Angesicht. Ein milder Glanz strahlte aus dem einen Antlitz und aus dem andern. Ja, der Schäfer Christian hat es gar gut gehabt in seinem trauten Heim von jenem Tage an, da er den Gottlieb gefunden und in sein Haus genommen hat; und wie Paulus seinen Timotheus, so hat er ihn lieb; und der Junge hatte es auch gar gut im Hause des Alten, und wie Himmelsluft wehte es ihn an, wenn er aus der Werkstatt

kam. Und wenn der Gottlieb einmal den Kopf hängen ließ, an seine schwache Mutter dachte und darüber klagte, wie sie so hülflos und gebrechlich sei, und wenn ihm dann eine dunkle Wolke über die Stirn und ein Murren durch das Herz ziehen wollte, dann zeigte ihm der alte Krieger, wie er die Waffen halten müsse und erzählte von Kriegen und Siegen, von Wunden und Narben, und alle Mutlosigkeit war dem Christian entschwunden.

Nun ist der Christian bald ein Jahr in der neuen Heimat. Heute ist Charfreitag und sie reden noch immerdar davon, wie in der heißesten Glut die schönsten Früchte reifen, und der eine weist auf die Wunden hin und der andere auf die Kreuzesbalken. Der eine redet davon, wie der Menschen Sünde des Heilandes Haupt getroffen habe wie ein zündender glühender Blitzstrahl, und der andere redet davon, wie der glühende Zorn der Gerechtigkeit und die lodernde Flamme der Liebe ihn am Kreuze festgehalten habe. Während sie mit einander über diese Dinge verhandeln, öffnet sich leise die Thür und es keucht ein Mütterchen herein. Gebeugt ist ihre Gestalt und durchfurcht ihr Angesicht, und auf den Stab gestützt ist ihre zitternde Rechte. Ja, das hab' ich vergessen, Dir zu erzählen, daß den beiden Männern schon im Winter das Haus zu groß geworden ist und daß sie die alte Frau Husemann haben herüberkommen lassen. Die wohnt nun hinten in der Kammer,

Daneben aber liegt die Schlafkammer des Gottlieb und er hat die beiden Kammern mit einer Thür verbunden, daß er auch in der Nacht auf die Atemzüge seiner Mutter lauschen kann. Nun wohnen die drei bei einander. An dem Giebel des Hauses ist das Kreuz gemalt und die drei wohnen unter dem Kreuz. Das breitete segnend seine Arme über sie aus, und sie wohnen in seinem Schatten.

Das Mütterchen keuchte herein. Ihr Platz ist drüben am Fenster, wo die Sonnenstrahlen ihr auf die kalte zitternde Hand fallen; und wenn sie die beiden Männer ansieht, die drüben am Fenster sitzen, dann ist's ihr, als ob ihr eine Sonne leuchte — eine Sonne oder zwei Sonnen — deren Strahlen wärmer sind als die Sonnenstrahlen von draußen, und wenn sie so tiefgebeugt dasitzt und die ernsten Gedanken ihr durch die Seele ziehen, dann will's ihr vorkommen, als ob alle Sonnen erst von der einen Licht und Wärme erhalten, und von der einen Sonne wird auch ihr das Herz gar warm, und ihre Lippen flüstern:

„Die Sonne, die mir lachet,
Ist mein Herr Jesus Christ;
Das, was mich fröhlich machet,
Ist, was im Himmel ist.“

So wohnen sie nun seit sieben Wochen beieinander.

Wie ist es stille bei ihnen heute am heiligen

stillen Freitag; welch' heiliger Ernst lagert über den Herzen, welch' heilige Feier zieht durch das Stübchen. So still, so ernst, so feierlich muß es wohl droben auf Golgatha gewesen sein, als Maria mit ihrem Johannes Hand in Hand unter dem Schatten des Kreuzes saß.

Allein sind sie, ganz allein mit ihrem Herrn! Das ist rechte Charfreitagsstille.

Da öffnet sich die Hausthür und der Postbote tritt herein. Der Postbote am heiligen stillen Freitag? Ja, der Postbote ist ein Freund des Gottlieb Husemann und weil er seine Eltern drüben im Dorf besuchen will, und sein Weg ihn am Hause des Schäfers vorüberführt, und weil er gestern Abend auf der Post den Brief für den Christian gesehen hat, darum kehrt er heute ein. Er hat den Brief in der Tasche und legt ihn mit freundlichem Gruß in die Hand des Hausherrn. Der Alte wendet den Brief hin und her und bewundert die Adresse, die offenbar von zarter Hand geschrieben ist. Wer hat mit dem alten Schäfer Christian brieflich zu verhandeln? Aus Karlsruhe kommt der Brief. Von der Hand des Theodor ist weder die Adresse noch die Anrede geschrieben. Doch — doch, wenn's nicht vom Theodor ist, so muß es wohl über den Theodor sein: wen hätte der Alte sonst da draußen in der weiten, weiten Welt? Die Hand zittert ihm, als sie den Brief dem matten Auge näher bringt.

Ja, die Hand mag wohl zittern, die solchen Brief hält, und das Herz mag wohl zittern, das solche Botschaft erhält. „Lies, Gottlieb, lies," bittet der Alte, und der Gottlieb liest es:

Sehr geehrter Herr!

Im Auftrage der Direktion unseres Diakonissenhauses habe ich Ihnen leider eine traurige Anzeige zu machen: Ihr Sohn, der Tischler Theodor Christian, wurde vor vierzehn Tagen hierher gebracht, weil er in einer großen Tischlerei beim Dampfsägewerk den linken Arm in der Maschine stark beschädigt hatte. Unsere Aerzte hofften zuerst dem jungen Mann den Arm erhalten zu können, allein da eine starke Beschädigung des Knochens stattgefunden hat, hat man am letzten Freitag zur Amputation des Armes schreiten müssen. Die Operation ist glücklich vollzogen, die ersten drei Tage sind überstanden, und es ist Aussicht vorhanden, daß der Kranke bald genesen wird. Ich weiß es, welchen Schmerz ich Ihrem Vaterherzen mit dieser Nachricht bereite, und ich hätte Sie vielleicht erst auf diesen Schlag vorbereiten sollen, allein ich weiß auch, daß ich an einen Mann schreibe, der es in der Schule seines Heilandes gelernt hat, das Kreuz zu tragen. Und wenn mein Brief Ihrem Vaterherzen eine tiefe Wunde schlägt, so wird Ihnen der Anblick dessen, vor dessen Kreuz wir in dieser Woche stehen, Balsam für die Wunde sein, und in Ihrem bittern Leid wird es Ihnen eine Erquickung

sein, zu vernehmen, daß Ihr Sohn nicht nur mit männlichem Mut, sondern auch mit christlicher Ergebung den harten Schlag ertragen hat, den er als Strafe seines Gottes für sein bisheriges Sündenleben ansieht. Es scheint, als ob Ihres Sohnes Gedanken sich sehr viel mit seiner irdischen und auch mit seiner himmlischen Heimat beschäftigen, und wir dürfen hoffen, daß die Frucht der Leidensstunden nicht welken wird. Ihr Sohn hat mich beauftragt, Ihnen seine Grüße zu übermitteln und behält es sich vor, Ihnen demnächst selber mitzuteilen, was ihm noch auf dem Herzen liegt; ich aber spreche noch die Hoffnung aus, daß das Vaterherz auch einem verlorenen Kinde offen stehen werde, und daß Sie Ihre starke, stützende Hand auch einem schwanken Rohr nicht entziehen werden; und verbleibe in dieser Hoffnung

Ihre Ihnen in Christo verbundene
Schwester Helene.

Da sitzt nun der Schäfer Christian vor dem Fenster. Die Frühlingssonne strahlt ihm auf's Haupt, aber sein Haupt ist tief gebeugt, und eine Thräne ist ihm über die Wange geglitten, und die zitternde Rechte hat er über die Augen gelegt. Der Gottlieb hat den Brief auf den Tisch gelegt, hat seinen Stuhl neben den Stuhl des Alten gerückt und hat seine Linke umschlossen. So sitzen sie eine Weile nebeneinander in ihrem tiefen Schmerz. Dann

flüstert der Junge, als ob er den Alten mit lindem Wort aus tiefem Schlaf aufwecken müsse: „Vater — mein Vater!“ Der Schäfer Christian hebt das Haupt in die Höhe, schlägt das Auge auf, nickt mit dem Kopfe, und seine Lippen flüstern: „Ja, — ja, mein Gottlieb,

Das Kreuz ist dennoch gut,
Auch wenn es wehe thut;
Der gute Gott es giebet,
Drum will es sein geliebet;
Ei, fasse guten Mut;
Was bitter ist dem Munde,
Das ist der Seel' gesunde;
Es ist so gut, — so gut!“

IV.

Da sitzen sie nun beieinander — die beiden Alten und die beiden Jungen. Charfreitag ist's nicht mehr, aber sie sitzen allzumal im Schatten des Kreuzes. Die drei haben schon seit Jahren drin gesessen, und der eine hat sich nun bei ihnen niedergelassen. Der gewaltige Erdenschmerz hat seinen Blick in die Höhe gerichtet und die Wunden seines Heilandes sind ihm die Gnadenthür geworden, dadurch er in den Himmel gezogen ist. Und nachdem der Theodor heimgekehrt war zum Vaterhause droben, ist er auch heimgekehrt zum Vaterhause hienieden. Freilich hat's dem Vater durch's Herz ge-

schnitten, als der, den er als blühenden Jüngling hatte hinausziehen lassen, nun als Krüppel wieder heimkehrte. Die Rechte war eine kräftige Manneshand und konnte Axt und Hobel regieren, aber über dem linken Arm hing der Rockärmel schlaff herunter. Das war wohl bitteres Leid für das Vaterherz. Aber der Theodor war mit einem gesunden Herzen und mit schlagendem Gewissen heimgekehrt, und das war eine lichte Freud' in all' dem dunklen Leid. Zwar kamen noch immer solche Stunden wieder, wo bei dem Theodor der alte wilde Sinn durchbrach, sonderlich wenn er im Kreise der Zechgesellen des Vaterhauses vergaß; aber dann kam die bittere Reue hinterher, und die Gebete des Vaters zogen sich um des Sohnes Herz herum wie ein dichtes Netz, und allmählich erstarkte das neue Leben in der Menschenbrust, und von den Händen der Liebe wurde Ewigkeitssamen nachgestreut, und war's bisher da drinnen gewesen wie wenn der Ostwind über den Weizen geweht ist und hat ihn gefressen, und es ist nur hie und da in den tiefen Furchen ein grüner Halm geblieben, so grünte nach einem Jahre schon der ganze Acker. Dabei war der Theodor ein tüchtiger Arbeiter und verstand sein Handwerk; wohl gab's sehr viele Arbeiten, die er nicht ausführen konnte, weil ihm die linke Hand fehlte, aber weil ihm der Gottlieb wie ein Bruder zur Hand ging, ging's auch mit dem Theodor wacker vorwärts; und weil es ein rechtes

brüderliches Kompagniegeschäft war, konnte auch die Teilung der Arbeit immer so beschafft werden, daß dem Theodor immer gerade dasjenige zufiel, was seine Kräfte ausführen konnten: er verstand den Einkauf des Holzes und den Verkauf der Mobilien besser als der Gottlieb, der nicht gerne viele Worte machte. So wuchsen die beiden Jungen zusammen, da sie Hand in Hand auf einem Wege pilgerten, und die beiden Alten, weil sie Hand in Hand zu einem Ziele zogen.

Schau, wie sie wieder traulich bei einander sitzen in der stillen Feierstunde am Sonntag Nachmittag. Die beiden Alten haben das Haupt tief gebeugt, wie müde Pilger, die zum Grabe wanken; sie können kaum dem Hausstande mehr vorstehen, denn die beiden Meister haben schon einen Gesellen und einen Lehrling annehmen müssen, und die Töpfe auf dem Herd sind immer größer geworden; aber die beiden Jungen haben das Haupt hoch erhoben und der Gottlieb schaut scharf aus. Da kommt Eine raschen Schrittes den Fahrweg entlang und öffnet hastig die Hausthür, und der Gottlieb ist hinausgegangen. Draußen aber ist ein Jubeln und ein Jauchzen entstanden, und die der Gottlieb dann in's Stübchen führte, das war seine herzliebe Braut.

Ja, von zwei Alten wollte ich erzählen und von zwei Jungen, und da die Geschichte anhub, war des

alten Schäfers treues Weib noch da, die ist derweil davongezogen, und da die Geschichte endet, ist des Gottliebs Braut da: die wird bleiben. So hab' ich eigentlich von drei Alten und von drei Jungen erzählt. Aber alle, die da wohnen im stillen Hause an der Landstraße, mag das Haus stehen im hellen Sonnenschein, oder unter den finstern Wetterwolken, alle, die darin wohnen, wohnen immerdar unter dem Kreuze; dort wohnen sie auch heute noch: und einen besseren Schluß für meine Geschichte weiß ich nicht. Und wenn der eine mir sagen sollte, oder der andere: „Das, was Du uns da erzählt hast, lag doch gar zu nahe am Wege," dann sag' ich: „Siehe, Lieber, darum habe ich's von der Landstraße aufgesammelt, weil es eine Kreuzgeschichte sein sollte, und Du und ich, und manch einer, der auch nur so auf vielbetretenem Pfade pilgert, es erfahren muß, daß es noch immerdar war ist: ‚unser Weg geht zu den Sternen, der mit Kreuzen ist bedeckt.'" Und wenn Dir die Gestalten zu schlicht gewesen sind, die ich Dir gezeichnet habe, dann will ich Dir nur sagen, daß ich nicht herzliebere Menschen gesehen habe, als jene Jungen, die Hand in Hand, und jene Alten, die Hand in Hand pilgern, und die alle aus einem Munde bekennen:

Nun weiß ich, was die Liebe kann,
Da Du den Tod bezwungen,
Und selbst Dein Herz mir aufgethan,
Vom scharfen Speer durchdrungen.

Du ließest Dich so hoch erhöh'n,
Daß wir Dich alle sehen,
Und alle, die vorübergeh'n,
Dein Liebeswort verstehen.

Nun weiß ich, wie die Liebe siegt,
Ausharrend bis an's Ende,
Das Auge bricht, die Seele fliegt
In Gottes Vaterhände.
Vergebens knirscht der starke Tod
Die Hölle droht vergebens;
Die Liebe siegt in Todesnot,
Hoch springt der Quell des Lebens.

VIII.

Ostern.

Unter den Osterglocken.

Unter den Osterglocken.

Lebendig Christus kommt herfür;
Die Feind' nimmt Er gefangen,
Zerbricht der Höllen Schloß und Thür,
Trägt weg den Raub mit Prangen.
Nichts ist, das in dem Siegeslauf
Den starken Held kann halten auf:
All's liegt da überwunden.

So betete und triumphierte der alte Küster und nahm eilig den großen Kirchenschlüssel von der Wand. Er grüßte sein Weib und seinen Gehilfen mit den Worten: „Der Herr ist auferstanden!" und sie grüßten ihn wieder: „Ja, der Herr ist wahrhaftig auferstanden!" — „Fröhliche Ostern!" — „Ja, fröhliche Ostern!" klang es noch von den Lippen und aus den Herzen; und der Küster und sein Gehilfe gingen raschen Schrittes zur Thür hinaus, daß sie den Gruß des Auferstandenen mit allen Glocken über die Lande ziehen ließen. Als sie über den Kirchhof gingen, warf der alte Küster einen ernsten, scheuen Blick hinüber zu den dunklen Kreuzen, wandte aber den Blick rasch wieder ab, als hätte er

nichts gesehen; denn ob's auch eine ihm fremde Gestalt gewesen war, die er an den Kreuzen erblickt hatte, so wußte er gar wohl, daß solch' ein Osterpilger in der tiefen, heiligen Stille des Ostermorgens am liebsten ganz alleine bleibt — alleine mit dem Grab und mit der Liebe, mit Verlieren und Wiedersehen, mit sich und dem Auferstandenen. Ueberdies wird die Kirchenuhr im Augenblick sechs schlagen, und dann müssen die Glocken es über die Lande jubilieren: „Der Herr ist auferstanden, der Herr ist wahrhaftig auferstanden!"

Darum hat das Auge des alten Küsters sich kaum so mit einem halben Blick hingewandt zu dem Mann neben den Kreuzen. Der Mann aber hat von dem Alten und seinem Gehilfen gar nichts gesehen, denn sein Auge ist tief hineingewandt in's eigene Herz und blickt weit zurück in's eigene Leben. Es sind tieftraurige Augen: die Augen neben den Kreuzen; und durch das einsame Herz ziehen viele Gedanken hindurch, aber fröhliche Ostergedanken scheinen es nicht zu sein. Der Mann schaut weit zurück, und die Stimme in seiner Brust schreit: „Richard, Richard, wärest Du hier geblieben, dann wäre vieles anders geworden, und Du ständest heute nicht so gar einsam an den Gräbern der Deinen!" Und sein ganzes vergangenes Leben breitet sich vor ihm aus. Dort hinterm Kirchhof, unter den großen Linden, hat er seine Kindheit verlebt. Er ist ja

Pfarrers Richard. Welch' glückliche Kindheit lag ihm dort hinter den großen Linden! Er war allein, während er in den trauten Räumen dort hinter den Linden sein kindliches Spiel hatte, der einzige, bis zu seinem zwölften Jahre. Zwei totgeborene Brüderchen lagen hier neben den großen Kreuzen. Als aber Richard zwölf Jahre alt war, da wurde ihm ein Schwesterlein bescheert. Er hatte noch heute nicht vergessen, welch' eine Freude die Geburt des Schwesterleins ihm und den Eltern bereitete. Er konnte stundenlang an ihrer Wiege stehen und ihr die Wangen streicheln und ihre kleinen Hände und ihre hellen, blauen Augen bewundern. Und wenn er später von der hohen Schule heimkehrte, dann war's immer seine erste Frage: „Wo ist Gertrud?" Meistens kam ihm das Schwesterlein schon unter den Linden entgegen und kletterte ihm auf die Schulter, und in den Ferien brauchte die Mutter keine Wärterin für das Kind, denn der Richard hätte wohl tagelang seiner Gertrud Geschichten erzählen, ihr die rosigen Wangen streicheln und ihre kleinen Patschhändchen und die hellen, blauen Augen bewundern können. Sie war und blieb sein einziges herzliebes Schwesterlein.

Aber Richard blieb nicht seiner Eltern guter Richard. Die Elternliebe ist wohl die alte geblieben; aber seine Kindesliebe hielt nicht Stand in den Versuchungen des Lebens. Sein leichter Sinn folgte den

Lockungen böser Buben, sein kindlicher Glaube versank in wilde Wogen der Erdenlust. Ein tiefer, tiefer Schmerz war's für den Vater, als der Jüngling die Universität bezog mit der Absicht, alte Sprachen zu studieren. War doch der Vater schon der fünfte Pfarrer seines Geschlechts, ein Pfarrer, der sein Amt und seinen Heiland so lieb hatte, daß es ihm ganz selbstverständlich war, daß sein Kind in den Dienst des Herrn trete. Das Herz hatte dem Mann geblutet, als der Richard ihm erklärt hatte, er könne nicht werden, was der Vater geworden sei, und er könne nicht glauben, was der Vater glaube. Der Blitz schien in eine starke Eiche gefahren zu sein. Der Pfarrer von Lindenhöh ging eine Weile seine Wege, gebeugten Hauptes, als wäre seine Kraft gebrochen. Aber er ließ seinen Richard ziehen und schloß noch häufiger als früher die Thüre seines Gebetskämmerleins hinter sich zu. Nach einem Jahre aber ist der Richard wiedergekommen und sah so verlebt aus, daß der Vater ihn an die Hand hat fassen, mit ihm in sein Kämmerlein hat gehen und die Thüre hat zuschließen müssen. „Richard, Du bist in schlechte Hände gekommen!" hat er geseufzet; und die beiden haben viel mit einander geredet und sind mit einander auf die Knie gesunken, und der Vater hat mächtig mit seinem Herrn gerungen. Richard aber hat nicht mitgebetet. Richard hat seiner neunjährigen Gertrud wieder die Wangen ge-

streichelt und hat sie auf seinem Knie reiten lassen; aber sie hat ihm verwundert in's Angesicht geschaut, als hätte sie sagen wollen: „Du bist nicht der alte Richard mehr.“ — Und wieder ist er hinausgezogen in's lustige Leben, und Briefe sind aus der Ferne gekommen: die haben dem armen Vater gemeldet, wie toll der Sohn es treibe, und wie viele Schulden er gemacht habe. Und wiederum hat sich die Thür des Gebetskämmerleins aufgethan für Vater, Mutter und Kind. Aber der Herr hat gesagt: „Meine Stunde ist noch nicht gekommen!“

Auf die Universität ist Richard nicht wieder gezogen, denn er hat gesagt: „Ich werde doch nichts lernen; ich habe meinem Vater schon genug Geld gekostet; ich will arbeiten, auf eigenen Füßen stehen und mich selbst durchschlagen. Ich gehe nach Amerika.“ Da haben den Eltern erst recht die Herzen geblutet und sie haben ihn halten wollen mit ihrer Liebe und mit ihren Gebeten; aber er hat sich nicht halten lassen. Er ist hinweggezogen, wie jener Sohn dahinzog, dessen traurige Geschichte geschrieben steht Lucä im fünfzehnten. — Er hatte eine geschickte Hand und ein helles Auge; er hatte auch mancherlei gelernt, und was er anfaßte, das hatte guten Fortgang, aber sein unstäter Sinn ließ ihn von einem Werk auf's andere flattern; und seine ungezügelte Begierde zog ihn in die Tiefe, wenn er eben eine Höhe meinte erklommen zu haben. So ging's berg=

auf und bergab mit ihm. Zuerst wurde er Kaufmann und hielt fast ein Jahr auf einem großen Komptoir aus und während dieses Jahres schrieb er mehrere Male nach Hause. Aber die Briefe, welche er wiedererhielt, thaten ihm wehe durch den Ton der großen Liebe, den er aus den Worten herausklingen hörte, und in ihren ernsten Mahnungen waren sie ihm Stacheln für das Gewissen, das er doch einschläfern wollte; denn was er verdiente, das brachte er um mit Prassen. Darum schrieb er seltener, und bald schrieb er gar nicht mehr, ging weiter in den Westen hinein, wurde Viehhändler, trieb sich weit und breit im Lande herum und hörte nichts von den Seinen, weil er nichts von sich hören ließ. Und dann hat er sich eingeredet, daß es besser sei für ihn und für die Eltern, wenn sie nichts mehr von einander hörten. Allmählich sind die letzten Briefe, die er als lose Blätter mit sich führte, vom Wetter verwischt und vom Winde verweht, und er ist dahin und daher gezogen; und er hängte sich in seinem Unglück bald an diesen, bald verjubelte er dann wieder sein Glück mit jenem — lauter leichten Gesellen.

Ein Brieflein nur hat er noch jahrelang bewahrt, zuerst in seiner Brieftasche und dann in seinem Reisekoffer; des Briefleins erste Sätze aber lauteten: „Mein lieber, guter Herzensbruder, mein süßer Bruder Richard! Ich möchte so gar gerne, daß Du

wieder hierher kämest und mich auf Deinen Knieen reiten ließest, und mich auf Deine Schultern höbest. Ich wollte Dir auch gerne das größte Stückchen Kuchen schenken und nur das kleinste für mich behalten. Du solltest Dich auch wundern, wie groß ich schon geworden bin, und Englisch und Französisch lerne ich auch schon!" Dann folgten allerlei Dorfneuigkeiten. Der Richard aber hatte den Brief jahrelang verwahrt und wenn er ihn in einer stillen Stunde zum hundertsten Mal gelesen hatte, dann waren ihm jedesmal die Augen feucht geworden. Zuletzt hatte er auch diesen Brief verloren. Er wußte nicht wo, er wußte nicht wann er ihn verloren hatte; aber seitdem der Brief fort war, schien ihm das letzte Band, das ihn an die Heimat kettete, zerschnitten zu sein.

Bergauf war er gezogen und bergab; unter Sonnenlicht war er gepilgert und unter Wetterwolken: da kam er in Boston wieder auf ein Komptoir. Das war vor sieben Jahren; — ja, vor sieben Jahren, nachdem er reichlich fünf Jahre drüben gewesen war. Des Wanderlebens war er satt und müde, und als er ans Schreibpult trat, da hatte er den festen Vorsatz, nicht wieder davon zu ziehen. Aber er hatte schon mehr als einmal gute Vorsätze gefaßt: sie waren alle verweht wie die Briefe und Blätter seiner Lieben. Er hatte auch bald gemerkt, daß in dem Hause des Handelsherrn ein anderer

Geist wehe als anderswo; und manchmal kam's über ihn, als ob er vor diesem Geiste fliehen müßte weit, weit hinweg. Der Handelsherr war ein Mann von kaum vierzig Jahren; aber er sah älter aus. Scheiden und meiden altert. Vier blühende Kindlein hatte der Mann draußen auf dem großen Friedhof nebeneinander liegen. Gebeugt war der Mann, aber nicht gebrochen; verloren hatte er und war doch glücklich. Droben im Hause waltete sein treues Weib und hegte und pflegte das einzige Kindlein, das dem Elternpaar geblieben war, die neunjährige Cäcilie, die sie im Komptoir die Cilly nannten. Dann und wann war Richard droben gewesen im Familienkreise, denn er wußte sich wohl zu bewegen in guter Gesellschaft, und der Handelsherr schätzte ihn wegen seiner Sprachkenntnisse, so daß ihm schon im Laufe des ersten Jahres ein Teil der französischen und spanischen Korrespondenz anvertraut war. Wenn er aber droben gewesen war, dann hatte sich das neunjährige Mägdlein mit ihm zu schaffen gemacht, war ihm auf den Schoß geklettert und hatte nicht von ihm abgelassen, bis er ihr Geschichten erzählt hatte von Deutschland und von seinen alten Städten und Ritterburgen. Einmal aber — er war wohl anderthalb Jahr schon auf dem Komptoir gewesen — da hatte die Cilly ihn gefragt: „Hast Du denn keine Schwester, und keinen Papa, und keine Mama? — Ei, so erzähle mir doch auch einmal von Deiner

Schwester ganz hübsche Geschichten.“ Er aber hatte sie anschauen müssen und ihm war's gewesen, als hätte ihn die Gertrud mit bittendem Blick angeschaut; und der Blick hatte ihn überwältigt. Er mußte das Kind niedergleiten lassen, trat in eine Fensternische und schaute hinaus, und eine heiße Thräne quoll ihm über die Wange. Dann trat Herr Webser, der Handelsherr, zu ihm, legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte: „Richard Berger, erzählen Sie auch mir von Ihren Eltern und Geschwistern. Sie haben sich wider die Ihren versündigt, sonst hätten Sie längst von ihnen erzählt, denn ich sehe jetzt, daß Sie Angehörige haben. Erzählen Sie, lieber Berger, und ob Sie auch über große Sünde zu klagen hätten, so werden Sie den Trost des Gotteswortes erfahren: ‚Wer seine Sünden bekennet, dem sind sie vergeben.‘“

Da hat der Richard von seiner Gertrud erzählt und von seinen Eltern, und von seiner Sünde. Aber während er erzählte, ist ihm der alte Trotz wieder durch die Seele gezogen, und der alte Weltsinn hat entschuldigt, was nicht zu entschuldigen war; und als schließlich der Hausherr ihn ermahnte, an die Eltern zu schreiben, hat er zuerst allerlei Ausflucht gesucht, und dann hat er von Tag zu Tag das Schreiben aufgeschoben; und je länger er es aufschob, je mehr sagte ihm das Haus, darin er lebte, wie tief die Kluft sei zwischen ihm und dem Vater-

hause. Endlich aber hat der milde Ernst des Handelsherrn doch gesiegt, und Richard hat an seine Eltern geschrieben, einen langen Brief über sein Thun und Treiben und über seine Pläne und Hoffnungen, aber über seinen innersten Menschen hat der Brief nichts gemeldet. Dann sind wiederum Wochen und Monate vergangen, bis der Bote eingetreten ist und gesagt hat: „Brief aus Deutschland an Herrn Richard Berger." Und Richard hat ihm den Brief aus der Hand gerissen — ach, es war sein eigener Brief, ja, sein eigener Brief, den er vor Monaten abgesandt hatte, und auf dem Kouvert stand groß und deutlich geschrieben: „Adressat verstorben."

„Adressat verstorben!" Wie eine Degenspitze fuhr dem Manne am Pult das Wort durch's Herz. — „Adressat verstorben" — und das treue Mutterherz? Auch gebrochen? Ja, auch gebrochen. Sonst wäre der Brief nicht wieder in seine Hände gekommen, denn das Mutterauge hätte des Kindes Schrift erkannt und hätte — den Brief nimmer fahren lassen. Er ging hinaus, steckte den Brief in die Tasche, und ist tagelang dahingegangen im dumpfen Schmerz. Jetzt erst hat er gefühlt, wie er an's Elternhaus gekettet war mit goldenen Ketten. Und die kleine Gertrud: — wo ist sie? — — Ein Bekannter kommt zu ihm und ladet ihn ein zu einem Abschiedsschmaus eines Freundes. Er nimmt die Einladung an. All' die Gedanken will er vertrinken — ja vertrinken und

vergessen, und das alte Sündenleben beginnt wieder. Wochenlang ist Richard wieder der alte, wilde Richard. Das Komptoir wird ihm allmählich eine dumpfe Stätte; es wird ihm zu eng, zu schwül in dem ernsten, vornehmen Kaufmannshause; er will hinaus, er muß hinaus, hinaus, hinaus in die weite, weite Welt. Eines Morgens ist er halb trunken auf's Komptoir gekommen. Der Handlungsherr hat ein Auge auf ihn gehabt. Richard hat in seinen Briefen Verwirrung angerichtet. Jener hat es bemerkt und ruft ihn ab. Es ist ihm unheimlich, mit dem ernsten Mann allein zu sein. — „Sie haben falsche Angaben in Ihren Briefen gemacht!" — „Und Sie wollen mich entlassen?" — „Nein, Richard Berger, ich will Sie halten, und will für Sie beten, mehr als ich es bisher gethan habe." — „Für Sie beten!" Das hatte ihm kein Mensch gesagt, seitdem er aus dem Vaterhause fort war. „Für Sie beten!" Das klang ihm in's Herz, als wär's ein Glockenton von Lindenhöhe. „Für Sie beten!" Er wurde plötzlich ganz nüchtern und legte die Hand über's Auge, als wolle er die Bewegung verbergen, die ihm durch's Angesicht zuckte. Er hatte forteilen wollen aus diesem Hause, aber er konnte nicht; eine verborgene Macht hielt ihn fest. Der Prinzipal fragte ihn dann nach den Eltern und nach dem Brief, und bat ihn, den heutigen Abend in seiner Familie zuzubringen. Er hätte am liebsten diese Einladung

ausgeschlagen, aber im Augenblick konnte er keine Entschuldigung finden. So hat er diesen und noch manchen Abend in der Familie seines Handelsherrn verlebt, und hat wieder der Cilly alle mögliche Freundlichkeit zugewendet. Er hat auch einen zweiten Brief nach Deutschland geschrieben an die Witwe des Pastor Berger in Lindenhöh. Der Brief ist lange unterwegs gewesen, ist von Lindenhöh nach Kreuzberg gegangen und ist wieder nach Boston zurückgekommen mit dem Vermerk: „Adressat verstorben.“ Und wiederum ist's wie eine Teufelsgewalt über den Richard hereingebrochen, und er hat hinaus müssen und aus dem schäumenden Becher der Lust trinken; aber nur wenige Tage ist er draußen geblieben: dann hat die still verborgene Macht ihn zurückgezogen in das Haus des Handelsherrn. Es war Charfreitag, als er heimkehrte. Als er in das Zimmer trat, hat der Hausherr die Thür verschlossen und ist niedergekniet mit Weib und Kind, und Richard hat mit knieen müssen. Er konnte doch nicht allein stehen bleiben. Er hat mit knieen müssen. Und der ernste Mann hat lange gebetet. O, welche Gestalten traten ihnen da vor die bewegte Seele! Zu allererst die Gestalt voll Blut und Wunden, der das Herz gebrochen ist über der Sünde der Menschheit. Und unter des Heilandes Kreuz schrieben gefaltete Hände die Unterschrift: „Er ist um unserer Missethat willen verwundet, und um unserer Sünden willen

zerschlagen. Die Strafe liegt auf Ihm, auf daß wir Friede hätten, und durch Seine Wunden sind wir geheilet." An diese Gestalt lehnten sich viele andere Gestalten, wie einst Maria sich an ihres Kindes Kreuz und Johannes sich an seines Erlösers Liebe anlehnte. Für Lebende flehte der ernste Mann und für Verstorbene, für Nahe und für Ferne. Und als er bat, daß der treue Heiland ihres lieben Richard Berger's Eltern möge in die Seligkeit hinaufgenommen haben, — da hat Richard mitbeten müssen. Ja, er hat beten müssen, ob er's auch meinte, gänzlich verlernt zu haben. Und der ernste Mann hat weiter gebetet, daß der treue Herr die verklärten Augen der Eltern möge niederschauen lassen auf ihren Richard, und ihre Lippen mögen jauchzen lassen darüber, daß ihr Kind das ewige Leben erwählet und des Heilandes Gnade geschmecket habe. Da hat der Richard weinen müssen, ob er auch meinte, das Weinen schier verlernt zu haben.

An jenem Abend aber ist Richard noch lange in der Kaufmannsfamilie geblieben, und sie haben viele gute Reden unter einander geführt, Reden, die den Einsamen immerdar mahnten an das verlassene und verlorne Vaterhaus. Den kindlichen Glauben, den er einst im Vaterhaus hatte, und den die arge Welt ihm entrissen, den hat Richard noch nicht wieder finden können, ob er sich auch in diesem neuen Vaterhause an des Glaubens Früchten erquickte. Denn

Sehnsucht nach Glauben ist doch noch kein Glaube; Hunger ist noch keine Sättigung. Oder ist's schon mehr als Sehnsucht, wenn er sich wohl fühlen durfte im Kreise des stillen Familienkreises — er, der Einsame, er, der Verlorne? Der Ruhetag vor Ostern ging dahin. Das Herz des Einsamen war bald tief traurig, denn er dachte an seine Einsamkeit und — er konnte nicht beten, und dann wieder zog's durch dasselbe Herz, als wären's lauter Jubeltöne; dann dachte der Einsame an das Gebet des ernsten Mannes und an das dunkle Kreuz.

In früheren Jahren war die Familie Webser immer allein hinausgegangen auf den großen Friedhof, wo die vier Kreuze in langer Reihe standen; heute früh hatte der Handelsherr den Komptoristen bitten lassen, mit ihnen hinauszugehen, um die Gräber zu schmücken. „Er muß hinaus," hatte er zu seinem lieben Weibe gesagt, „er muß hinaus und den Frieden eines Osterfriedhofs kennen lernen; er muß hinaus und den Lebensfürsten kennen lernen, der aus Gräbern Leben hervorgehen läßt. Er muß hinaus, seinem Heiland in's Auge schauen und sich Ihm an's Herz legen." — Und er ist mit ihnen hinausgezogen. An jenem Ostertage hat er sich wohl seinem Heiland noch nicht an's Herz gelegt. Oder hat er's doch gethan? Wohl hat er ihm in's Auge geschaut — tief hinein. Ob er sich ihm an's Herz

gelegt hat — das glaubte er nicht; das weiß er selber nicht.

Von jenem Ostertage an ist aus dem einsamen Komtoristen ein lieber Hausfreund für das einsam-ernste Haus geworden. Das vergangene Leben dünkte den Richard ein böser Traum gewesen zu sein, und das jetzige Leben dünkte ihn wiederum nur ein Traum zu sein, aber ein seliger. Er war allmählich des Handelsherrn rechte Hand geworden: er wohnte jetzt mit der lieben Familie in einem Hause, er aß mit ihr an einem Tische, er betete mit ihr in einem Gebetskämmerlein.

* * *

Und jetzt, jetzt kniet der einsame Kaufmann aus Boston auf dem Kirchhof zu Lindenhöh. Er kniet an den Kreuzen seiner Eltern und hat des Vaters Kreuz mit seinen beiden Armen umschlungen. Osterkränze hat er nicht gebracht zu seiner Eltern Grab, aber er hat des Vaters Kreuz umschlungen und hat sein Haupt daran gelehnt, und seine heißen Thränen perlen daran hernieder. Er hat rückwärts geschaut in sein vergangenes Leben und hat darin gelesen wie in einem aufgeschlagenen Buch. Daß der alte Küster auf den Kirchhof gekommen ist — das hat er nicht gesehen; daß der große Schlüssel im Schlosse der Kirchthür gekreischt hat — das hat er nicht gehört. — Jetzt schlägt die Turmuhr sechs. Seit zwölf

Jahren hat er diesen Klang nicht gehört, seit zwölf Jahren nicht; darum hat er die ganze Nacht nicht schlafen können und hat aus der nahen Stadt herauspilgern müssen schon in der Dämmerstunde des Ostermorgens. Die Turmuhr schlägt sechs. Drüben hinter den Linden öffnet sich ein Fenster. Er kennt's: es ist das Fenster in — seines Vaters Gebetskämmerlein. Die Turmuhr schlägt sechs, und als der letzte Schlag verhallt ist, grüßen die Osterglocken über's Feld; sie jauchzen mit den gläubigen Menschen: „Der Herr ist auferstanden, ja, der Herr ist wahrhaftig auferstanden." Aber manchmal tönte es, als ob aus den Glocken ein anderer Schall herausklinge, und als ob eine Stimme aus der Höhe riefe: „Dieser, mein Sohn, war tot und ist wieder lebendig geworden; er war verloren und ist wieder gefunden worden."

So tönten die Osterglocken. — Als aber ihr letzter Klang verhallt war, schaute der Einsame um sich, denn er wollte einsam bleiben an seiner Eltern Grab, und sah, daß neben seiner Mutter Kreuz noch der große Lebensbaum stand auf dem Grabe eines längst verstorbenen Amtmanns. Der Lebensbaum war vor zwölf und vor zwanzig Jahren schon fast wie eine dichte Laube, und unter seinen Zweigen lag damals schon und heute noch ein großer, moosbewachsener Stein, der einst wohl lieben Trauernden als Ruhebank gedient hatte. Dort hatte vor vielen

Jahren der Richard mit seiner Gertrud gesessen und hatte ihr die Geschichte erzählt vom Lazarus, der die Grabtücher abwirft und seine Maria und seine Martha grüßt mit fröhlichem Ostergruß, und die Geschichte von jenem andern Lazarus, den die Engel trugen in Abrahams Schoß, und der dort droben seine Osterlieder singt. Und viele andere schöne Geschichten hat dort der Richard seiner Gertrud erzählt. Er weiß es noch, er kennt den Sitz. Der Klang der Osterglocke verhallt, und Richard ist hineingeschlüpft unter das Gezweige des Lebensbaumes und sitzet dort auf dem moosbewachsenen Stein — ganz wie dazumal. Aber Gertrud schaukelt nicht auf seinen Knieen. Er weiß die Geschichten noch, aber seiner Gertrud kann er sie nimmermehr erzählen.

Der einsame Mann sieht den alten Küster und seinen Gehülfen aus der Kirchthür treten und über den Kirchhof gehen; er rührt sich nicht, er beugt das Haupt in tiefen, schweren Gedanken. Er denkt an seine Gertrud. Wie hat er sie so lieb gehabt — die kleine Schwester! So lieb — so lieb nur ein großer, einziger Bruder sein kleines, einziges Schwesterlein haben kann. Im grenzenlosen Leichtsinn hat er das letzte Blatt von ihrer Hand verwehen lassen; in wilder Jugendlust hat er der Schwester Spur verloren. Er hat schon vor Jahren an den Pfarrer in Lindenhöh geschrieben; und der Mann hat ihm geantwortet, daß der Pfarrer Berger vor

jetzt sieben Jahren gestorben sei, daß die Witwe nach Kreuzberg gezogen, und dort, zwei Jahre nach dem Tode ihres Mannes, sanft und selig entschlafen sei, und daß die beiden auf dem Friedhof zu Lindenhöh neben einander ihre Ruhestätte gefunden hätten. Er hatte ihm ferner mitgeteilt, daß sein Erbteil von dem Gericht zu Kreuzberg verwaltet werde, daß er aber nach seiner Schwester vergebens geforscht habe. Dieselbe sei in einer Pension in der Schweiz gewesen, er habe aber den Namen des Ortes nicht erfahren können. Doch habe ihm eine Freundin der Frau Pfarrerin Berger mitgeteilt, daß Fräulein Gertrud mit einer französischen Dame auf Reisen gegangen sei und sich in Frankreich oder in Italien aufhalte.

Ach, was fragte Richard Berger nach seinem Erbteil, nach dem toten Golde seines Vaters; er fragte nur nach dem lebenden Erbteil aus seiner Eltern Händen, nach seiner Gertrud. Aber, ob er auch forschte und fragte beim Gericht und beim Amtmann, ob er Anzeige erließ in den Zeitungen — seine Gertrud fand er nimmer. Jetzt war er zwölf Jahre drüben gewesen. Herr Webser und die Seinen hatten oft die Stille bewundert, mit welcher er den Schmerz seines Herzens trug. Er aber hatte gesagt: „Was mein Gott mir auferlegt hat, ist eine milde Strafe für schwere Sünde.“ Vor einem halben Jahre hat Herr Webser den Richard mit sich auf sein Zimmer genommen und hat ihm gesagt: „Richard Berger, Sie

wissen, daß wir unser Geschäft in der letzten Zeit erweitert haben. Meine Beziehungen zur alten Welt machen es wünschenswert, daß ich in Hamburg einen Vertreter habe. Richard Berger, Sie treten mit ein in mein Geschäft, gehen hinüber und repräsentieren drüben das Haus Webser und Komp. Machen Sie keine Widerrede: ich weiß, was ich an Ihnen habe; sechs Jahre habe ich Sie in meinem Geschäft erproben dürfen; seit vier Jahren sind wir durch stärkere Bande als durch irdische aneinander gefügt: die Gnade des Heilandes hat unsere Herzen mit einander verbunden. Unser Kontrakt ist geschrieben; nehmen Sie ihn mit, prüfen und unterschreiben Sie ihn. Von Weihnacht bis Ostern haben Sie Urlaub, und werden, das walte Gott, Ihre Schwester finden. Nehmen Sie Ihre Gertrud mit sich, und richten Sie sich nach Ostern eine traute Häuslichkeit ein, darinnen brüderliche und schwesterliche Liebe fröhlich und selig mit einander walten."

Das waren gute Worte, und Richard Berger ist hinausgezogen, sie wahr zu machen. Bei den Verwandten hatte er angefragt. Sie wußten nichts von der Gertrud. Die Pension, wo sie drei Jahre verlebt hatte, hatte er erkundet. Die Vorsteherinnen hatten ihm gesagt, daß die Gertrud Berger mit einer französischen Gräfin auf Reisen gegangen sei. Eine frühere Freundin seiner Schwester hatte er aufgesucht. Sie war voll des Lobes über Gertrud; aber

seit drittehalb Jahren hatte sie nichts von ihr vernommen. Sie wußte nur, daß sie in Frankreich oder in Italien sei. — Und nun sitzt der Einsame unter dem Lebensbaum an seiner Eltern Grab und hat da lange schon gesessen und hat das Haupt gebeugt in tiefer Betrübnis.

„Hans Christian!“ ruft drüben der alte Küster seinem Gehilfen zu, „geh nicht zu weit vom Hause, denn bald wird die Uhr sieben sein, und das Sieben-Uhr-Geläute muß noch heller hinausklingen als das erste Geläute. Die Osterglocke tönt heller von Stunde zu Stunde, aber junger Kraft bedarf's, um das gewaltige Metall zu schwingen; darum geh nicht zu weit.“

Dem Mann unter dem Lebensbaum tönt die Stimme wie ein Ton aus längst vergangener Zeit. Und da sein Blick durch das grüne, duftige Gezweige schweift, sieht er, wie die Kirchhofspforte sich öffnet, und eine schwarz gekleidete Dame tritt ein. Sie sieht nicht aus wie eine von Lindenhöh. Ueber dem linken Arm trägt sie grüne Kränze, das blaue Auge schweift über den Friedhof; es sieht traurig aus; das Haupt senkt sich, und tiefgesenkten Hauptes geht sie vorüber an der Kirchthür. Näher kommt sie seinem Sitze — immer näher. Die grünen Kränze nimmt sie von dem Arm. Sie bekränzt die Kreuze, — die Kreuze neben ihm. Sie sinkt nieder am Fuße der Kreuze, dort, wo Richard Berger gekniеet hat. Sie

betet. Und als sie ausgebetet hat, da hebt sie das Auge auf; und sein Auge lugt durch das Gezweige, und seine Lippe murmelt: „Meiner Mutter Auge!“ Die Thräne wischt er vom Angesicht. Die zitternden Hände falten sich noch einmal. Dann erhebt er sich und teilt leise das grüne Gezweige, und steht vor der Jungfrau. Wer ist die Jungfrau? Sie scheint im ersten Augenblick erschrocken zu sein und sich abwenden zu wollen. Da redet er sie an mit zitternder Stimme: „Sie scheinen auch eine Einsame zu sein, mein Fräulein, die in tiefer Trauer zu den Gräbern der Ihren muß?“

„So gar einsam darf ich mich nicht nennen,“ erwiderte sie, und schaute ihm ernst in's ernste Angesicht, „denn der Osterkönig ist mein Geleitsmann. Auch bin ich nicht so tief traurig, denn ich weiß, daß meine Lieben daheim sind und selig. Aber ich bin eine, die Sehnsucht hatte nach der Heimat, die in fremden Landen hin und her gezogen ist, und seit drei Jahren die Gräber der Ihren nicht gesehen hatte, und nun am dritten Ostern einmal wieder hier knieen und beten und die Kreuze schmücken mußte.“

„O ja,“ sagte er, und seine Stimme bebte, — „hier knieen und — alter vergangener Zeiten gedenken. Oder haben Sie es vergessen, wie einer dort im dichten Gezweige Ihnen die Geschichte erzählte vom Lazarus, der getragen wurde von den Engeln in Abrahams Schoß, und von dem andern Lazarus,

den der Osterkönig vom Tode erweckt ,und Er gab ihn seiner Schwester?'" — Sie schaute ihm mit forschendem, flehenden Blick in's Angesicht. Er aber fuhr fort: „Der erste Lazarus, das ist Pfarrer Berger von Lindenhöh, der zweite — — das ist sein Sohn. Gertrud! Gertrud! — meine Schwester!" — „Richard!" rief sie, und schluchzend lag sie an seiner Brust.

Sieben Schläge hallten von der Turmuhr über's Dorf und die Osterglocken huben wieder an und jauchzten mit mächtiger Stimme: „O du fröhliche, O du selige, Gnadenbringende Osterzeit, Welt lag in Banden, Christ ist erstanden, Freue, Freue dich, o Christenheit!"

Und die Alten, die vorüberzogen, riefen in des Pfarrers Gebetskämmerlein hinein: „Der Herr ist auferstanden!" und heraus tönte die Antwort: „Ja, der Herr ist wahrhaftig auferstanden!" Und die Jungen auf der Dorfstraße riefen sich mit lauter Stimme zu: „Fröhliche Ostern!" Und auf dem Friedhof hallte das Wort wieder. Und ob die Lippen ganz stille schwiegen, so jauchzeten mächtig die Herzen: „Selige Ostern, ja selige Ostern!"

Der alte Küster aber trat aus der Kirchthür und schaute zu den Kreuzen seiner lieben Pfarrleute hinüber. Ach, wie hatte er sie so lieb gehabt; und fast wollte ihn dünken, als ob das Wort des alten Pfarrers in seiner tiefen Einfalt mächtiger in die

Herzen gedrungen wäre als das kräftige Zeugnis des jetzigen jungen Hirten; ach, wie hatte er sie so lieb gehabt! Osterkränze hat sein Mütterchen ihnen alle Jahre gewunden, und er hat's sich nicht nehmen lassen, sie eigenhändig über die Kreuze zu hängen. Nun steht er stille an der Kirchthür und schaut staunend hinüber zu den Kreuzen. Wer durfte ihm zuvorkommen? Da fällt sein Blick auf die beiden; auf die beiden dort neben den Kreuzen, und größer wird sein Auge. „So sah der Pfarrer Berger aus vor vierzig Jahren, als er einzog in Lindenhöh; — ich seh' ihn noch. — Grad wie jener — so sah er aus. Und grad wie jene sah die Frau Pfarrerin aus; — wahrlich grad wie jene. Aber nein, — nein — sie sind's nicht. Wenn ich meine lieben alten Pfarrersleute wieder sehen werde an jenem großen Ostern, dann werden sie noch schöner aussehen als jene dort, dann werden sie ganz durchleuchtet und verklärt sein von der Ostersonne."

So murmelt der alte Küster in den grauen Bart. Und dann fährt er fort: „Die alten Augen sehen nicht scharf mehr. Aber wer sie auch sind, sie sollen einen fröhlichen Ostergruß vom alten Küster Möller mitnehmen von den Gräbern." Und näher tritt er und grüßt sie mit freundlichem, fröhlichem Gruß. Sie aber erwiderten jauchzend den Gruß und fragten mit jubelnder Stimme: „Kennt Ihr uns nicht, Vater Möller, kennt Ihr Richard und

Gertrud nicht?" — „Ja, ja; ich erkannte Euch wohl," sagte er; „aber ich traute den alten Augen nicht — ach, sie werden schon schwach." Die heißen Thränen aber rollten ihm über die durchfurchte Wange, und des Richards Hand hielt er fest umschlossen und zog die beiden mit sich in sein Haus. Als sie aber aus der Kirchhofspforte traten, da stand er einen Augenblick stille, schaute dem ernsten Mann voll und ernst in's Angesicht und fragte ihn: „Richard, bist Du heimgekehrt zu Deines Vaters Kreuz und zu seiner Osterhoffnung?" — „Ja, Vater Möller," erwiderte er, „zum Kreuz und zur Osterhoffnung." — „Der Herr ist dem alten Küster Möller sehr gnädig," fuhr er fort, „daß er mich die Botschaft mit hinaufnehmen läßt, wenn ich droben am großen Ostern meinen alten Pfarrer grüßen darf: ‚Siehe, Dein Sohn ist heimgekehrt zum Kreuz und zur Osterhoffnung.' Ja, der Herr ist dem alten Küster Möller sehr gnädig, daß ich Dir noch Deines Vaters Botschaft ausrichten darf, mein Sohn — meines Pfarrers Richard. Siehe, als er auf seinem Sterbebette lag, mein lieber, guter Pfarrer, da hat er zu mir gesagt: ‚Küster Möller,' hat er gesagt, ‚mein Richard wird heimkehren; und wenn er heimkehrt, dann sagt ihm, daß ich ihm alles vergeben habe, und daß ich als mein bestes Erbteil ihm meinen vollen Vatersegen hinterlassen habe. Und bittet ihn, daß er seine Schwester lieb behalte, wie er

sie als Knabe lieb gehabt habe, und daß er für sie sorgen soll ihr Leben lang."

Da sind sie in das Küsterhaus getreten. Der Richard hat noch einmal seine Gertrud fest umschlungen, und die alte Küstersfrau hat sie ihm aus dem Arm genommen und hat die junge vornehme Dame geküßt, wie eine Mutter ihr Kind küßt. Der alte Küster aber betete und triumphierte also:

Das ist die reiche Osterbeut',
Der wir teilhaftig werden:
Fried', Freude, Heil, Gerechtigkeit
Im Himmel und auf Erden.
Hier sind wir still und warten fort,
Bis unser Leib wird ähnlich dort
Christi verklärtem Leibe.

IX.

Himmelfahrt.

Himmelan!

~~~~~~~~
~~~~~~~~

Himmelan!

I.

Frühlingsleben.

Nun der Lenz im Forste wieder
Klingend zieht durch alle Bäume,
Kommen Tages mir die Lieder,
Komuen mir bei Nacht die Träume.

In der schönen Maienzeit war's, als sie sich unter dem grünen Laubdach draußen im Walde gefunden hatten. Die ganze Natur hatte dazumal ein großes Lied gesungen von Lieb' und Lust und Leben, und die Menschenherzen hatten die Lieder des Waldes und der Lerchen widerhallen lassen. Den beiden war es durch die Brust gezogen, wie lindes Frühlingswehen durch den Hochwald zieht; das fächelt hie eine Knospe auf und läßt dort ein Blümlein freundlich nicken. Es war ihnen nicht an der Wiege gesungen, daß sie einander finden würden. Wer prophezeiht es auch der jungen Eiche, daß sie auf die Höhe getragen wird, um ihr Gezweige in die Wolken ragen zu lassen? Oder wer sagt's der schlanken Tanne des hohen Gebirges, daß ihr Sämlein hin-

unter wehen und drunten im tiefen Thal Wurzel schlagen werde? Der Epheu, der sich an den Eichbaum schmiegt, fragt auch nicht, wo die starke Stütze, die er zum Leben nötig hat, seine Jugendzeit verlebt habe.

Robert Ansbach war Buchhalter beim Herrn Sternberg; Herr Sternberg aber hatte das größte Geschäft in ganz Rehburg. Herr Sternberg hatte einen großen Laden mit Manufakturwaren; nebenbei trieb er Bank- und Wechselgeschäfte. Das Nebengeschäft hatte aber allmählich eine große Bedeutung gewonnen, denn dasselbe war von jeher mit Vorsicht und Umsicht geleitet, und seitdem Robert Ansbach Buchhalter gewesen war, war der Gewinn nicht geringer geworden als bisher. Robert Ansbach aber wäre nimmer Buchhalter bei Herrn Sternberg geworden, wenn er nicht schon in der Dorfschule viel besser als sein Lehrer selber hätte rechnen können und wenn er nicht später diese Kunst neben anderen Künsten mit eisernem Fleiße weitergeübt hätte.

Sein Vater war ein Tagelöhner drüben am Meer, und wenn derselbe auch gar treulich für die Seinen sorgte und nur zwei Buben hatte, davon der ältere, der Hans, schon ausgelernt hatte, als der Robert in die Lehre kam, so konnte er seinem Jüngsten doch nichts mitgeben als den neuen Konfirmationsrock und das schöne Rechentalent. Damit war der Robert hinausgezogen, hatte auch des Vaters

Sprüche hinzugenommen, die da lauteten: „Ehrlich währt am längsten“ und „Kein Preis ohne Fleiß“, und war seine Straße gewandert. Eigentlich war sein Leben bisher weniger ein Wandern als ein Arbeiten gewesen. Nachdem er drüben in Eschenheim seine Lehrjahre vollbracht hatte, war er noch ein Jahr bei seinem Lehrherrn geblieben, war dann nach Bremen auf's Komptoir gegangen, hatte sich in der großen Handelsstadt fleißig umgesehen und war darauf in's Geschäft des Herrn Sternberg nach Rehburg gekommen. Zwei Jahre war er im Laden thätig gewesen; aber der Kaufmann hatte bald bemerkt, daß er in dem Robert Ansbach eine Perle gewonnen habe, und machte ihn zum Buchhalter. Als solcher hatte er jetzt seit vier Jahren auf dem Platz gestanden, hatte den Platz ausgefüllt und genoß die Achtung des Handelsherrn und des Personals in hohem Maße. Herr Sternberg hatte ihm Zutritt in sein Haus und Umgang mit seiner Familie gegeben, und allenthalben, wo er verkehrte, wußte sich der junge gewandte und schmucke Buchhalter die Herzen zu erobern.

Schade, daß der Robert Ansbach arm ist, sonst würden die Mütter der heiratsfähigen Töchter Rehburgs manche Hoffnung auf denselben setzen. Aber der Buchhalter ist ein braver Mann, er weiß es, daß Gott der Herr selber eine Schranke gesetzt hat zwischen arm und reich und er ist viel zu edel, diese Schranke

durchbrechen zu wollen. Robert Ansbach ist auch stolz und will lieber der erste sein im Geschäft des Herrn Sternberg, als in kleinen Verhältnissen kriechen und drüben in irgend einer verborgenen Gasse einen eigenen kleinen Laden eröffnen; denn das Geschäft des Herrn Sternberg steht weit und breit in hohem Ansehn; ein Teil des Glanzes aber fällt auf den jungen gewandten Buchhalter, und dieser sonnt sich in solchem Glanz. Das Haus Sternberg hat ganz besonders Einfluß gewonnen, seitdem der alte Kommerzienrat Schelder keine Bankgeschäfte mehr betrieb, sondern hinausgezogen war, die allerliebste Villa in der Vorstadt bewohnte und dort seinen Studien und seinem Kinde lebte.

Warum hätte der Alte sich auch noch mit den Rechnereien und den Geschäften den Kopf zerbrechen sollen? Er hatte sein Lebenlang genug gearbeitet und war sehr reich geworden. Erst als Vierzigjähriger hatte er sich verheiratet, hatte nur fünf Jahr mit seiner Frau in glücklicher Ehe gelebt, da war sein teures Weib an der Schwindsucht gestorben und hatte ihm ein vierjähriges Kindlein hinterlassen. Jetzt ist der Kommerzienrat Schelder ein alter Mann und sein einziges Kind ist eine blühende Jungfrau geworden. Die prächtige Villa bewohnt er mit seinem Kinde, seiner alten Haushälterin und der Magd ganz alleine. Des Abends, wenn die dunklen Schatten über die Erde ziehen, pilgert der Alte die Treppen hin-

auf: es ist von jeher seine Lust und Leidenschaft gewesen, den Bahnen der Sterne zu folgen und die schönsten Instrumente sind ihm nicht zu teuer gewesen: von jeher ist's ihm eine Freude gewesen, neben all den Zahlen, welche sich mit dem blinkenden Golde beschäftigten, die Zahlen auf dem Papier hin und her tanzen zu lassen, welche den Stand und den Weg der leuchtenden Welten berechneten.

Nun hatte der Mann Muße, seinen Studien nachzugehen. Dann und wann ging er zum Herrn Sternberg, um ein Stündchen mit ihm zu verplaudern, und wenn der Handelsherr selber nicht daheim war, setzte er sich neben den Buchhalter, und redete über die Kurse und über neue Pläne und Unternehmungen. Das waren für den einen wie für den andern angenehme Stunden, denn der Alte freute sich der verständigen Ansichten des Jungen, und der Junge nahm die Ratschläge des Alten, die stets aus einer reichen Erfahrung geschöpft waren, dankbar an. Ueberdies hatten beide Männer in ihrem Wesen manche Aehnlichkeit, von welcher freilich weder der Herr Kommerzienrat noch der Buchhalter eine Ahnung hatten. Beide waren durchaus ehrenhafte, rechtliche Charaktere; die Ehre des Geschäfts, die reine Kaufmannshand, das wohlgeordnete Hauptbuch spielte hier wie dort eine große Rolle, beide hatten eine hohe Achtung vor der Religion, und verachteten jedes leichtfertige Reden über die tiefen

Fragen des Menschenherzens; aber weder der eine noch der andere hatten einen Blick gethan in die Sünde, und der Tugendstolz versperrte ihnen beiden den Weg zum Kreuz und zur Gnade; beide waren eigentlich gar stolze Menschenkinder, aber der eine gab willig den Stolz des andern als berechtigt zu.

„Ehre und Tüchtigkeit dürfen kühn das Haupt erheben," sagte der Buchhalter.

„Ganz recht, Herr Ansbach," erwiderte der Alte, „aber Geburt, Besitz und Lebensstellung erheben doch diesen und jenen Menschen so hoch, daß auch der makelloseste Name und die größte Tüchtigkeit nicht zur Gleichstellung berechtigt."

„Jeder ist verpflichtet, in seinen Schranken zu bleiben; wenn z. B. ich eine gleiche Lebensstellung beanspruchen wollte wie Sie, so würde ich frevelhaft denken und handeln."

„Nun," erwiderte lächelnd der andere, „ich wollte die Sache nicht persönlich zugespitzt haben, aber um bei der Wahrheit zu bleiben, muß ich zugeben, Herr Ansbach, daß ich Ihrer Meinung bin. Doch Ehre dem, *dem* sie gebührt, und *wie* sie ihm gebührt."

Sie hatten sich gefunden: ja zuerst hatte der Kommerzienrat den Buchhalter, und der Buchhalter den Kommerzienrat gefunden, aber als die Knospen aufsprangen und die Schlüsselblümlein den Waldesgrund mit gelbem Sammet bedeckten, da hatte des

Alten einziges blühendes Töchterlein auch den Buchhalter gefunden. In der Familie des Kaufherrn waren sie dann und wann zusammengekommen. Als aber der Herr Sternberg mit den Seinen die Frühlingsfahrt in den Wald machte und zu anderen Jungfrauen auch die Annette Schelder dazu geladen hatte, und als sie über den Bach hatte hüpfen wollen und er ihr die Hand gereicht hatte, — o, wie hastig hatte sie da die starke Manneshand ergriffen. Hatte er das Zucken und Zittern gefühlt, das die zarte Hand durchbebte? Das glühende Rot der Wangen, das ihr jäh bis über die Schläfe hinaufschoß, hatte er ganz gewiß gesehen. Wie war er schweigsam geworden seit jener Stunde; nur ein Blick aus seinem ernsten Auge hatte ihr bis in's Herz hineingeredet — geredet wie eines Predigers Predigt, die von Anfang bis zu Ende widerhallen läßt die Worte der ewigen Liebe. Wie war er schweigsam geworden in jener Stunde; nur beim Scheiden hatte sein Händedruck eine laute Sprache geredet, und seine Lippen hatten geflüstert: „Auf Wiedersehn, Annette!“ Sie hatte ihn mit einem dankbaren Blick angesehen, und wie Sonnenschein war's ihm über das ernste Antlitz geglitten, als ihr Blick den seinen traf; und wie ein Frühlingswehen war sein Wort ihr durch die Seele gezogen. „Auf Wiedersehn, Annette!“ hatte er gesagt. Aber nachher war er ihr aus dem Wege gegangen, als ob er selber sein Wort zu Schanden machen wolle. In

drei Wochen hatte sie ihn nicht gesehen. Da war am Himmelfahrtstage ihr Vater aus dem Gotteshause heimgekehrt und hatte gesagt:

„Annette, wir werden heute Nachmittag eine Ausfahrt in den Wald machen. Ich habe auch Steinbergs, Ansbach und einige andere dazu geladen. Ich weiß nicht, was dem Buchhalter auf der Seele lastet; er wäre offenbar lieber daheim geblieben, aber ich ließ ihn nicht los, bis er mir versprach, zu kommen."

Sie hätte aufjauchzen mögen bei diesen Worten des Vaters, und doch schoß es ihr wie ein jäher Schmerz durch die Seele. Sie mußte an ihren Vater denken. Sie hatte bisher noch nie daran gedacht, was wohl ihr Vater dazu sagen würde, wenn sie ihr volles Herz ihm ausschütten werde. Jetzt sah sie ihm in's Angesicht; sie bemerkte um den Mund einen Zug der Strenge, den sie bisher nie gesehen hatte, sie sah auf der hohen Stirn einen Stolz thronen, der ihr bisher völlig verschleiert geblieben war, verschleiert von Freundlichkeit und Vaterliebe. Annette erbebte; es war kein freudiger Schreck, der ihr durch's Herz zog; aber bald eilten ihre Gedanken weit hinaus in den Wald, wo im hohen Gezweige die Tauben girren und am felsigen Abhang die Brombeeren ranken, wo das frische Grün ein hohes Gewölbe bildet und die schlanken Stämme der Buchen wie Tempelsäulen in die Höhe ragen, und sie — ach sie dünkt sich ein Täubchen auf hohem Gezweig, und

grüne Ranken fühlt sie um ihr warmes Herz sich schlingen, und in einen heiligen, hellen Tempel glaubt sie eingetreten zu sein.

Dann geht's hinaus in den grünen Wald: sie saß ihm gegenüber im Wagen, sie geht an seiner Seite auf den schattigen Waldwegen. Was kümmert's sie, daß er so schweigsam ist und daß sie fast alle Worte aus seinem Munde herausfragen muß? Was kümmert's sie, daß er es mehrere Male versucht hat, von ihr zu gehen und sich andere Gesellschaft zu suchen? Er ist doch immer wieder zu ihr zurückgekehrt. Sie fühlt es, daß er sich von ihr ziehen läßt wie das Eisen vom Magneten. Es ist Himmelfahrtstag, und Annette fühlt sich hoch in die Höhe gehoben, durch alle Wolken hindurchgetragen von einem, der da auffuhr wie ein Adler. Annette Schelder hatte einen anderen Himmel als der Erde Lust und Liebe, sie kannte auch eine andere Himmelfahrt als das himmelshohe Jauchzen eines an die Erde gefetteten Herzens. Von der alten treuen Haushälterin hatte sie beten gelernt im Namen des auferstandenen und aufgefahrenen Heilandes, und ihr Glaube wußte sich hinaufzuschwingen und mit ihrem Heiland im Paradies der Gnade und der Vergebung zu wandeln.

Die Jungfrau saß am Abend in ihrem Stübchen und blickte zurück auf Freud' und Leid des Tages. Was hatte sie denn erlebt? War er nicht

von ihr geschieden wie er zu ihr gekommen war, ebenso ernst, ebenso schweigsam? Hatte sie denn überhaupt etwas erlebt? Ach, wie war das arme, liebeswarme Herz so voller Zweifel und voller Fragen. Wohin soll die bange Seele fliehen? Da blättert sie in dem Büchlein, das sie vom Tisch genommen hat und liest es sich in das zitternde Herz hinein:

Weil er gen Himmel sich gewen'dt,
Das Irdische verlassen:
Mein Herz auch nirgend Ruhe find't;
Es will nun diese Straßen
Zur himmlischen Ruh', Freud' und Ehr',
Wo Christus ist sein Haupt und Herr:
Dabei will es auch ruhen.

II.

Die untergehende Sonne.

Was schaut ihr nach? Ihr sollt ihn wiedersehn,
Wie er gen Himmel heute ward entnommen;
Was weinet ihr? Ihr sollt nicht Waisen gehn,
Er hat's gesagt, ein Tröster soll euch kommen;
Was weilet ihr auf den verlass'nen Höhn?
Nach Salem geht, da harren sein die Frommen,
Und blicken himmelan in Lust und Pein;
Denn wo der Herr, soll auch der Diener sein.

Die Sonne gleitet hinunter am Horizont, und der Sommer fährt hinüber über den Apfelbaum und läßt die Frucht reifen, und die Herbststürme schütteln dem Baume die Zweige und lassen die Frucht zur

Erde fallen. Der Winter webt das weiße Leichentuch und deckt die Erde mit ihrem Leben und Streben zu; und im Kreislauf der Zeiten eilt der Frühling wieder daher mit seinem Grünen und Blühen. Wie die Träume — so wechseln die Zeiten, und wie ein Traum, so schwindet der Menschen Schönheit und Jugend.

Ist das Annette Schelder? Dieselbe, die über den Waldbach hüpfte wie ein junges Reh, und deren Wangen glühten wie Pfingstrosen? Ist das Annette Schelder, jene bleiche Gestalt, die sich stützt auf den Arm des Kommerzienrats, und zum Sessel wankt, der drüben am Fenster steht, und die Strahlen der Frühlingssonne auf die durchsichtigen matten Hände fallen läßt?

Ja, die Stürme eines Jahres brechen manchen Zweig von den grünen Bäumen, und das Brausen des Frühlings läßt manches Menschen Herz erzittern und manche blühende, glühende Wange erbleichen. Zuerst war's über sie gekommen im letzten Herbst: Da hatte sie oft in ihrem Stübchen gesessen wie ein trauriges, mattes Vöglein, das den Kopf gesenkt hat und vom Zweige herniederschaut auf seinen Genossen, der erschlagen am Boden liegt.

Lag denn auch Dein Lieb am Boden, Du holdes Vöglein Du, oder ist's hinweggezogen in das sonnige Land und hat Dich alleine zurückgelassen dort, wo die rauhen Stürme Dir durch die Seele wehen?

Herr Robert Ansbach steht noch immer als Buchhalter an seinem Pult im Hause Sternberg; er ist noch immer der gewandte, geschäftstüchtige Mann. Wer ihn genau kennt, meint, daß er schweigsamer geworden ist, und als er im letzten Sommer vierzehn Tage daheim bei den Seinen war, klagte die Mutter darüber, daß ihr Bub bleich aussehe und die Stadtluft nicht so gut wie früher werde vertragen können. Daheim erholte er sich sichtlich, hatte er doch auch die drei Kinder seines Bruders immerdar um sich, und der helle Strahl aus ihrem Auge leuchtete ihm in's Herz hinein. Sein Bruder hatte seit sechs Jahren ein kleines Manufakturgeschäft in einer benachbarten Stadt. Der Mann war anders geartet als der Robert; fehlte es ihm auch nicht an Tüchtigkeit und Gewandtheit, so stand sein bescheidenes, zurückhaltendes Wesen ihm oft im Wege, wenn es galt, sich in die Höhe zu schwingen. Er war zufrieden, als er sich eine kleine Summe erspart hatte, und sein Weib ihm eine ebenso bescheidene Mitgift in die Hand legte, und er mit seiner jungen Frau in's bescheidene Häuschen in Großheim einziehen und ein Geschäft eröffnen konnte, das einen Mann ernährte, der Werktags fleißig arbeitete und Sonntags seinen Laden schließen und sein Gesangbuch unter den Arm nehmen konnte. Seine Kinder erzog der Hans Ansbach so, daß sie sich ebenso wohl und heimisch fühlten im Tagelöhnerhäuschen auf dem

Lande, wie im Laden des Vaters in Großheim. Es waren drei allerliebste, artige Kindlein, zwei Mädchen und ein Bube, aller Leute Verzug und doch in keiner Weise verzogen. So war's kein Wunder, daß der Onkel Robert, der so sehr kinderlieb war, auflebte im Kreise der Kleinen. Als aber der Onkel wieder hinter seinem Pult stand, und seines Bruders Kinder ihn nicht mehr umspielten, und die Mutterhand ihm nicht mehr über die Wange streichelte, was Wunder, daß da der Robert wieder bleich wurde?

Ja, das Herz des Robert war auch nicht von Stein gemacht und zu Eis erstarrt, es war ein warmes, lebendiges Menschenherz, und dies Herz hatte der Liebe die Thür geöffnet; darum war's wohl wieder aufgelebt wie eine welkende Blume nach dem Maienregen, als es sich von Eltern- und Kindesliebe wie von goldener Kette umschlossen sah; aber das Mannesherz verlangte noch eine andere Liebe.

Ja, sie hatten sich gefunden. Er hatte sie gefunden, die Annette Schelder. Er wußte, daß sie die Perle sei, die ihm das Herz reich machen werde. Aber er streckte nicht die Hand nach der Perle aus. Er wußte, daß sie zu kostbar für ihn sei; er wußte, daß ihr Vater die Tiefe des Thales, darin er geboren, und die Höhe des Berges, darauf sie gestellt war, berechnen und zu dem Schlusse kommen werde, daß Bergeshöhe und Thalestiefe nicht zusammen kommen dürfen. Er wußte, daß der alte Kommerzien-

rat ein Rechenmeister sei und daß die Annette sein einziges Kind sei, und Robert Ansbach war ein viel zu tüchtiger Rechenmeister, um nicht zu wissen, wie das Exempel aufgesetzt und ausgerechnet werde.

Dem Robert blutete das Herz, aber er glaubte, daß sein Verstand mächtiger sei, als sein Herz. Oder hätte er vielleicht von dem reichen Manne sich die Antwort noch holen sollen, die er schon kannte? Dagegen erhob sich all sein Stolz, sobald solche Frage ihm durch die Seele zog.

Wie war er überhaupt zu dem Gedanken gekommen, daß die Annette ihn gern habe? Einen freundlichen Blick hatte ihm schon mehr als eine Jungfrau zugeworfen. Sie hatte auf dem Spaziergang durch den Wald seine Gesellschaft gesucht, ihm war's vorgekommen, als ob ihr tiefes, dunkles Auge aufgeleuchtet wäre, wenn sie es zu ihm aufgeschlagen hatte; aber was man wünscht, das bildet man sich leicht ein, und seine Wünsche waren Seifenblasen gewesen, die nun alle zerplatzt waren; Annette Schelder hatte sich von ihm fern gehalten, sie hatte das Haus an der Königsbrücke, darin Robert Ansbach hinter seinem Pult saß, gemieden, dann hieß es, sie sei leidend geworden. Der Buchhalter hatte sich beim Kommerzienrat nach ihrem Befinden erkundigt, und hatte zuerst leichte, flüchtige Antwort erhalten. „Erkältung — hartnäckige Erkältung!" hatte der Alte gesagt. Aber im Laufe des Winters war der Mann

einhergegangen, als ob ihm eine schwere Last auf dem Rücken liege, und wenn man ihn nach dem Befinden seines Kindes gefragt hatte, war wohl eine Thräne in sein Auge gekommen.

Dann kam der Frühling. Wieder ziehen die Stadtleute in den grünen Wald. Die kecken Burschen halten eine Maiblume im Munde und die Mägdlein haben sich die Rosenknospe an den Busen gesteckt. Die Augen lachen in Jugendlust und die Herzen frohlocken. So ziehen sie hinaus. Robert Ansbach ist nicht mit ihnen. Annette Schelder ist auch nicht mit ihnen. Robert Ansbach sitzt hinter seinem Pult und rechnet und rechnet, und der Annette bringen die Freundinnen die grünen Reiser, und die Waldblumen und die Grüße der Lerche mit in die Krankenstube.

Sie sitzt in ihrem Bette und sieht so elend aus, so elend wie ein welkendes Schneeglöckchen, aber die Sonne strahlt auf ihr Bett, und ihr Auge sieht so fröhlich aus, wie ein Kinderauge im Maiengrün. Und wenn sie die beiden großen, blauen Augen hinaufrichtet, dann mußte wohl einer an den Stephanus denken, wie er rufet: „Herr Jesu, nimm meinen Geist auf," und auf der Stirne und in dem Angesicht steht der Jungfrau die Schrift geschrieben:

Mich fasset ein Verlangen,
Daß ich zu dieser Frist
Nicht kann hinauf gelangen,
Wo meine Heimat ist.

Es war an einem Sonntag Nachmittag. „Grad' vor einem Jahre war's, Robert Ansbach, — ja, grad' vor einem Jahre, da hüpfte ich über den Bach und ergriff Deine Hand, und beim Scheiden sagtest Du: ‚Auf Wiedersehn!'" Nun werde ich über den breiten Strom fahren und werde in ein schönes Land kommen, da keine Bande mehr kann zerrissen werden. Nein, Robert, ich will nicht hinüber fahren, ohne es Dir gesagt zu haben: ‚Auf Wiedersehn!'"

Der Vater setzte sich an ihr Bett. Sie ergriff seine Hand und sagte im flüsternden Ton: „Mein Vater, mein lieber Vater, ich werde Dich nun bald verlassen. Ach, werde nicht so sehr betrübt, mein Väterchen, siehe, meine Mutter ist nun bald zwanzig Jahre droben im Himmel, und Du hast mich auf dieser Erde gehabt — und ich Dich; nun sollen wir tauschen: ich soll nun eine Weile bei der Mutter sein, und dann kommst Du nach — nicht wahr, mein Väterchen? Ja — ja, vielleicht nach zehn oder zwanzig Jahren. Dann wird kein Mensch und keine Macht uns wieder trennen können. Aber ich weiß wohl, daß die Jahre hienieden Dir lang werden, wenn Du alleine wohnen sollst in diesem Hause. Ich dachte mir, daß Du die Kousine, unsere Klara, zu Dir nehmen müßtest; aber ich glaube nicht, daß sie Dir ein Kind nach Deinem Sinne und nach Deinem Herzen sein wird. Vater, weißt Du, wem ich hätte die Hand

für's Leben reichen mögen, wenn ich hienieden geblieben wäre?"

Ein helles Rot flog über ihre bleiche Wange. Sie hielt einen Augenblick inne und umfaßte fester des Vaters Hand. Er schaute ihr in das große, blaue Auge hinein; eine Thräne rollte ihm über die durchfurchte Wange, und seine Lippe bebte; aber er sagte kein Wörtlein: er schaute ihr schweigend und unverwandt in das Auge, und dachte wohl in seinem Sinne: Wie wird die Sonne so groß, wenn sie untergeht.

Dann fuhr sie fort: „Vater, es soll kein Geheimnis mehr zwischen Dir und mir sein: ich habe einen Mann geliebt mit heißer Liebe — der Mann, mein Vater, ist Robert Ansbach."

Sie schwieg. Er sah sein Kind mit großen Augen an; seine Lippe bebte. Dann fuhr sie fort: „Ich weiß, mein Vater, daß ich Dich betrübt hätte, wenn ich vor einem Jahre Dir also diesen Namen genannt hätte, aber jetzt stehe ich vor dem Thor der Ewigkeit, und Du stehst am Sterbebette Deines Kindes — da wird der Blick freier; ich weiß auch, daß Robert Ansbach nicht so zu seinem Heilande aufschaute, wie ich, aber ich weiß, daß er ein sehnendes, suchendes Herz hat." —

Seine Hand zitterte in der ihren und sein Auge war unverwandt auf ihr strahlendes Angesicht gerichtet; es war, wie wenn die Morgenröte eines

neuen Lebens sich über ihre Wangen ergieße. Er fragte im hastigen Wort: „Hat Robert Ansbach Deine Liebe erwidert?"

„Vater," sagte sie, „es ist kein Wort zwischen uns gefallen, er hat mich nicht gefragt, ich habe ihm nichts gesagt, aber ich habe es aus seinen Augen gelesen, daß er mich lieb habe, und seine Augen sind zu offen, als daß sie etwas verbergen, und zu wahr, als daß sie lügen könnten. Aber er hat mir kein Wort gesagt, und ich redete mir ein, daß ich mich täuschen könnte. Aber während ich auf meinem Krankenbette lag, ist es mir immer klarer geworden, daß er zu — demütig — oder — zu stolz gewesen ist — um Dich um meine Hand zu bitten, und daß er zu edel gewesen ist, um Schleichwege zu betreten. Ja, Vater, ich täusche mich nicht: er hat mich ebenso heiß geliebt, als ich ihn."

Fester umfaßte sie seine Hand, fester schaute er ihr in's Angesicht. Einen Augenblick schloß sie die Augen. Er streichelte ihr die Wange, und ermahnte sie, zu ruhen und sich nicht aufzuregen. Ein mattes Lächeln spielet ihr um die schmalen, bleichen Lippen. Sie lag einen Augenblick stille, als ob sie über etwas Wichtiges nachdenke. Dann fragte sie plötzlich im bittenden Ton: „Vater, darf Robert Ansbach heute oder morgen uns besuchen?"

Er erbebte bei dieser Frage; aber er gewann

rasch seine Fassung wieder und erwiderte ihr: „Ja, Annette, ich will ihm selber einige Worte schreiben.“

„Du schreibst ihm weiter nichts, als — die Bitte, uns zu besuchen.“

„Nein, mein Kind.“

*　　*　　*

Robert Ansbach saß an ihrem Bette. Sie hatte des Herzens Falten vor ihm aufgedeckt, und er hatte sie hineinschauen lassen in den heißen Kampf seiner Seele.

In den Abendstunden saß er von jenem Tage an täglich an ihrem Bette. Er erzählte ihr von der Erde und dem Leben auf derselben, und sie erzählte ihm von dem Himmel und dem ewigen seligen Leben in demselben. Zuerst war's ihm wie ein Stachel in's Gewissen gefallen, wenn sie von der heiligen Sterbestunde redete und von der seligen Lust zur Ewigkeit und es schien ihm bald zu viel zu werden; aber nach wenigen Tagen hatte er sich an ihre Worte gewöhnt, wie sich der Vater an dieselben gewöhnt hatte, und wiederum nach wenigen Tagen lauschte er den Worten, wie ein Verdürstender hinhorcht zu dem Plätschern der nahen verborgenen Quelle.

Wenn die Knospen aufspringen, dann entflieht das Leben aus der kranken Brust.

Es ist Himmelfahrtstag.

„Weißt Du noch? Heute vor einem Jahre war's —“ Da versagte ihr die matte Stimme.

„Ja, Annette, vor einem Jahr im grünen Walde. Ich weiß es noch, ich werd's mein Lebenlang nicht vergessen."

„Vater — Robert — habt Euch lieb — das ist das Vermächtnis, das ich euch beiden hinterlasse. — O — seht ihr — seht ihr — die Engel Gottes aus den Wolken schweben; sie kommen — Herr Jesus — aufgefahren gen Himmel — Du hast es gesagt: Wo ich bin, sollen meine Diener auch sein — komm, Herr Jesu — ich sehe — ich sehe —"

Was ist das? Will das wirre Augen brechen?"

„Robert, laß den Arzt holen," bittet der Vater.

Da öffnet sie noch einmal weit — weit das große blaue Auge:

„Nein, nein — nicht Arzt; — beten — Vater — das — das —!"

Er weiß, was sie meint. Er nimmt das alte Gebetbuch, das die Mutter einst dem Kinde als Erbteil hinterlassen hat und liest es mit bebender Stimme:

Ach Herr, laß Deine Engelein
Am letzten End' die Seele mein
In Abrahams Schoß tragen,
Den Leib in seinem Schlafkämmerlein
Gar sanft ohn' einig Qual und Pein
Ruhn bis zum jüngsten Tage,
Alsdann vom Tod erwecke mich,
Daß meine Augen sehen Dich

In aller Freud', o Gottes Sohn,
Mein Heiland und mein Gnadenthron.
Herr Jesu Christ, erhöre mich,
Ich will Dich preisen ewiglich.
Amen.

Ein Zucken zog um den Mund der Kranken, dann ward's ganz stille, keine Miene regte sich in dem bleichen Angesicht; der Himmelsfriede hatte sich auf die Stirn der Jungfrau hernieder gesenkt. Der Vater ergriff ihre Hand. Die Hand war kalt, er streichelte ihr die Wange, die Wange war kalt; er fühlte nach dem Herzen seines Kindes: das Herz stand stille.

Die Festglocken läuteten vom Turm her. Alle Glocken ließen es immerdar wiederhallen: „Himmelan! Himmelan!"

Am Bette seines Kindes kniet der Vater und neben ihm kniet ein Mann, der zum ersten Male das Sterben mit angesehen hat, und dies Sterben war das Sterben seiner Braut — seiner Braut, die er nie im armen Erdenleben so genannt hat, die er in der seligen Ewigkeit immer so nennen wird. Der Alte betet und der Junge spricht das Amen dazu. Dann erheben sich die beiden Männer, treten noch einmal an das Sterbebette und heften die weinenden Augen auf die weiße Rose, die der Frühlingssturm geknickt hat; und als sie das Auge von dem friedevollen bleichen Antlitz abwenden, da schauen sie einander in die Augen, und liegen einander in den Armen

und küssen sich, wie ein Vater den Sohn küsset, den verlornen Sohn, der aus langer Irrfahrt heimgekehrt ist, wie ein Sohn den Vater küßt, den der Sohn tot geglaubt hat und der nun mit lebensstarkem Herzen vor ihn hintritt und ihn mit lieberfülltem Auge anschaut.

So halten sie sich umschlungen.

Vom Turme her läuten die Festglocken. Alle Glocken aber lassen es immerdar wiederhallen: „Himmelan! Himmelan!“

III.

Im milden Licht.

Brüder, so lang wir hienieden noch wallen und leben,
Lasset die Augen beständig nach oben uns heben,
Bis es geschieht,
Daß er hinüber uns zieht,
Um vor ihm ewig zu schweben.

Das war ein stattliches Haus, welches einst der Kommerzienrat Schelder bewohnt hatte. — Als er hinausgezogen war in die Vorstadt, hatte er das Geschäft und das Haus an den Kaufmann Kranzler verkauft. Der Kaufmann Kranzler war kein großer Geschäftsmann, aber ein großer Lebemann, und seine Frau nahm nicht die billigsten Kleider aus dem Laden, denn sie ging in die vornehmsten Gesellschaften. Da mußten die beiden die Wahrheit des

Spruches erfahren: „Zehern und Gasten leert Keller und Kasten"; und als der Mann die Augen aufthat und sah, wohin er geraten war, und nun allerlei Sprünge machte, um auf einen andern Weg zu kommen, da bemerkte er zu seinem Schrecken, daß die Alten auch mit jenem andern Spruch wahr geredet hatten:

Sparen ist zu spat,
Wenn man im Beutel die Naht
Und im Faß den Boden faht.

So ging er bei Nacht und Nebel nach Amerika, ließ seine Familie nachkommen und andere Leute nachsehen; über sein Geschäft brach der Konkurs herein, und Haus und Lager wurden verkauft. Weil aber der alte Kommerzienrat sowohl im Geschäft, wie im Hause sein Geld stehen hatte, darum kaufte er das eine wie das andere. Die Leute schüttelten den Kopf dazu und fragten sich verwundert, was doch der Alte mit dem Kram wolle? Wenn er's auch billig erstanden habe, so werde es ihm doch wieder viel Kopfzerbrechen machen, und schließlich müsse er's doch wieder los werden, und es werde ihn Kauf und Verkauf ein gut Stück Geld kosten. Andere bedauerten es, daß es dem Alten so schwer werde, das alte Haus in fremde Hände zu geben. Alle aber wunderten sich, als eines Tages ein Mobilienwagen vor dem großen Hause hielt, und vom Bahnhof her ein Mann mit seinem Weibe und seinen drei Kindern

daher gepilgert kam und den Mobilien ihren Platz anwies. Man wunderte sich aber noch vielmehr, als man sah, wie der alte Kommerzienrat sich mit den drei Kindlein des Mannes beschäftigte, sie mit sich in seine Villa nahm und mit ihnen im Stadtwäldchen spazieren ging.

Der Alte war sehr schweigsam und hatte niemandem über den Verkauf des Geschäfts etwas gesagt. Wer war der Mann, der jetzt das große Haus bezog? Man hatte den Alten wohl gefragt, ob's sein Verwandter sei; er hatte mit einem kurzen „Nein“ geantwortet.

Das Gerede und das Staunen aber wurde erst recht groß, als der Maler mit großen Buchstaben die neue Firma über die großen Ladenfenster gemalt hatte und nun alle Welt es lesen konnte:

„Gebrüder Ansbach, Manufaktur-, Bank- und Wechselgeschäft“, und als die Zeitung die Geschäftsanzeige brachte mit der Unterschrift: „Hans Ansbach — Robert Ansbach“.

So war's doch wahr gewesen, was man sich zugeflüstert hatte, daß der Robert Ansbach mit der Annette Schelder verlobt gewesen sei. Freilich begreifen konnte man es auch so nicht, wie der Alte jetzt dazu komme, die Gebrüder Ansbach so in's Fett zu setzen, denn daß er ihnen seine helfende Hand gereicht hätte, war niemandem zweifelhaft. Jedermann wußte, daß zur Eröffnung eines Bankgeschäfts

ein großes Kapital gehörte und daß der Vater der Gebrüder Ansbach ein Tagelöhner drüben am Meer sei. Aber daß der frühere Handelsherr so tief in den Säckel greifen werde, hatte man um so weniger erwartet, als man wußte, daß er Verwandte habe, denen er jährlich eine Beihilfe zahle, und als man ihn nach dem Tode seines Kindes als aller Verpflichtungen entbunden erachtete; denn, daß das Verhältnis der Verstorbenen zu dem armen Buchhalter dem alten stolzen Handelsherrn erwünscht gewesen sei, glaubte niemand.

Von jener Zeit an hatte man häufig den Kommerzienrat in seinem früheren Hause aus- und eingehen sehen; häufig sah man ihn in seinem Garten vor der Villa mit den Kindern des älteren Herrn Ansbach sich beschäftigen. Ja, die Kinder schienen ihm an's Herz gewachsen zu sein; waren es doch auch zwei allerliebste Mägdlein und ein prächtiger Bube, der jetzt fünf Jahre alt war. Die Kinder waren auch der Verzug des lieben, stillen Onkels. Der Onkel Robert wohnte droben im großen Hause seines Bruders. Er ist schweigsamer als früher,, aber der Bruder meint, daß er freundlicher geworden sei. Er beschäftigt sich gerne mit den Kindern. Alle Morgen muß das Hänschen hinüber, um den Onkel Robert zu wecken.

„Robert," hat einst die Schwägerin gesagt, „mein Mann hat mir gesagt, daß das Geschäft vor-

züglich geht und leicht zwei Familien ernährt: Du mußt Dich verheiraten."

„Nie, Lina."

„Aber, Robert, wofür arbeitest Du denn?"

„Für Deine Kinder, Schwägerin."

Er hat sich abgewandt, und ihr war's, als ob sie einen feuchten Glanz in seinem Auge hätte schimmern sehen.

Nun wohnen sie schon zwei Jahre drüben in dem großen schönen Hause. Als aber neulich Himmelfahrt gewesen ist und alle Knospen sprangen, und alle Menschenlippen jubilierten, da sahe ich am Morgen, als die Glocken riefen: „Himmelan! Himmelan!„ da sahe ich 9 Personen heraustreten aus dem großen schönen Kaufmannshause. Drei standen im hohen Alter, und drei standen im mittleren Alter, und drei waren Kinder. Ja, da sind die alten Ansbachs zum Besuch herübergekommen. Die Kinder hatten sie wohl ganz herübernehmen wollen, aber die Alten hatten erklärt: „Kinder, wer 70 Jahre mit hölzernem Löffel gegessen hat, dem schmeckt's nicht mehr aus dem silbernen, und wer siebenzig Jahr auf Lehmboden in seinem Stübchen gepilgert ist, der geht zu unsicher auf geöltem Boden." Aber herüber gekommen sind sie, sich eine Weile im Glücke ihrer Kinder zu sonnen; und der alte Kommerzienrat hat dem Tagelöhner die Herrlichkeiten der Stadt gezeigt. Der alte Kommerzienrat ist oft fast die ganzen Tage in

seinem alten Hause. Er scheint sich in demselben heimischer zu fühlen, als draußen; man spricht auch davon, daß er herüberziehen werde, wenn einmal die alte Haushälterin, die häufig kränkelt, ihre Augen geschlossen haben werde.

Es ist Himmelfahrtstag. Da sah ich neun Personen heraustreten aus dem großen schönen Kaufmannshause. Die drei Alten hatten die Kinder an die Hand gefaßt. Großmütterchen hatte auf ihrem Gesangbuch das blendendweiße Tuch liegen und auf dem Tuche die Rosenknospe; so war sie es daheim gewohnt seit vielen Jahren. Die anderen hatten ihr Gesangbuch unter dem Arm und zogen dahin und folgten dem Rufe der Himmelfahrtsglocken. Die Glocken riefen: „Himmelan — himmelan!“ Und aus neun Menschenherzen widerhallte es im hellen Ton: „Himmelan! himmelan!“ Zwei Stunden später aber sah ich dieselben neun Menschen an einem stillen Grabe stehen. Das Grab war mit einem großen schönen Kreuze geschmückt; sie hingen ihre Kränze über das Kreuz. Die Rosenknospen auf dem Grabe hatten sich ein wenig geöffnet: sie reden, ja reden! Und über dem Friedhof stieg eine Lerche in's hohe Blau und jubilierte, und am Grabe stehen die Menschen und weinen und weinen. Welch' verschiedene Stimmen — das Jubeln der Lerche und das Schluchzen der trauernden Menschen; aber als

ich recht hinhorchte, da war's e i n Ton, der sich hindurchzog durch die Sprache der Rose, und das Lied der Lerche, und die Thräne der Menschen — ein Ton: „Himmelan! himmelan!"

X.

Pfingsten.

Pfingstrosen.

Pfingstrosen.

I.

Knospen.

„Kind, wenn die Armen manches Mal
Vor deiner Thüre stehn:
Merk' auf, ob nicht in ihrer Zahl
Der Herr sei ungesehn."

Das war der Spruch der alten Dorthe-Mutter und danach hatte sie gelebt und ihre Kinder gelehrt. All' ihre Kinder hatten den Spruch von Kindesbeinen an auch gar gut auswendig gewußt, aber als später die Zeit immer geldgieriger geworden war, haben mehrere von ihnen ihn inwendig nicht mehr gewußt; und auch die Lina, die der Mutter sonst so ähnlich war, hat ihn verlernt.

Lina war mit dem Halbhufner Detlef Dorn verheiratet und hatte eine erwachsene Tochter, die nach der Großmutter Dorthe hieß; die hatte zwei Jahre bei Schulmeisters gedient, war aber jetzt, da ihre Herrschaft in eine ferne Gegend gezogen war, und sie nicht hatte mitwandern wollen, ohne Stelle zu Hause.

Dorthe-Mutter hielt viel von dieser Enkelin; das kam wohl daher, daß diese ein ebenso weiches Herz hatte wie sie selber. Dorthe-Mutters Herz aber war mit den Jahren immer weicher und immer weiter geworden; nicht blos, daß sie sich jedesmal, wenn eine magere Hand sich schüchtern durch die Thürspalte schob, von ihrem Heiland gesagt sein ließ: „Was ihr einem dieser Geringsten gethan habt, das habt ihr mir gethan“, sondern, weil so manche Hand in Krankheit und Schwachheit zu ihrer Thür nicht reichen konnte, darum wanderte die Alte, seitdem sie im Altenteil, oder, wie sie in jener Gegend sagen, auf der Abnahme, saß, hin und her in die Häuser, wo die Kranken und Gebrechlichen des Dorfs auf ihrem Lager seufzten.

Nun war Dorthe-Mutter selbst krank. „Der Herr pocht an, daß ich mich zur Heimfahrt rüste,“ pflegte sie zu sagen. Weil sie nun aber gar zu einsam und allein auf ihrem Lager lag und die Nachbarsleute nicht jeden Augenblick herumlaufen und nach ihr sehen konnten, darum mußte die Enkelin, die daheim gar wohl entbehrt werden konnte, zu ihrer Pflege herüberkommen.

„Mutter, wie soll ich es der Großmutter recht machen?“ klagte die Dorthe. „So gut sie ist, so eigen ist sie doch auch wieder, und sie muß alles so ganz nach der alten Weise haben, die ich nicht kenne. Und nun soll ich sie gar in ihrer Krankheit pflegen,

ich, die ich nie einer Kranken die Kissen zurechtgezogen habe. Und wenn sie nun gar hart leiden müßte — wie sollte ich das mit ansehen können? Würde ich nicht stets an ihrem Bette stehen und weinen müssen?"

Ja, am ersten Tage stand es der Dorthe wohl linkisch an, die Kissen zurechtzulegen und den gebrechlichen, schwachen Körper zu heben und zu stützen, die Federn der Decke gleichmäßig zu verteilen und der Krankensuppe die richtige Stellung zu geben. Aber am zweiten Tage ging's schon besser, und am dritten ging's so gut, daß die Großmutter ihr die Wangen streichelte und sie rühmte:

„Wie Du mir das alles so schön zurecht bringen kannst, mein Kind. Ja, was der gute Wille und die Liebe vermögen! Sie sagen alle, Du habest nur für grobe Arbeiten eine Hand: nun laß sie mir mit solcher Rede wiederkommen!"

Die Großmutter lag mit gefaltenen Händen und geschlossenen Augen: aber sie schlief nicht; das waren vielmehr jene Augenblicke, wo sie die Seraphim und Cherubim um den Thron des Lammes hat stehen sehen und darum von der Welt hienieden nichts mehr hat sehen wollen. Dann murmelten auch wohl ihre Lippen, aber die Enkelin hat immer nur die Worte verstehen können: „Mein Heiland, Jesus Christ, Amen, Amen."

In den ersten Tagen hat das Mädchen sich an

die vielen Sprüche und Lieder, welche die Großmutter oft mit lauter Stimme hersagte, nicht recht gewöhnen können; denn ob sie auch beten gelernt hatte bei der Mutter und ob auch der Vater alle Sonnabend Abend einen Gesang vorlas, so hatte dies alles, was die Großmutter wußte, einen ganz eigentümlichen Klang, etwa wie wenn wir in der Nacht erwachen und uns ganz plötzlich ein krachender Donner durch die Seele fährt. Nachher sind ihr einige der Sprüche und Verse gar lieb gewesen und sie hat gedacht: „Die wirst du behalten, bis es auch mit dir einmal zum Sterben geht."

Mit dir zum Sterben — — wer will daran jetzt schon denken — jetzt, da die Rosen der Jugend auf den Wangen blühen? — Auch hat sie nicht so recht begreifen können, wie die Großmutter es so recht aus tiefinnerstem Herzen einmal über's andere hat rufen können: „Es ist genug, so nimm nun, Herr, meine Seele." — Und gezittert hat sie, gezittert wie das Espenlaub, als die Alte ihre Hand fest umklammert, das Auge zu ihr aufgeschlagen und gesagt hat: „Dorthe, mein Kind, ich habe Lust, abzuscheiden und bei Christo zu sein, welches auch viel besser ist."

Als dann das Mädchen zu weinen anhub, die Hand zurückziehen und sich abwenden wollte, hat die Großmutter sie noch fester an sich gezogen und hat gesagt: „Dorthe, nun sieh mich einmal recht an, Du bist ja mein Herzenskind! und denk' an die Stunde,

da Du heut' oder morgen grad' so liegen sollst wie ich. Denk' dran, Dorthe; sie sagen, Du sähest mir ähnlich: so sieh Dir doch einmal die Lazarusgestalt an, der Du ähnlich siehst! Nein, weine nicht, mein Kind; steht denn nicht geschrieben: die Lazarusgestalt ward getragen von den Engeln in Abrahams Schoß? Sieh, ich freue mich, wenn die Stunde nun kommt; Du aber denk' daran, wenn Du heut' oder morgen so liegen solltest wie ich!"

„Heut' oder morgen — Du wie ich —" das widerhallte an jenem Tage dem Mädchen immer von neuen in der Seele, und als die Nacht gekommen war und die Großmutter ihr gesagt hatte: „Geh' ruhig in Dein Bett," da hatte die Dorthe sich wohl neben der Großmutter, wo ihr Lager aufgeschlagen war, niedergelegt, aber ihr war's immer gewesen, als ob sie von ferne die Glocken läuten hörte, dabei sie dann immer hatte denken müssen: die läuten über deinem eigenen offnen Grabe. Dabei war die Nacht so finster und so schaurig und die Großmutter seufzete und betete abwechselnd und sprach leise mit ihrem Heiland über's Sterben und ewige Leben. Die Dorthe aber hat alles hören und hat nicht schlafen können, und ist erst ruhig geworden, als sie auch die Hände fest in einander gefügt, die Augen im Kissen geborgen und mit ihrem Heiland hin und her geredet hatte.

In den folgenden Tagen hat das Mädchen das

„heute oder morgen“ nicht los werden können, und wenn die Großmutter sie nur mit ihrer mageren Hand angefaßt und sie stille angeblickt hat, dann sind ihr die hellen Thränen über die Wangen gelaufen.

Nach vierzehn Tagen voll Geduld und Glauben, voll Lieben und Tragen, voll Beten und Hoffen kam jene Zeit, da sich der Kindlein Augen verklären im Licht aus der Höhe, und da auch die Alten mit den Engeln „Halleluja“ singen über der Krippe und dem Kinde — da sich auch die alten, müden, abgelebten Augen verklären, daß die bebenden Lippen mit Simeon frohlocken: „Herr, nun lässest Du Deinen Diener in Frieden fahren, wie Du gesagt hast; denn meine Augen haben Deinen Heiland gesehen.“ In jener hellen und grünen Zeit, mitten im dunklen, toten Winter, an jenem Abend, dem sonderlich die Verheißung des Propheten gilt: „Am Abend wird es licht sein“ — da lag die alte Dorthe-Mutter und schien gar zu lächeln, und großer Friede schaute aus all den Runzeln und Falten ihres Angesichtes heraus; das Dorthe-Kind stand daneben und weinte auch nicht mehr, hatte aber die Hände gefaltet und betete.

„Dorthe,“ sagte die Alte, „auf diesen heiligen Abend habe ich mich gefreut wie das Kind hinter dem Schlüsselloch, daß mir das Herz darob zittert. Nun lies mir das alles vor von dem Engelsjauchzen und

dem Frieden auf Erden, ehe all' die Kinder kommen, die nachher Christfest an Großmutters Sterbebett feiern wollen. Wenn Du es dann zum zweiten Mal liesest, wirst Du es besser können."

Aber die Dorthe konnte es auch schon dies erste Mal lesen, ohne zu schluchzen und zu stocken.

Großmutter legte sich dann auf die andere Seite, erhob beide Hände ein wenig, faltete sie noch fester und betete mit kräftiger Stimme:

„Auf meinen Jesum will ich sterben;
Ach, Jesu, hilf in letzter Not;
Laß mich das beste Teil ererben;
Versüße mir den bittern Tod!
Du bist mein höchster Trost allein;
Dir leb' und schlaf' ich selig ein! Amen."

Nachher hat sich Frau Dorn nicht genug über die Umsicht und Festigkeit ihrer Tochter wundern können. Nach drei Tagen aber fühlte Dorthe-Mutter den Herrn mit seinen lieben Engeln näher und immer näher kommen. Am Morgen faßte sie noch einmal des Kindes Hand:

„Kind," sagte sie, „verlaß Deinen Heiland nicht."

„Nie, Großmutter," war ihre Antwort.

„So wird er Dich auch nicht verlassen," fuhr die Alte fort. —

„O Herr, o Herr, wie treu bist Du!
Wie recht sind Deine Worte!
Du bleibest meiner Seele Ruh'
Auch an der Todespforte.
Da steh' ich mit erhob'nem Haupt!
Ja, selig ist, wer an Dich glaubt."

Darauf ließ sie die Kinder und Kindeskinder rufen, ermahnte und segnete sie, und dann starb Dorthe-Mutter.

Ihr Sterben ist dem Mädchen ein Lebensquell geworden. Schon in ihrem Aeußeren war es ersichtlich, daß eine Veränderung mit ihr vorgegangen sei: gewandt war sie geworden, und auf ihrem Antlitz lagerte wohl ein heiliger Ernst, aber auch eine milde Freundlichkeit.

Als der Herr Pfarrer von seinem Trostgang aus der Familie Dorn heimkehrte, empfing ihn seine Frau, die nicht hatte mitgehen können, mit den Worten: „Ach, wie werden wir alle, und zumal die Familie Dorn, und am allermeisten all' die Armen und Kranken, die liebe Alte entbehren; solch ein Sterben ist wohl Licht nach oben, aber Schatten nach unten. ‚Ihre hellen Augen,' sagte gestern noch der alte kranke Hans Reimer, ‚waren mir wie freundliche Sterne, aber nun ist der Tod gekommen, und hat sich wie eine finstere Wolke vor die Sterne gelagert.'"

„Frau," erwiderte der Pfarrer, „hast Du nicht einmal aus Volksmund das Wort gehört, daß jede

Wolke einen silbernen Rand hat? Ich will nicht von der alten Dorthe-Mutter selbst sprechen, die so wohl aufgehoben ist, will auch nicht davon reden, wie ihr Sterben dem alten kranken Hans Reimer und manch' anderem beides, ein Stachel und ein Trost werden kann. Aber Gott sei gedankt, daß er aus dem Sterben der alten eine junge Dorthe uns hat erwachsen lassen, die er um die dritte Stunde sich in seinen Dienst genommen, daß sie nun noch einen ganzen langen Arbeitstag in seinem Weinberge sich mühen darf."

„Dorthe Dorn, meinst Du?"

„Dorthe Dorn ist des Herrn Magd; und schon habe ich Arbeit für sie in seinem Dienst. Sieh', da liegt die gnädige Frau auf Schloß Seeburg und hat nicht die rechte Pflege, weil sie keine christliche Dienstboten hat: dort wird die Dorthe an ihrem Platz sein. Und wenn der Gottesgeist aus dem Bette der Kranken in's Herz der Gesunden gezogen ist, so dürfen wir hoffen, daß er auch aus dem Herzen der Jungfrau in's Bett der vornehmen Kranken ziehen werde. Noch heute gehe ich hinüber, mit der Gräfin zu sprechen."

„Aber weißt Du denn, ob Dorthe, und zumal ihre Eltern, sich darauf einlassen werden?"

„Daran zweifle ich nicht, so wenig ich an den Herrn zweifle, der die Herzen der Menschen lenkt wie Wasserbäche."

Und nach kaum acht Tagen waltete und schaltete die Dorthe auf Schloß Seeburg, gerade wie sie bei der Großmutter geschaltet und gewaltet hatte: wo eine Falte im Betttuch, oder eine Wolke auf der Stirn der Kranken, oder ein lautes Wort in der Kinderstube war — überall war auch die Dorthe mit ihrer linden, sanften Hand, ihrem ernsten, treuen Auge, ihrem milden, herzlichen Wort.

Das war nun freilich eine ganz anders geartete Kranke, die hier zu pflegen war, als es die Großmutter gewesen war. Nicht nur, daß es eine gar feine Dame war, so fein und vornehm, daß Dorthe wohl nicht mit Unrecht zagend gefragt hatte, ob für solchen Dienst ihre Hände nicht viel zu rauh und hart und ihr Benehmen nicht viel zu ungeschickt sei, sondern, was schlimmer war: die Gräfin war eine recht ungeduldige Kranke, und dabei war ihr Leiden so schwer und so langwierig. Die Aerzte gingen ein und aus, flüsterten miteinander und gaben so viele Verhaltungsmaßregeln, daß Dorthe Not hatte, das alles zu behalten; gaben auch wohl drinnen in der Krankenstube gute Worte und viele Hoffnung und zogen draußen die Schulter in die Höhe und schüttelten den Kopf. — Wenn dann das Mädchen die Jammergestalt ansah und draußen die Kinderstimmen hörte, die nach der Mutter fragten, — ach, es waren vier Kindlein im Alter von sieben bis zwei Jahren — dann fühlte sie sich wieder stark genug,

noch eine Nacht und immer noch eine bei der Kranken zu wachen. Die gnädige Frau war doch auch sogar verdrießlich, wenn Dorthe ihr nicht die Kissen zurechtlegte, oder wenn eine andere ihr die Medizin reichte. Selbst der Herr Graf wußte niemals recht Bescheid und machte vieles verkehrt. Ein recht zufriedenes Gesicht hatte die Kranke auch ihrer treuen Pflegerin noch nicht gezeigt, aber den anderen Dienstboten gegenüber, so äußerte sie sich wohl zum Grafen, sei die Dorthe doch echtes, edles Gold.

Die Gräfin hatte wohl mancherlei Aerzte, aber den einen Arzt, der allen Schaden heilen kann, hatte sie nicht. Sie kannte ihn wohl, aber sie hatte ihn nicht; sie wußte wohl, daß er um ihretwillen die Dornenkrone getragen hätte, aber daß sie das Kreuz auf sich nehmen und ihm nachfolgen sollte, das hatte sie vergessen. Sie ließ wohl ihre Kinder beten, aber sie selbst hatte das Gebet mit den kurzen Kleidern zusammen abgelegt; und wenn sie es nun auf ihrem Lager wie aus der Rumpelkammer hervorsuchte, da sollte es ihr Heil- und Wundermittel sein. So lag sie nun schon den ganzen Winter hindurch, klagte über ihr Geschick und haderte mit ihrem Gott. Dorthes gefaltenen Hände hatte sie wohl gesehen, aber sie that, als hätte sie nichts gesehen; dann und wann hatte sie wohl auch ihre Sprüche und Gebete gehört, aber sie that, als hätte sie nichts gehört.

Schon wurden die Tage länger und die Hoff-

nungen der Menschen wurden größer, da saß Dorthe eines Tages vor dem Bette der gnädigen Frau; die letztere hatte in diesen Tagen oft einen erquickenden Schlaf gehabt und schlummerte auch jetzt wieder. Des Mädchens Gedanken hatten sich dahin gerichtet, wo die Großmutter und wo der Arzt aller Kranken war. Mit dem letzteren hatte sie geredet, und allmählich hatte sich diese Rede in wirkliche Worte gekleidet: die zogen leise hinauf und redeten von der Gräfin und ihren Kindlein, und von Krankheit und Genesung, und von Leib und Seele.

Dann zog die Dorthe ein Neues Testament aus der Tasche; sie blätterte darin; hinten waren die Psalmen drangeheftet. Sie blätterte und las und sann — und las.

Sie hatte nicht bemerkt, daß die Gräfin die Augen aufgeschlagen hatte. Erst als sie die magere Hand über die Wimper legte, blickte Dorthe auf und sah die Kranke fragend an; ihr wollt's vorkommen, als ob sie zwischen den durchsichtigen Fingern hindurch eine klare Quelle sprudeln sehe.

Nach einer Weile ließ die Kranke die Hand von den Augen über die Decke gleiten und fragte ihre Pflegerin:

„Was lasest Du, mein Kind?"

Die Angeredete war von der Frage überrascht.

„Die Geschichte vom Cananäischen Weibe," antwortete sie.

„Warum lasest Du grade d i e Geschichte?"

Förmlich erschrocken blickte sie die Gräfin an; doch war ihr jede Unwahrheit zuwider, und als sie noch einmal gefragt wurde, erwiderte sie:

„Ich wollte die gnädige Frau mit dem Canaänäischen Weibe vergleichen."

„Findest Du Aehnlichkeit?"

„Ich dachte, — wenn die gnädige Frau nur einmal den Saum von meines Heilandes Gewand anrühren würde, dann würde von ihm eine Kraft ausgehen, die sie gesund und selig machen könnte."

„Ich weiß doch nicht, ob die Geschichte Dir solche Gedanken nahe legt; willst Du sie mir vorlesen?"

Dorthe las recht gut. Die Gräfin schwieg eine Weile; dann fragte sie wieder:

„Lasest Du noch mehr, als diese Geschichte?"

„Ich las auch noch den zweiundsechszigsten Psalm."

„Laß mich auch d e n hören."

Die Geschichte aber und der Psalm, oder vielmehr die Gotteshand, die durch Geschichte und Psalm und durch ihr Leben mächtig hindurchgegriffen hatte, sind ihr zu stark geworden, und als in den folgenden Wochen der schwache Körper wieder Kraft gesammelt hat, da ist das Herz erst recht krank geworden, und die Dorthe, oder vielmehr das Büchlein in ihrer Hand, hat Balsam in die Wunden träufeln und Verband anlegen

müssen. Aber der Frühling war im Anzuge und wie da viel kaltes, starres Eis in den tiefen Fluten zerschmolz, so trieben linde Lüfte manch grüne Knospe, und aus dem genesenden Herzen wiederhallte das Psalmisten Wort: „Meine Seele ist stille zu Gott, der mir hilft; denn er ist mein Hort, meine Hülfe und mein Schutz."

„Nun lies mir noch einmal die Geschichte vom Cananäischen Weibe, Dorthe. Damals, als Du sie vor acht Wochen lasest, war ich nicht wert, jener Frau die Schuhriemen aufzulösen; auch heute noch werde ich einen Vergleich mit ihr nicht bestehen können; aber der Herr hat auch ihre Schwachheit angesehen, und nicht ihre Kraft: Das tröstet mich. Ja, Dorthe, Deine selige Großmutter, von der Du mir so viel Gutes erzählt hast, hat auch darin Recht, daß Gesundheit und Krankheit, Himmel und Erde ein ganz anderes Aussehen erhalten, wenn man sie mit Glaubensblicken ansieht. Wie anders bin ich mir früher vorgekommen, als jetzt: früher hätte der Vergleich mit jenem Weibe mich verletzt und jetzt — — doch lies, mein Kind."

Dorthe las und ihre Herrin lauschte den Worten.

II.

Rosen.

Die Maienlüfte zogen vom Mittag herauf. Der Gärtner zu Seeburg hatte Oleander und Lorbeerbäume vor dem Herrenhause aufgestellt; die Schlinggewächse um die Veranda ließen ihre Knospen aufspringen, das Hyazintenbeet war im Verblühen und grüßte mit dem letzten Farbenschimmer und mit seinem Dufte vom Rasen herüber. Ein großer weicher Sessel war in die Veranda gestellt. Jetzt öffnet sich die Flügelthür: der Graf tritt heraus und führt am Arm die zarte, blasse Gestalt einer Genesenden; dann erscheint Dorthe mit einer Fülle weicher, warmer Decken. Die gnädige Frau läßt sich in dem Sessel nieder, sie beugt das Haupt und verhüllt das Angesicht. Der Frühling ist ihr viel zu groß geworden, sie muß vor seiner Macht und Pracht zusammensinken.

Und wieder öffnet sich die Flügelthür: Die vier Kindlein stürmen heraus; die beiden ältesten hängen der Mutter am Halse, die kleine Antonie legt ihr das Köpfchen in den Schoß und der zweijährige Otto sucht ihre Kniee zu erklettern. Da ist der reichen Frau der Frühling noch viel größer geworden. Was sollen jetzt die Zungen reden, wo die Herzen so mächtig schlagen? Aber das Auge hat Maienregen und schluchzende Lippen haben Frühlingsjubel.

Der Graf hat sich an eine Säule gelehnt, als ob er eine Stütze hätte suchen müssen; als er sich nach Dorthe umblickte, sah er sie in der anderen Ecke der Veranda sitzen, ihr Angesicht tief im Tuche bergend. Er ging zu ihr hinüber, legte ihr die Hand auf die Schulter und sagte:

„Dorthe, was Du an uns gethan hast, ist zu viel, als daß wir es Dir lohnen könnten.“

„Der Herr,“ erwiderte sie, „hat das beste gethan.“

„Freilich, aber er hat Dich gesandt als eine Diakonissin der Liebe.“

Ein helles Rot flog über ihr Angesicht. „Ich habe das Buch über die Diakonissenarbeit, das auf dem Schreibtisch der Frau Gräfin lag, gelesen —“

„Eduard,“ rief in diesem Augenblick die Gräfin, „wenn ich in's Bad gehe, darf ich doch auch unsere Dorthe mitnehmen?“

„Gewiß, mein Kind.“

„Aber, gnädige Frau;“ Dorthe wischte bei diesen Worten die letzte Thränenspur sich aus den Augen und trat an die Gräfin heran, „aber es thut mir sehr leid, Ihnen das sagen zu müssen, — und grade heute sagen zu müssen — — aber — ich kann nicht mitgehen.“

„Du kannst nicht, Dorthe?“

„Gnädige Frau, ich will Diakonissin werden.“

Mit sprachlosem Erstaunen blickte die Gräfin

eine zeitlang ihre Pflegerin an, dann zog sie dieselbe an sich:

„Dorthe, gieb mir Deine Hand, Du gutes Mädchen. Es wäre unrecht und selbstsüchtig von mir, Dich von solchem Entschluß abbringen zu wollen, aber sage mir, wie Du zu demselben kommst."

„Wenn man zwei solche Kranke gepflegt hat, wie ich sie habe pflegen dürfen, eine in's selige Sterben hinein und eine in ein neues, seliges Leben hinein, dann weiß man, welch' hohes, heiliges, seliges Amt es ist, im Namen Jesu Kranke zu pflegen, und wer einmal solche Seligkeit geschmeckt hat, der kann nicht von ihr lassen."

Die Gräfin ließ einige Tage darauf den Pfarrer rufen. Derselbe freute sich zwar des Entschlusses der Dorthe, aber er schüttelte doch auch den Kopf dazu.

„Der Beruf einer Diakonissin, sagte er, „fordert ein ebenso nüchternes, als entschiedenes und festes Christenherz und ein solches fehlt der Dorthe noch. Ich hätte lieber gesehen, daß das Mädchen auf anderem Wege zu diesem Entschluß gekommen wäre. Die Zeit von Weihnacht bis Pfingsten hat eine helle Flamme in ihrem Herzen entzündet, aber wenn's so rasch auflodert, wird's so leicht dem Strohfeuer ähnlich, das bald wieder erlischt."

„Aber kam nicht auch der Pfingstgeist plötzlich

auf die Jünger?" fragte die Gräfin, „und ist's nicht herrlich, daß in unserer Zeit hie und da wieder allerlei Geistesgaben lebendig werden?"

„Ich freue mich sehr," erwiderte er, „daß in unserer Zeit ein neues Pfingsten in die Kirche Christi gekommen ist, und danke dem Herrn, daß auch auf die Töchter unseres Volkes die Flamme des Herrn gekommen ist und daß die Liebeswerke der alten Kirche wieder aufgewacht sind; aber je mehr wir uns dessen freuen, desto sorgfältiger müssen wir auf die Werkzeuge achten, die wir für die Werke des Herrn bestellen, daß nur keine Schwärmerei mit unterlaufe, die immer schadet, auch wenn die Absicht gut ist. Freilich kam die heilige Flamme auf die Pfingstjünger plötzlich, aber diese Jünger hatten schon drei Jahre lang in innigsten Verkehr mit ihrem Heiland gestanden, und waren wohl vorbereitet, als der Herr ihnen das heilige Amt übertrug."

Die Gräfin schüttelte den Kopf zu solcher Rede. Sie hatte erwartet, daß der Herr Pfarrer mit Freuden und ohne jegliches Bedenken ihren Plänen zustimmen werde.

„Dorthe," fuhr der Pfarrer fort, „hat von dem Beruf, dem sie sich widmen will, bisher nur die Lichtseiten gesehen: sie ist eine Oberin geworden, ohne Probeschwester gewesen zu sein; nicht das Pflegen der Kranken ist die erste Pflicht einer Diakonissin — sondern das Dienen. — Es gilt zuerst und

zuletzt, dem zu dienen, der auf die Erde gekommen ist, um Sünder selig zu machen. Uebrigens glaube ich, daß Dorthe dasjenige, was ihr fehlt, sich noch erwerben wird, wenn sie nur in die rechte Schule kommt, und es liegt mir sehr fern, Dorthe von dem Wege abzubringen, den sie betreten will. Ich bin meinem Gott herzlich dankbar, daß unter den mancherlei Geistesgaben auch die Diakonie wieder aufgewacht ist und als Pfingstrose den Garten Gottes schmückt. Aber bevor ein Kind handelt, muß es auch der Zustimmung seiner Eltern gewiß sein."

„O," erwiderte die Gräfin im Tone heiligen Eifers, „Herr Pfarrer, Dorthes Eltern werden selbstverständlich solchem ernsten, heiligen Willen ihrer Tochter nicht Steine in den Weg legen."

Ein feines Lächeln spielte um die Lippen des Pastors. Er dachte an das vergangene Leben der Gräfin. Was hätte sie vor einem Jahre gesagt, wenn er ihr eine treue Dienerin hätte in's Diakonissenhaus führen wollen? Er kannte Dorthes Eltern ganz genau; er wußte, daß sie dem Vorhaben ihres Kindes starken Widerspruch entgegensetzen würden.

Er verabschiedete sich von der Gräfin und von Dorthe, um die Angelegenheit mit den Eltern der letzteren zu besprechen. Er hatte sich nicht getäuscht.

„Da seien doch noch viele andere, als gerade ihr Kind, welche Diakonissinnen werden könnten," meinte die Mutter. „Ihre Tochter könne sie auf die

Länge nicht aus der Wirtschaft entbehren. Und nun sollte sie dieselbe so gar weit vom Hause schicken, und dann — ach, all' den Nachtwachen und den ansteckenden Krankheiten werde das Mädchen schon in den ersten Wochen unterliegen müssen."

„Frau Dorn," sagte der Pfarrer, „ich will heute nichts von Ihnen erreichen, als daß Sie den Wunsch ihres Kindes in Erwägung ziehen und in's Gebet nehmen. Ich werde nach acht Tagen wiederkommen; dann wird auch die Dorthe hier gewesen sein; eine Antwort auf so große Fragen darf nicht übereilt werden."

Und nach acht Tagen — ja, da mußte die Mutter wohl einräumen, daß sie im Haushalt ihr Kind werde wohl entbehren können, und daß für die Kranken und Elenden, für die Verlassenen und Verlorenen noch allzuwenig Hände thätig seien; aber, ach, all' die Mühen und zumal all' die Gefahren!

„Frau Dorn," hub da der Pfarrer an, „D o r o t h e a heißt Ihr Kind; kürzen Sie in Zukunft den Namen nicht wieder ab; Dorothea heißt das Mädchen: das heißt übersetzt ‚Gottes Geschenk'. Seht, der Herr hat sie Ihnen gegeben, so haben Sie es selbst bei der Taufe bekannt; und nun wollen Sie ihm dies Geschenk seiner Hand nicht auf einige Lebenstage oder Lebensjahre wiederleihen? Von Gefahren sprechen Sie? So sollte Gott der Herr sein Gnadengeschenk so wenig lieb haben, daß er es in

Gefahr sollte umkommen lassen? Nein, Frau Dorn, Gottes Hand ist über seiner Gabe, und die Hand ist stärker, als Mühe und Gefahr, als Ansteckung und Sterben. Ein solches Kind fällt stets in Vaterarme zurück, selbst wenn es fallen sollte. Liebe Frau Dorn, Ihre Reden entspringen nicht jenem Gottvertraun und jener Ergebung, die mit Hiob spricht: ‚Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobet'. Bedenkt, was wohl in dieser Stunde die gute, selige Dorthe-Mutter, die nun von oben her auf ihr Kind und Kindeskind herniederblickt, was sie wohl sagen würde. Bedenkt, was Euer Heiland sagt, und dann seht Eure Tochter an; ihre gefaltenen Hände bekennen es: ‚Siehe, Mutter, ich bin des Herrn Magd; mir geschehe, wie der Herr gesagt hat.'"

Da weinte die Mutter, ergriff die Hand ihrer Tochter, die neben ihrem Stuhle stand und sagte: „So geh' mit Gott, mein Kind!"

Und der Vater sagte: „Amen".

*

Jahre sind seitdem vergangen. Die Dorthe Dorn ist eine Probeschwester in der Diakonissen-Anstalt geworden, und hat noch manches lernen und manches verlernen müssen; manches hat sie sich anders vorgestellt, und von mancher Höhe hat sie herabsteigen müssen. Manche Arbeit ist ihr sehr schwer geworden, zumal in der ersten Zeit, und manchmal

hat an den Betten der Geduldsfaden reißen wollen. Manchmal hat sie das Auge abwenden müssen, hinweg von der Rohheit, die auch dann und wann ihnen in das Haus getragen ist, aber sie hat's immerdar hingewandt zu dem, der ihr gesagt hat: „Laß Dir an meiner Gnade genügen; meine Kraft ist in den Schwachen mächtig."

Jahre sind seitdem vergangen. Aus der Dorthe Dorn ist eine Schwester Dora geworden; reich gesegnet sind ihre Hände und ihre Worte an den Kranken- und Sterbebetten. Alle Jahre kehrt sie eine Zeitlang heim in's Elternhaus. Ein reicher Segensstrom ist aus dem Herzen der Tochter auch in das Haus der Eltern geströmt, so daß nun längst schon Eltern und Geschwister der Großmutter Spruch auch wieder inwendig gelernt haben.

Ihre seligsten Stunden feiert die Schwester Dora natürlich immer in dem stillen Hause voll Krankheit und Schmerzen, voll Seufzen und Gebeten. Sie ist eine treue Magd ihres Herrn, und darum ist sie eine kräftige Stütze ihrer Oberin geworden. Wenn die Kranken seufzen: „Schwester Dora", und die Sterbenden flehen: „Schwester Dora", dann weiß sie die rechte Medizin für die tiefverwundeten Herzen, und die Kranken danken ihr die Gabe mit freundlichem Blick. Der Schwester Dora strömt Trost von den Lippen und Seligkeit aus den Augen; aber sie weiß, daß sie nichts anderes geben kann, als was ihr selbst gegeben ist; und darum

ist sie immer demütiger geworden, je älter sie geworden ist, weil sie immer mächtiger erfahren hat ihre eigene Machtlosigkeit und ihres Heilandes Macht. So ist die Schwester Dora ein seliges Schwesterherz geworden, das anderen durch ihres Herrn Gnade viel selige Stunden schafft, weil sie selbst so viel selige Stunden hat.

Jene Tage zählt sie auch zu den allerseligsten im Jahr, da sie bei ihrem Besuch im Elternhause auch bei der gräflichen Familie einkehren darf. Wie drückt dann die liebe Gräfin ihrer „Dorthe-Pflegerin" die Hand! Und die vier Kinder hängen sich ihr an die weiße Schürze, und auch wohl um den Hals. Und als sie neulich im Schlosse war, legte Bertha, das älteste Mädchen, welches Palmarum eingesegnet werden soll, den Arm ihr um den Nacken und sagte: „Schwester Dora, weißt Du, was die Mutter mir erlaubt hat?"

„Nun, Bertha?"

„Wenn ich erwachsen bin, dann darf ich Diakonissin werden, grad' wie Du es bist."

„Gott segne Deine Mutter und Dich, und gebe, daß Du in dem Entschlusse immer mehr bestärkt werdest von dem, der allein die rechte Quelle für solche Entschlüsse ist, und die rechte Kraft giebt, sie auszuführen." —

Sieh', liebe Leserin, so zieht Schwester Dora ihre Straße, gesegnet und segnend. Neulich sagte mir ihre Oberin, man wolle sie sonderlich in die

Familien hin und her in Stadt und Land schicken, weil sie sich in alle Verhältnisse so wunderbar gut hineinfügen könne. Wenn also Du, oder eins von den Deinen, Dein Vater oder Deine Mutter, Dein Bruder oder Deine Schwester, einmal krank wird: — sieh', da will die Schwester Dora auch Deine liebe Schwester sein. — Aber halt! Willst Du denn nicht auch ihre Schwester sein? Sie grüßt Dich heute. Du hast solcher Schwester vielleicht lange nicht in's Auge gesehen, hast lange ihren Händedruck nicht gefühlt; lange Trennung — selig Wiedersehen! Schwester Dora grüßet Dich! Dir werden unter dem Gruße wohl die Augen feucht; aber Schwester Dora hat es Dir nicht nur durch die Wimper zucken lassen wollen, sondern hat in Dein Herz hineingreifen, und es weit aufthun, und Dir tief, ganz tief hineinsenken wollen ihren mahnenden Gruß:

Du Schwesterherz, ich hab' gewacht
Bis an den Morgenstern;
Nun wache Du die nächste Nacht:
Du thust es für den Herrn.

Du Schwesterherz, ich pflege zehn
Zum Leben oder — Tod;
Hörst Du denn nicht das Hülfefleh'n
Viel and'rer in der Not?

Kind, wenn die Kranken manches Mal
Nach Deiner Hülfe fleh'n,
O, fühl' es, daß in ihrer Zahl
Der Herr sei ungeseh'n.

XI.

Totenfest.

Unter der Traueresche.

Unter der Trauerefche.

I.

Hinab.

Schweige still,
Herz, in Deines Kummers Nächten!
Beuge Dich, anstatt zu rechten!
Geht Dir's doch, wie Gott es will. —
Schweige still.

Es war der letzte Sonntag im Kirchenjahr. Vielerorts und auch in jener großen Stadt wird an diesem Tage das Totenfest gefeiert. Dann nimmt die Gemeinde ihre Kränze, ihre Thränen und Klagen und zieht hinaus vor das Thor, wo der große, schöne Friedhof von einem Kranz prächtiger Linden umrahmt wird. Dichter Morgennebel lagert über den Kreuzen: der Tag kämpft mit der Dämmerstunde. Noch ist der Friedhof leer; aber wenn die Glocken von den hohen Türmen her den Trost Dessen wiederhallen lassen, der einst zur trauernden Witwe sprach: „Weine nicht!" dann werden sie daher gezogen kommen, werden die grünen Kränze von ihrem Arm nehmen und sie über die Kreuze legen.

Noch ist der Kirchhof leer. Nur drüben unter der Trauuresche, von dem gelben Laub fast ganz umschlossen, sitzt auf einer Ruhebank eine dunkle Gestalt; eine schmächtige Frau mit blassem Angesicht und matten Zügen ist's. Das Haar ist ihr gebleicht, aber es scheint vor der Zeit grau geworden zu sein. Drei Kreuze hat sie geschmückt, drei Kreuze, unter denen ihre Kinder ruhen. Jetzt hat sie das weinende Mutterauge in der hohlen Hand geborgen. Dann und wann zieht ein Zucken und Zittern ihr durch die Glieder. Ist's der Seelenschmerz von drinnen, ist's der Herbstwind von draußen, der sie durchzuckt? Sie ist eine Mutter, die einst reich gewesen und jetzt arm geworden ist. Die Vergangenheit zieht an dem thränenumflorten Blick vorüber: wie war sie reich dazumal, als sie am Andreasplatz in dem großen dreistöckigen Gebäude wohnte. Sie bewohnte mit den Ihren das stolze Haus ganz allein; ihr Mann hatte drunten seinen eleganten Laden, und die schönsten Kleiderstoffe des Lagers waren seiner Frau grade gut genug. Wie war sie reich! Drei blühende Knaben im Alter von sechs bis zu zehn Jahren umspielten sie. Die Haushälterin beaufsichtigte die Knaben und die Hausfrau konnte unbehindert dem Vergnügen nachgehen. Oder war's ihre Armut, daß sie es konnte? Der Kaufmann Weißel am Andreasplatz war ein hübscher Mann, und ein wohlhabender und flotter Mann; er kargte nicht, wenn

es auf Bälle und in Konzerte ging; seine Frau sollte glänzen, dazu gab er ihr reichlich. — Oder verarmte sie in solchem Reichtum? Daß sie jemals in ihrem Heim ganz glücklich gewesen wäre — das konnte sie nicht mit Recht behaupten, wenn sie es auch mehr als hundert Mal im Jahr zu ihren Freundinnen gesagt hatte. Sie ging ihre eigenen Wege, und die Haushälterin mit den Kindern gingen ihre eigenen Wege. Die vornehme Hausfrau war dazumal auch ein wenig nervös, warum hätte sie sich dem Kinderlärm aussetzen sollen? Der Mann erschien Arm in Arm mit seiner Frau auf den Bällen; aber daheim ging er an ihr vorüber und sie ging an ihm vorüber, als ob sie nicht zu einander gehörten. Bisweilen in der Dämmerstunde, wenn der jüngste Bube auf ihrem Schoß und der zweite auf dem Schemel zu ihren Füßen saß, und der älteste an ihrem Halse hing, dann wollt's ihr vorkommen, als ob die Glückseligkeit an ihre Herzensthür poche und Einlaß begehre, aber sie hatte keine Zeit, das Glück einzulassen, denn sie mußte in Gesellschaft oder zu Ball. Ihr Mann liebte die drei Buben mit heißer Glut; sie waren sein Stolz und seine Freude; aber seine Glut war eine weichliche Affenliebe, die allzeit bereit war, zu verzeihen, und unfähig, zu erziehen. Wenn *er* in die Kinderstube trat, ging *sie* gewöhnlich hinaus; denn sie wußte, daß er sein tolles Wesen am liebsten mit seinen Buben allein trieb.

Doch, was will sie ihren Mann anklagen? Die Frau am Grabe birgt schluchzend ihr Angesicht im weißgestickten Tuch. Der Herbstwind streicht durch das Gezweige der Trauuresche, aber kälter und erschütternder weht er ihr durch die Seele.

Was will sie ihren Mann anklagen? Hätte er es verhindern können, daß der Würgengel in die Stadt zog, jene mörderische Halskrankheit, welche die Aerzte damals kaum noch kannten und welche all' ihrer Kunst spottete?

Ach, es war ein Herbsttag wie heute, die Sonne hatte den Nebel nicht bannen können; da klagte ihr Aeltester über Halsschmerzen, und ihr Zweiter fieberte.

Der Arzt kam, machte eine bedenkliche Miene und ordnete an, daß der Jüngste zur Mutter der Frau Weißel, die drüben in der Vorstadt wohnte, hinüber gebracht werde und in den nächsten acht Wochen nicht wieder in's Elternhaus komme. Aber was hilft die Anordnung von 10 Aerzten, wenn ein anderer anders ordnet und verordnet? Zum ersten Mal in 12 Jahren sah man die schöne Frau Weißel in diesem Herbst nicht auf dem Harmonieball. Der Hausherr saß auf seinem Komptoir, hatte sein sorgenschweres Haupt gestützt und schickte alle halbe Stunde einen Lehrling hinauf, um zu erfahren, wie es mit seinen Lieblingen stehe. Er selbst wagte die

Krankenstube nicht zu betreten, denn er meinte, den Jammer nicht ansehen zu können.

Die Hausfrau saß am Bette der Knaben und schrie, wenn der Arzt den Kindern gewaltsam den Mund öffnete und mit Höllenstein pinselte.

Aber was half all' das Schreien und all' das Pinseln? „Er hat ausgelitten," sagte ernst und teilnehmend der Arzt; „fassen Sie sich, Frau Weißel, und beten Sie zu Gott, daß er Ihnen den andern Knaben erhalte!"

Beten — — — als sie ein Kind war, da hatte sie wohl die Hände gefaltet; jetzt hätte ihr seit zwölf Jahren und länger kein Mensch gesagt, daß sie beten müsse, und sie selber wußte nimmer, wie sie es hätte anfangen sollen. Ihr Mann kam hinauf und weinte bitterlich. Er sah nur den toten Knaben; sein Weib sah er nicht. Und als er sie sah, hatte er kein Wort des Trostes für das zerrissene Mutterherz; aber wie eine scharfe Dolchspitze fuhr es ihr durch die Seele, als er ihr sagte, es sei Botschaft von der Großmutter gekommen, daß auch der jüngste Knabe erkrankt sei, und daß er angeordnet habe, daß derselbe im dichten Wagen herübergeholt werde.

Doch die Frau unter der Trauuresche birgt tiefer das Auge in ihrem Tuch. Sie will nicht anklagen, wo keine Schuld ist. Wie hätte ihr Mann es hindern sollen, daß auch der jüngste Knabe von der bösen Krankheit ergriffen wurde?

Hätte er dem grimmen Tod die Thür verschließen können? O, er hätte vielleicht das arme zerrissene Mutterherz trösten können, als sie die zwei Särge mit einander zur Thür hinaus trugen; ja, zwei Särge mit einander, denn der zweite Knabe hat den ersten keine zwölf Stunden überlebt. Und als sie die beiden Särge hinaustrugen, da hat die Mutter am Bette ihres Jüngsten geschrien und gebetet — ja, gebetet für sein junges Leben. Aber sie hat's wohl nicht recht gemacht, weil sie es so lange nicht gethan hat, denn nach drei Tagen ist sie eine kinderlose Mutter gewesen. Da hat sie es gefühlt, wie reich sie gewesen und wie arm sie geworden ist. Da hat sie gewußt, daß sie eigentlich nichts mehr hätte auf der armen Erde. Was ist jetzt das stolze Haus am Andreasplatz? — ein Klagehaus. Was ist jetzt die rauschende Seide, was sind Bälle und Gesellschaften? — Nein, sie hat nichts mehr, nachdem ihr die Knaben entrissen sind. Was ist ihr der Mann, mit dem sie einst am Altar gestanden hat? Er geht an ihr vorüber und hat kein Wort des Trostes für sie. Anklage hat er gehabt, die Anklage, daß sie hätte daheim bleiben und die Kinder nicht den Dienstboten überlassen sollen. Ist er es denn nicht gewesen, der sie mit hinausgenommen hat? Ist er es nicht gewesen, der ihr gesagt hat, daß die Haushälterin viel besser mit den Knaben umzugehen verstehe als die Mutter.

Doch Frau Weißel will niemanden anklagen, auch den nicht, der ihr Liebe hätte geben sollen und ist ihr mit eisiger Kälte begegnet. Aber unglücklich ist sie geblieben von jenen Tagen an, und wie ein Unglück selten allein kommt, so ist's auch über ihr armes Herz hereingebrochen wie brausende Wellen. Denn während sie in ihrer Trauer daheim geblieben ist und ihre Verzweiflungsthränen in der öden Wohnstube ganz allein geweint hat, ist ihr Mann hinausgegangen und hat gemeint, seinen Jammer vertrinken zu müssen; und als das Trinken nicht helfen wollte, hat er angefangen zu spielen, und soll große Summen verschleudert haben.

Die Großmutter war gekommen und hatte ihrer Tochter Vorstellungen darüber gemacht, und hatte gesagt, daß man in der Stadt darüber rede, wie ihr Schwiegersohn sich Ausschweifungen ergebe, und daß auch das beste Geschäft bei solcher Lebensweise zu Grunde gehen müsse. Aber was sollte die Frau dabei machen, die in der letzten Zeit ihren Mann eigentlich nur bei Tische sah, die Frau, die nicht einmal im Glück einen bestimmenden Einfluß auf ihn ausgeübt hatte, und die nun im Unglück zu ihm hinüberblickte wie ein abgehauener dürrer Zweig zu dem Baum, der ihn bisher getragen hat.

Wohl hatte die Frau es versucht, zu ihrem Mann über das Stadtgerede zu sprechen, aber er hatte sie kurz und barsch gefragt: was er denn daheim wolle,

wo sie von Morgens früh bis Abends spät nur zu weinen wisse, und wo er nichts als öde Gemächer und Unglück habe? Als aber nach einem halben Jahr seine Schwiegermutter selbst mit ihm geredet hatte, da hatten seine Augen gefunkelt wie glühende Kugeln, und seine geballte Faust hatte auf den Tisch geschlagen, und er hatte geantwortet: von einer solchen Person, wie seine Schwiegermutter sei, lasse er sich nichts sagen; sie möge sich um ihre Sachen kümmern und nicht um die seinen. Wenn sie ihre Tochter ordentlich erzogen hätte, dann hätte er eine Hausfrau und seine Kinder hätten eine Mutter gehabt; aber ihre Tochter sei weder ihm noch den Kindern etwas gewesen; er sei des Lebens satt und überdrüssig, und seinetwegen hätte sie schon vor zehn Jahren ihr Kind wieder dahin nehmen können, woher es gekommen sei.

Das war ein harter Schlag für Mutter und Tochter, aber herber und härter sollte es noch kommen. Ach, sie hatte schon eine böse Ahnung, als er seinen Reisekoffer packen ließ und ihr sagte, daß er auf vierzehn Tage verreisen müsse. Als er drei Wochen fortblieb, ohne Nachricht zu geben, da verbreitete sich das Gerücht, daß der Kaufmann Weißel verschwunden sei, und große Geldsummen mitgenommen, aber große Schulden hinterlassen habe. Die Herren vom Gericht kamen, stellten ein Verhör mit der Hausfrau an und legten

ihre Siegel auf Bücher und Laden; und ehe man sich dessen versah, stand in den Zeitungen zu lesen, daß über das Vermögen des „unbekannt abwesenden" Kaufmanns Weißel am Andreasplatz der Konkurs erklärt sei.

Was blieb nun der armen Frau? Ihre Kinder ruhen im Grabe; ihr Mann ist fort; ihr Haus wird verkauft; ihr Wohlstand und Wohlleben ist in Elend verwandelt.

Zwar stellte es sich heraus, daß alle Schulden getilgt werden konnten, und daß auch noch eine kleine Summe übrig blieb, deren Zinsen der Frau überwiesen wurden, bis der Mann sich melden werde. Die Frau aber mußte das schöne Haus am Andreasplatz verlassen und zog wieder zu ihrer Mutter in das stille Haus der Vorstadt.

Manchmal wollt's ihr vorkommen, als ob sie jetzt glücklicher sei als dazumal, als sie am Andreasplatz wohnte; aber manchmal legte sich die Erinnerung an vergangene Tage wie eine Bergeslast ihr auf das Herz.

Als sie zwei Jahre bei ihrer Mutter gewohnt hatte, kam ein Brief von ihrem Manne. Er schrieb ihr, daß er drüben in Chicago ein gutes Geschäft habe, und daß es ihm wohl gehe, aber er fühle sich so sehr verlassen und vereinsamt; er hoffe, daß sie beide vom Unglück gelernt hätten; er gebe ihr das Versprechen, daß er ihr keine Veranlassung zu Klagen

bieten werde, wenn sie zu ihm hinüberkommen und wieder ganz die Seine sein wolle, wie einst vor langen Jahren.

Sie hatte den Brief nicht beantwortet, denn sie traute seinen Worten nicht, auch hatte ihre Mutter einen bitteren Groll auf den Mann geworfen, und Frau Weißel hatte es gut in dem stillen Witwenhäuschen, warum hätte sie ihre Zukunft einem Manne wieder anvertrauen sollen, der sie so schlecht behandelt hatte?

Die Frau unter der Traueresche schluchzt, da ihr diese Gedanken durch's Herz ziehen. Sie schluchzt, aber sie will niemanden anklagen, auch ihren Mann nicht; ja, ihn am allerwenigsten. Sie will nur sich selber anklagen. So lange sie noch eine Mutter hatte, meinte sie genug zu haben. Aber als nun die Mutter starb, — ach, da ward's ihr so dunkel vor den Augen, fast so dunkel, wie es an jenem Tage war, da man den dritten Sarg aus dem stolzen Hause am Andreasplatz hinaustrug. Zwar hinterließ die Mutter ihr das Häuschen in der Vorstadt, und ein kleines Kapital, von dessen Zinsen sie leben konnte, aber was ist der Frau das Leben, wenn sie dasteht, wie ein blätterloser Baum auf dürrer Haide? Ach, sie hat wohl zehnmal schon im Begriff gestanden, an ihren Mann zu schreiben; aber nachdem sein Brief gekommen war, hat die Mutter noch drei Jahre gelebt; und nun sind wieder drei Jahre verflossen,

und sie ist noch nicht zum Schreiben gekommen. Sie weiß nicht, ob ihr Mann noch in Chicago ist; es ist nach jenem ersten Brief kein Lebenszeichen von ihm gekommen. Wer weiß, ob er überhaupt noch lebt? Sie weiß nur, daß es jetzt zu spät ist, die zerrissenen Bande noch wieder anknüpfen zu wollen; sie weiß, daß sie unglücklich ist und unglücklich bleiben wird, und daß sie hienieden nur eine — eine Aufgabe zu erfüllen hat: die Gräber der Ihren zu schmücken. Darum ist sie heute frühe auf gewesen und hat alle ihre Thränen, Klagen und Kränze hierher gebracht zu den Kreuzen unter der Traueresche. Der Herbstwind weht durch das Gezweige; der Nebel hat sich kalt und trübe über den Friedhof und über das Menschenherz gelegt, und die Menschenaugen weinen und — weinen.

II.

Hinauf.

Herr, mein Hirt!
Reiche mir aus Deiner Fülle
Glaubenskräfte, Glaubensstille,
Bis die Nacht zum Tage wird, —
Herr, mein Hirt!

Ja, die Menschenaugen weinen. Aber das Mutterohr hat eine Stimme vernommen; die klang so traut und lieblich wie die Stimme ihres Aeltesten, wenn er in der Dämmerstunde vor langen Jahren

seinen Arm ihr um den Nacken legte und mit der andern Hand liebkosend ihr die Wangen streichelte. Ganz in der Nähe hat sie die Stimme vernommen, so nahe, daß sie jedes Wort verstehen kann; aber ihres Kindes Stimme ist es nicht. Oder sollte ihr Knabe droben bei den Engeln Gottes Worte gelernt haben, die das Mutterherz ihn nicht gelehrt hat? Gebetsworte hat das Mutterohr vernommen, und kein Laut ist ihr entgangen. Der Wind hat das Geflüster in's Gezweige der Traueresche geweht; und manchmal war's ihr, als ob dasselbe Windesrauschen ihr mitten durch's Herz ziehe.

„Lieber Gott im Himmel," so beteten eines Knaben Lippen. „Du weißt doch, daß mein Vater gestorben ist, und meine Mutter ist ja schon lange tot, und daß der Onkel gesagt hat, er könne mich nicht mehr bei sich behalten, und er müsse mich in's Armenhaus bringen. Lieber Gott, mein Vater sagte immer, das Armenhaus sei eine böse Stätte, und Du würdest mich davor schützen, wenn ich mich auf Dich verlassen wollte. Schau, lieber Gott, hier unter diesem schwarzen Kreuz schläft mein Vater und dort daneben meine Mutter, und wenn Du mich nicht vor dem Armenhaus schützen kannst, dann laß mich bei meinem Vater schlafen und zu den lieben Engeln kommen, wo Vater und Mutter sind, aber Du kannst mich wohl schützen, wenn Du nur willst. Vater hat aber gesagt, ich solle immer beten: Dein Wille

geschehe! Wenn Du mich aber in's Armenhaus kommen lassen willst, dann sage doch zu den Leuten dort, daß sie mir erlauben, zu Ostern, wenn die ersten Blumen blühen, und zum Totenfest, wenn der Frost die letzten Blümlein und die grünen Tannen am Waldessaum noch nicht hat welken lassen, hierher zu gehen, und einen Kranz auf das Kreuz des Vaters und der Mutter zu legen. Du weißt wohl, daß ich mit dem Vater zusammen immerdar der Mutter Kreuz also geschmückt habe, und daß dann der Vater zu mir gesagt hat: ‚mein Kind, hier ist nicht anders, denn Gottes Haus, hier ist die Pforte des Himmels; an einem solchen Tage und solchem Ort können wir dem lieben Heiland in seinen Himmel und unsern lieben Seligen in das Herz hineinsehen'. Lieber Gott, ich habe das noch nicht gesehen, aber ich kann doch wohl fühlen, daß ich hier näher bei Dir und bei den lieben Eltern bin als anderswo, und das andere werde ich auch noch sehen, wenn ich größer werde. Nun will ich in die Kirche gehen; laß mich nur etwas davon verstehen, was der Prediger heute über die ewige Seligkeit predigen wird. Amen."

Da erhob sich der Knabe aus dem feuchten Grase, darauf er gekniet hatte, wischte sich die leuchtenden Thränen von der Wange und schob die Kränze, mit denen er die Kreuze geschmückt hatte, so herum, daß die schöne rote Blume nach unten kam und über die Gräber herüber prangte, als wolle sie

die Ostersonne darstellen, die vom Kreuze her Licht in alle Finsternis will strahlen lassen.

Plötzlich machte der Knabe große Augen und schaut staunend in's Gezweige der Traueresche hinein. Er hat bisher nur Auge gehabt für seines Vaters Kreuz, und für den hohen lichten Himmel über den Kreuzen; er hat bisher nichts gehört als sein eigenes Gebet; jetzt vernimmt er das Schluchzen, das aus tiefbewegtem Herzen hervorquillt; jetzt sieht er unter dem Gezweige des Baumes eine schwarzgekleidete Gestalt sich erheben. Die Zweige biegen sich zur Seite, und vor ihm steht eine Dame mit bleichen Wangen und mit verweinten Augen. Er will hinwegeilen, aber er bleibt doch stehen. Sie hat ihm die Rechte gereicht, und die Linke hat sie ihm auf die Schulter gelegt.

So steht sie eine Weile, schaut ihm in's Auge und streichelt ihm die Wange.

„Wie alt bist Du, mein Kind?"

„Vor vierzehn Tagen bin ich neun Jahr alt geworden."

„Und wie heißt Du?"

„Oskar Bernut heiße ich. Mein Vater wohnte am Andreasplatz Nr. 10 auf dem Hofe, und ist vor einem Jahr gestorben. Er war Arbeiter auf der Fabrik von Helwig und Sohn." —

„Und Du fürchtest Dich so sehr, in's Armenhaus zu kommen?"

„Ach ja, — sehr."

Sie streichelt ihm wiederum die Wange, sie schaute ihm tief in's Auge hinein.

„Die Stimme klang wie meines Aeltesten Stimme, und das Auge sieht mich an wie vor neun Jahren meines Rudolphs Auge."

Er lüftete den Hut zum Gruße und wollte hinwegeilen, sie aber hielt seine Hand fest, ging Hand in Hand mit ihm zur Kirchhofspforte und redete mit ihm über das Leben und Sterben seiner Eltern. Sie fragte ihn, ob er sie nicht zu ihrem Hause hinüber begleiten wolle; er aber antwortete, daß er nun zuerst zur Frühpredigt in's Gotteshaus gehen müsse.

„Ich wollte mit Dir Rat halten, ob es nicht Mittel und Wege gebe, Dich vor dem Armenhause zu bewahren."

Da schlug er das große blaue Auge so freudig zu ihr auf, und aus seinem Auge leuchtete es ihr wie lauter Liebe und Leben, und wie der Morgenstern, der dem verschlagenen Schiffer den Weg in den Friedenshafen weist, so strahlte es ihr entgegen aus seinem hellen Angesicht. Aber bald schlug er das Auge wieder zu Boden, und sagte ein wenig kleinlaut mit zitternder Stimme:

„Bitte, Madame, dann kommen Sie zuerst mit mir zur Kirche, und dann will ich mit Ihnen in Ihr Haus gehen. Ach bitte, thun Sie es."

Zur Kirche, das war ihr ein unbekannter Weg. Aber grade jetzt klangen die Morgenglocken über das Häusermeer herüber und ließen die Bitte des Knaben in tausendfachem Echo wiederhallen: Zur Kirche — zur Kirche! Der Knabe schaute so flehend ihr in's Angesicht. Sie aber hielt noch immer des Knaben Hand fest; oder hielt er die ihre fest? Da standen sie vor einer offenen Kirchthür. Schon gingen die ersten Kirchgänger hinein, und eigentlich wider ihren Willen war auch sie mit dem Knaben hineingetreten. Es war ihr lieb, daß der bescheidene Bub in einen der hinteren Stühle schlich und sich hinter den gewaltigen Pfeiler so hinsetzte, daß er sich zur Seite neigen mußte, um den Prediger sehen zu können. Es war ihr lieb, daß sie von niemandem gesehen wurde und nur wenige sehen konnte. Heilige Stille umfang sie. Ihr war's gar wunderbar um's Herz. Die heißen Thränen quollen wieder hervor und wieder barg sie das Angesicht in dem Tuch in ihrer Hand. Wunderbar lieblich, wie ein Trostquell aus der Höhe, ließ dann die Orgel ihren mächtigen Hall ihr durch die Seele rauschen. Jetzt betrat der Pfarrer die Kanzel; er war ein Mann mit weißem Haupt und mit zitternder Hand, ein Mann, dem das Leid des Lebens aus der durchfurchten Stirn, und der Friede des Himmels aus dem ernsten Auge redete. Er redete vom irdischen Sterben und vom ewigen Leben, nicht in gewählten hochklingenden Worten,

sondern mit der Sprache des Herzens, das selber erlebt hat, was die Lippen reden. Die Gemeinde lauschte in ernster, heiliger Stille; die Frau aber dahinten im Kirchstuhl, die früher stets gesagt hatte, der Prediger könne ihr nichts nützen, denn er könne ihr nicht wiedergeben, was sie verloren habe, der kam das Wort wie ein befruchtender Regen auf dürre Flur.

Eine Stunde später aber saß dieselbe Frau in ihrem Stübchen, schrieb einen Brief an den Onkel des Oskar Bernut, und bat ihn, den Knaben vorläufig während der nächsten vier Wochen behalten zu dürfen. Sie wolle ihn kleiden und beköstigen, auch für guten Besuch der Schule sorgen, und verlange als Gegenleistung nur, daß der Knabe daheim der Hausfrau zur Hand gehe und draußen für die Magd die Botengänge mache.

Die Antwort auf dies Schreiben muß wohl günstig gelautet haben, denn vier Wochen später stand in der Dämmerstunde der Oskar neben dem Stuhl der Frau Weißel. Sie umschlingt ihn und er legt vertraulich den Arm um ihre Schulter; sie zieht ihn fester an sich, und er neigt sein blondes Haupt hernieder, als ob er sie hätte küssen wollen; aber scheu und schüchtern zieht er eilig das rosige Antlitz zurück. Sie aber zieht sein blondes Haupt hernieder, liebkost ihn und sagt mit jubelnder Stimme:

„Oskar, Du sollst von heute an mein Sohn sein, und mußt ‚Mutter‘ zu mir sagen. Gott selber hat Dich zu mir geschickt und Dich in meine Arme gegeben, und Du hast mich dahin geführt, wo ich Leben finden kann auch für tiefe, dunkle Gräber. Oskar, nun erst weiß ich, wie tief ich gefallen bin, und wie hoch ich erhoben werden kann, wie arm ich geworden bin — ach, am allerärmsten durch meine eigene Schuld — und wie reich ich in einem neuen Leben werden kann. Ja — ja, ich fange jetzt erst an für Gott und Menschen zu leben: was ich bisher gelebt habe, war ödes, böses Sterben. Oskar — mein Kind, — willst Du mein sein und mein bleiben?“

„Ja — Mutter,“ flüsterten seine Lippen. Als er aber das Wort gesagt hatte, barg er eilig das Angesicht an ihrem Busen, als sei er vor seinem eigenen Worte erschrocken, oder — als ob er nicht wolle, daß die Dämmerstunde helle würde von dem Leuchten seiner hellen Augen.

„Mutter — Mutter,“ sagte er nach einer Weile, und jedesmal, wenn er das Wort ausgesprochen hatte, barg er das Antlitz an ihrem Busen. — „Mutter — wenn ich jetzt — auch — einen Vater hätte!“

„O Du Allgewalt,“ sagte sie, umschlang ihn fester. „Du weißt wohl, daß Du mir über den Kopf wachsen würdest, wenn nicht Vaterhand Dir dann und wann die Rute zeigte.“

Und plötzlich wurde die Frau Weißel sehr ernst und schweigsam und senkte sinnend das Haupt. Als aber Licht angezündet war, schrieb sie einen langen, langen Brief. Sie schrieb von den Sünden ihrer Jugend; sie schrieb, daß sie ihrem Manne keine Hausfrau und ihren Kindern keine Mutter, und ihrem Gott im Himmel keine Dienerin gewesen sei. Sie schrieb von tiefem Leid und bittrer Reue; sie schrieb von den Gräbern der drei Knaben und von dem Leben des einen Knaben, der heute ihr Kind geworden sei, und den sie nicht aus ihrer Hand lassen wolle — weder in der Zeit noch in der Ewigkeit. Dann folgten große Fragen, heiße Bitten und ernste Gelübde, und immer nur war die eine Bitte daran geknüpft: daß sie nur den Oskar behalten dürfe.

Als der Brief in's Kouvert geschoben war, wurde lange nach einer Adresse gesucht unter den alten Papieren. Als sie dieselbe aber gefunden hatte, umschlang sie wiederum den Buben und sagte:

„So, mein Oskar, nun bete zu Gott, daß Du einen Vater bekommst, dann wird er es Dir erhören; denn das Beten verstehst Du viel besser als ich."

* *

*

Wiederum ist's Totenfest und stille trauernde Pilgersleute ziehen hinaus auf den schönen Friedhof

vor dem Thore. Die Traueresche läßt ihr gelbes Laub im Winde rauschen und die drei Kreuze schauen unter ihrem Gezweige heraus grad' wie vor einem Jahre. Eine schwarzgekleidete alternde Frau biegt das Gezweige zur Seite. Sie kennt den Griff schon und die Gezweige gehorchen willig ihrer Hand; aber unter das Laubdach der Esche tritt sie nicht allein: sie hat einen Knaben bei sich und — einen Mann — einen Mann, dem auch derweil das Haar grau geworden ist.

Der Mann aber zieht sein Weib fester an sich und spricht mit zitternder Lippe:

„Gott sei Dank, Mutter, daß uns aus dem Grabe neues Leben emporgewachsen ist: irdisches Leben und ewiges Leben."

Sie drückt ihm nur die Hand und sagt kein Wort zu seiner Rede. Er aber fuhr fort:

„Wie arm waren wir bei all' dem irdischen Wohlstand damals, als wir am Andreasplatz wohnten, und wie reich sind wir nun geworden, da all' der Wohlstand dahingeschwunden ist wie der Morgennebel vor der Sonne. Das kleine Haus in der Vorstadt ist uns ein Palast, und das kleine Geschäft, das ich jetzt allein betreibe, ist mir eine Lust und läßt mir Zeit, für Weib und Kind zu leben."

Und fester zog er sein Weib an sich und fester schlang er den Arm um den Knaben.

„Manchmal kommt mir das vergangene Leben wie ein Traum vor,“ flüsterte sie.

„Und mir kommt's wie ein Roman vor. Und wenn sich ein Dichter fände, der ihn schreiben wollte, dann dürfte er als Ueberschrift darüber setzen: ‚Unter der Traueresche‘; aber das letzte Kapitel müßte heißen: ‚Unter Lebensbäumen‘, denn all' die lieben Kreuze sind uns lauter Lebensbäume geworden. Mit unserm Oskar wollen wir wieder jung werden, mein Mütterchen, und ein neues Leben leben, das uns Gott der Herr in der Grabesstille gegeben hat, um es in der Kreuzschule uns mächtig wachsen zu lassen.“

Dann bekränzten sie die Gräber ihrer Kinder und neben den Kindergräbern bekränzten sie zwei dunkle Kreuze. Ueber dem mittelsten Kreuz auf dem Grabe seiner Kinder hatte Herr Kaufmann Weißel selber den Kranz befestigt und hatte einen Vers in den Kranz geschrieben. Der Vers aber lautete also:

Leben heißt: dem ew'gen Frieden
Unter allem Sturm hienieden
Siegsgewiß entgegengehn;
Glauben heißt es, lieben, hoffen,
Ueber sich den Himmel offen,
Und den Tod gefesselt sehn.

Leben heißt: durch Gottes Gnade
Wandeln auf dem schmalen Pfade
Nach der engen Pforte zu;
Und solch' ew'ges, sel'ges Leben
Kannst nur Du, o Herr, mir geben:
Lebensworte hast nur Du!



Schriften von Emil Frommel.

Aus Lenz und Herbst.

Erinnerungen.

Fünfte Auflage. Elegant gebunden Mk. 4,20.

Festflammen.

Gedanken und Bilder zu den hohen Festen der Kirche.

Zehnte Auflage. Elegant gebunden Mk. 4,20.

Sehr lesenswert für jedermann!

„Wahrheiten für unsere Tage.“

Von Pfarrer **Fr. Oehninger** in Lauffen am Rheinfall.

197 Seiten. — Preis: Elegant broschiert Mk. 1,20.

Diese Schrift von Pfarrer Oehninger enthält in Wahrheit, was sie sagt, Wahrheiten für unsere Zeit, unser Geschlecht, unsere Tage. Diese Wahrheiten sind vor allem an uns Diener Christi adressiert und atmen einen frischen, freien, freudigen Zeugenmut. Es sind in lebendiger, anschaulicher Weise Zeugnisse für den christlichen Glauben und das christliche Leben, mit Entschiedenheit und Wärme geschrieben, weitherzig, und doch gegen die Irrtümer unserer Zeit Front machend, das Gemeinsame in unserem christlichen Glauben in den verschiedenen Kirchen liebreich aufsuchend, aber auch allen Unglauben und Aberglauben, wo er sich zeigt, ungescheut bekämpfend, mit dem, was Rom unechtes Wesen an sich hat, ebensowenig liebäugelnd als mit dem verderblichen kirchlichen Liberalismus. Es ist eine Art Dogmatik und Ethik, aber nicht trocken und langweilig, sondern tief und anregend, Christi Geist verspüren lassend und mit dem Zeugnisse Vieler zur Bestärkung in christlichem Glauben und Leben auch für denkende, christliche Laien geschrieben, für alle, welche die Wahrheit auf Grund der heiligen Schrift lieb haben. Ein großer Vorzug des Buches ist der, daß viele Fremdwörter und lateinische Ausdrücke kurz erklärt sind. Wir wünschen dieser Schrift reichliche Verbreitung und dankbare Leser. („Kirchenfreund“ von Prof. Dr. v. Orelli. 1893. Nr. 13.)

